Jahrbuch

für

jüdische Geschichte und Literatur.

Herausgegeben

vom Verbande der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Mit Beiträgen von

Wilhelm Bacher, Ludwig Blau, Georg Brandes, Max Grunwald, Gustav Karpeles, Martin Philippson, Hajjim Steinthal, Theodor Weiß.

Vierter Band.

Berlin 1901.

Verlag von Albert Katz.

Inhaltsverzeichniß.

Rückblick auf das Jahr 5660.

Von

Martin Philippson.

Das Jahr 5660 ist für das europäische Israel eines der trübsten und schmerzensreichsten gewesen, seitdem Aufklärung und Revolution die Thore des Ghetto geöffnet haben. Wer hätte glauben sollen, daß mehr als ein Säculum nach der begeisternden Erklärung der Menschenrechte noch Vorurtheil, Rassenhaß, Neid, Verfolgungssucht, Fanatismus viele Millionen Europäer beherrschen, viele Hunderttausende in ihren heiligsten Empfindungen und berechtigtesten Interessen schwer verletzen würden? Wahrlich, das neunzehnte Jahrhundert der allgemeinen Zeitrechnung, das man stolz als das zivilisirteste und fortschrittsreichste der Weltgeschichte pries, schloß auf schmähliche und beschämende Weise ab, nicht nur durch Transvaalkrieg und Boxerkampf, sondern auch durch die Orgien und Triumphe des Antisemitismus.

Ein guter Theil der beklagenswerthen Zustände und Vorfälle betrifft unser größeres Vaterland Deutschland und besonders dessen leitenden Staat Preußen. Die preußische Regierung stützt sich immer stärker auf die konservative Partei, zu deren Programm bekanntlich der Judenhaß gehört: und leider lenken auch die Freikonservativen, die früher grundsätzlich für Religions- und Gewissensfreiheit eintraten, unter

dem Eindrucke der wirthschaftlichen Gegensätze in das antisemitische Fahrwasser ein. Wenn die Regierung durch Flotten- und Kanalvorlage von diesen Parteien schwere Opfer verlangt, so ist es ihr bequem, solche durch Zugeständnisse in der „Judenfrage“ wieder wett zu machen, und es ist ein offenes Geheimniß, daß das jetzige preußische Justizministerium den Juden die letzte ihnen noch geöffnete Laufbahn als Staatsbeamte verschließt: den Richterdienst. Es wird aber jede Verletzung der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung der Religionsbekenntnisse zu Ungunsten der Juden freilich durch deren eigenes Verhalten erleichtert, da sie den Beeinträchtigungen höchstens wehmüthige Klagen im stillen Kämmerlein der jüdischen Presse entgegensetzen, es aber scheuen, durch mannhaftes Hervortreten in die weitere Oeffentlichkeit ein J'accuse gegen die ihnen zugefügte Mißhandlung zu schleudern.

Wie stark die antisemitische Gesinnung in Preußen in die Breite und Tiefe gewachsen ist, das zeigen unerhörte Vorgänge gerade des letzten Jahres. Ein Graf Pückler durfte in großen Volksversammlungen offen zur Ausplünderung, Verjagung und Tödtung der Juden auffordern und wurde von allen Gerichtshöfen, vor die er bisher gestellt wurde, freigesprochen — da er alles nur symbolisch gemeint habe. Ein geheimnißvoller Mord, begangen an einem Obertertianer in Konitz, wurde flux für einen jüdischen „Ritualmord“ erklärt, und nicht nur der Pöbel, nein, auch die sogenannten Gebildeten maßen diesem schändlichen, schon so oft widerlegten Märchen willig Glauben bei. Eine bis dahin friedliche und liberale Bevölkerung ließ sich von den Geschäftsantisemiten bereitwillig auf das grauenhafteste verhetzen; Gymnasiallehrer, Pastoren, frühere hohe Beamte übernahmen die Leitung der fanatischen Bewegung. Von Konitz aus verbreitete sich das Feuer über einen großen Theil Westpreußens und Hinterpommerns, und zunächst gewährten die Behörden den mißhandelten und geplünderten Juden geringen oder gar keinen Beistand. Erst solche Szenen, die die Ruhe und Sicherheit des Staates bedrohten und seinen Gesetzen und Einrichtungen offen Hohn sprachen, riefen die Thätigkeit der Centralbehörden wach, deren Befehle dann wenigstens die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung

herbeiführten. Das verhindert aber nicht, daß die Juden in vielen Kreisen der östlichen Provinzen Preußens förmlich geächtet sind, mit Schimpfworten und gelegentlichen Mißhandlungen verfolgt werden, und daß ein Jude, der von irgend einem dunklen Ehrenmanne dort irgend eines Verbrechens angeklagt wird, vor den Geschworenen der Verurtheilung sicher ist. Und dieses Vorurtheil gegen Juden und Judenthum ist nicht auf jene Theile Ostelbiens beschränkt. Es hat alle Welt ergriffen: mit dem verderblichen Motto: „es muß doch ein wahrer Kern darin sein", schenkt ein großer Theil der christlichen Bevölkerung in Deutschland dem Blutmärchen halb und halb Glauben. Wir haben im vorigen Jahrgange dieses Buches (S. 8) warnend auf die stille aber gewaltige Ausdehnung der antisemitischen Gesinnung in Deutschland hingewiesen. Die Saat, die in den jüngst verflossenen Jahren ausgestreut wurde, ist erschreckend aufgegangen. Wenn die deutschen und zumal die preußischen Israeliten auch davon sich nicht bestimmen lassen, mit offenem Visir auf den Kampfplatz zu treten, sondern jeder muthigen Verfechtung ihrer Religion und ihrer Bürgerrechte weiter ausweichen, so werden sie immer tiefer in die Stellung mißachteter Fremdlinge versinken, in die sie schon hineingerathen sind. Und das ist nicht nur eine Gefahr für die einzelnen Juden, sondern auch für das deutsche Judenthum als Ganzes. Die gebildeten Juden fühlen sich nun einmal in ihrer ungeheuren Mehrheit vor allem als Deutsche, die ehrgeizigen Juden wollen auf öffentliche Aemter — besoldete oder Ehrenämter — nicht verzichten. Müssen sie wählen zwischen Deutschthum und Judenthum, zwischen Achtung, Ehrung, Vortheil und Geringschätzung, Hintansetzung, Nachtheil: so werde leider eine immer wachsende Anzahl die Lüge eines falschen Bekenntnisses nicht scheuen, um auf die nationale Seite überzutreten, die zugleich die weltlich verlockende ist. Wir dächten, daß Niemand solche Befürchtung für eine Chimäre nehmen wird: der täglich zunehmende Abfall unserer gebildetsten und besitzenden Elemente redet eine allzu deutliche Sprache, um mißverstanden zu werden. Es ist hohe Zeit, daß das deutsche Judenthum sich in irgend einer Form zusammenthue, um sich zu kräftigem Widerstande zu organisiren.

Ein bloßer Vertheidigungskrieg, das ist der Fundamentalgrundsatz der modernen Strategie, ist immer verlustreich; und eine Gemeinschaft, die sich selbst aufgiebt, ist werth, daß sie aufgegeben werde.

Unter all' dem Traurigen giebt es nur zwei schwache Lichtpunkte: in dem posenschen Wahlkreise Lissa ist ein Jude — der dritte — in das Abgeordnetenhaus gewählt worden: und das Kultusministerium zeigt dem jüdischen Volksschulunterricht dankenswerthes Wohlwollen. Allein man hüte sich, aus diesen beiden Thatsachen weitergehende Schlüsse zu ziehen. Die erstere erklärt sich daraus, daß in verschiedenen posenschen und westpreußischen Wahlkreisen die Juden den Ausschlag geben und deshalb Berücksichtigung erheischen; die zweite aus der Begünstigung, die die Regierung überhaupt der konfessionellen Schule, im Gegensatze zu der paritätischen, zu Theil werden läßt.

Die schlimmen Wirkungen des zunehmenden Antisemitismus sind auch keineswegs auf Preußen beschränkt. Im Großherzogthum Hessen hält der Justizminister Dittmar — ebenso wie die sächsische Regierung — eingestandener Maßen an dem der Reichsverfassung offen widersprechenden Grundsatze fest, keine Juden anzustellen. Woher nimmt ein Staat die Befugniß, die Anarchisten zu bekämpfen, wenn er selber Gesetz und Recht prinzipiell mit Füßen tritt? Und wird Jemand, der früher als unwürdig des staatlichen Amtes bezeichnet wurde, dessen dadurch werth, daß er einen Falscheid begeht? Die hessischen Israeliten haben sich in einer durchaus kräftig und würdig gehaltenen Beschwerde an die zweite Kammer gewendet. Deren Petitionsausschuß hat grundsätzlich die Berechtigung der Petenten anerkannt und den Justizminister um Begründung seines bisherigen Verfahrens ersucht. Wir dürfen gespannt auf den Ausgang dieses „Kampfes ums Recht" sein. Sollten, wider Verhoffen, die hessischen Juden in ihrem engern Vaterlande unterliegen, bleibt ihnen noch übrig, sich an den Reichstag zu wenden, dessen Mehrheit sich ihnen zweifellos günstig zeigen würde.

Selbst in Bayern, das bisher sich in jüdischen Dingen tadelfrei gehalten hatte, beginnt die Zeitströmung sich geltend zu machen. Schon werden dort Juden nicht mehr als ordent-

liche Universitätsprofessoren angestellt. Auch die Ernennung zu Reserveoffizieren, ja nur zu Gefreiten wird für jüdische Militär-Freiwillige immer seltener gewährt. Endlich sind jetzt die jüdischen Lehrer von den nicht konfessionell jüdischen Volksschulen grundsätzlich ausgeschlossen. Noch ist Se. königlichen Hoheit der Prinzregent, noch sind einzelne Minister unbefangen gesinnt — aber sind diese dereinst vom Schauplatze abgetreten, so wird der Wind, der von Berlin her weht, auch in Bayern verheerend wirken. An stillem und lautem Antisemitismus fehlt es dort nicht. Hat man doch bereits versucht, in dem Dorfe Uebermatzhofen einen „Ritualmord" in Szene zu setzen, dessen Weiterentwicklung glücklicher Weise durch energisches Eingreifen der Behörden unterdrückt wurde.

Mit froheren Gefühlen können wir uns Baden und zumal Württemberg zuwenden. In dem ersteren Lande hält der edle Großherzog, so weit ihm das die gegenwärtigen Verhältnisse noch gestatten, das Banner der Gewissensfreiheit und konfessionellen Gleichberechtigung hoch. In Württemberg zeigen Kammern und Regierung fortgesetzt den Juden das gleiche Wohlwollen, das auf der Anerkennung beruht, daß diese sich in jeder Weise ihrer Emanzipation und der Ertheilung der staatsbürgerlichen Rechte würdig gezeigt haben. Möchten doch andere deutsche Volksvertretungen und Regierungen das von Württemberg gegebene Beispiel nachahmen!

Gewiß, es hat sich innerhalb der deutschen Judenheit ein regeres Leben entwickelt. Der Gemeindebund und seine Provinzial- und Bezirksverbände suchen Gottesdienst, Religionsunterricht, kultuelle Einrichtungen jeder Art in immer steigendem Maße zu fördern. Rabbiner- und Lehrerverband stützen diejenigen Berufe, die vor allem der jüdischen Lehre dienen. Litteraturvereine und Logen stärken die Liebe zu jüdischem Wesen und Denken. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß die Wirkung aller dieser Veranstaltungen sich auf den Kreis derjenigen beschränkt, die noch Anhänglichkeit und Treue für die väterliche Religion bewahren. Die Tausende aber — und sie gehören beklagenswerther Weise gerade der Zahl der Hochgebildeten und Besitzenden an — die sich dem

Judenthum entfremdet haben und täglich mehr entfremden, werden von jenen Institutionen gar nicht berührt, weil sie ihnen prinzipiell fern bleiben. Da ist es erfreulich und tröstreich zu bemerken, daß die jüdischen Studirenden sich immer mehr zu Vereinen zur Belebung des jüdischen Bewußtseins und zum Schutz und Trutz gegen antisemitische Regungen unter den Kommilitonen zusammenschließen. Man wendet gegen solche Veranstaltungen oft ein, daß sich damit die Juden allzu sehr absondern. Aber diese Absonderung wird ihnen ohnehin von außen auferlegt; und die jüdischen Jünglinge haben vollkommen Recht, sich dagegen nicht der Vereinzelung und Zersplitterung auszusetzen, sondern sich zur Abwehr zu vereinigen und dem antijüdischen Banner das jüdische entgegen zu stellen. Diese Vereinigungen geben uns die Hoffnung, daß es in der neuen Generation besser stehen wird um das deutsche Judenthum.

In dem verbündeten und benachbarten Oesterreich ist eine Wendung zum Guten für die dortigen Israeliten leider nicht zu verzeichnen. Die Regierung hat durch den Mund des Ministerpräsidenten v. Körber freilich eine jüdische Abordnung der striktesten Aufrechterhaltung der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung versichert; allein zu gleicher Zeit bestätigte sie das neue Statut und die neue Wahlordnung für die Stadtgemeinde Wien, die derart gestaltet sind, daß sie die Herrschaft der „Christlich-Sozialen“ Lueger'scher Richtung zu verlängern versprechen. Wirklich erfocht diese bei den Wiener Gemeindewahlen einen vollständigen Sieg, der ihr in der dortigen städtischen Vertretung neuerdings eine erdrückende Mehrheit verschaffte. Etwas günstiger für die Sache der Freiheit fielen die Wahlen in den übrigen niederösterreichischen Städten aus.

In Galizien sind glücklicher Weise in diesem Jahre größere Judenverfolgungen, wie in dem letztvergangenen, nicht zu verzeichnen. Sonst bleibt die materielle und intellektuelle Lage der galizischen Juden die gleich traurige, ohne daß große Hoffnung auf eine baldige Besserung vorhanden wäre, da die Uebelstände allzutief eingewurzelt und allzuweit verbreitet sind, als daß ihnen leicht beizukommen wäre. Ausdehnung des Unterrichts und namentlich Gründung

von Ackerbau- und Handwerkschulen würden wohl die angemessensten und wirksamsten Mittel zur Rettung dieser Hunderttausende von Unglücklichen sein. Inzwischen setzt der polnische Klerus seinen Krieg gegen das Judenthum unentwegt fort. Immer von neuem hören wir von minderjährigen jüdischen Mädchen, die ihren Eltern, zum Theil mit offener Gewalt, entzogen werden, um in Klöstern zu verschwinden. Die Liste ist bereits eine recht umfangreiche: Micheline Araten und eine gewisse Goldfinger in Krakau, Rahme Weiß in Wieliczka, Blime Kornreich in Mata, Esther Weiser in Wola, Szalka Sobel in Podgorze, Debora Sattler in Gosprzedowa. Besonders die Felicianerinnen in Krakau betreiben den Mädchenraub geschäftsmäßig. Vergebens riefen die verzweifelnden Eltern die Hilfe der Polizei, der Gerichte, des Statthalters, der Minister an. Alle versagten, Niemand hatte den Muth, der allmächtigen Geistlichkeit gegenüber Recht und Gesetz walten zu lassen. „An den Mauern der Klöster hat die weltliche Macht ein Ende," — diese Bankerotterklärung sprach ein österreichischer Minister offen aus. Wie im tiefsten Mittelalter! Soweit hat es der moderne Rechtsstaat, die moderne Civilisation gebracht.

Ein anderes schönes Bild wird uns in Böhmen entrollt. In Uebereinstimmung mit der medizinischen Fakultät der tschechischen Universität Prag, die die Möglichkeit eines „Ritualmordes" an dem Opfer der Polnaer Bluthat unbedingt verwarf, hatte der oberste Gerichtshof in Wien die Verurtheilung des Hülsner durch die Kuttenberger Geschworenen aufgehoben und die Sache an das Schwurgericht in Pisek verwiesen. Allein dieser hat die Verurtheilung abermals ausgesprochen, und zwar in einer Form, die darauf abzielt, Hülsner als Mitschuldigen an einem Ritualmorde zu bezeichnen. So faßte die Sache auch die fanatisirte tschechische Menge auf, die den Ausspruch als einen nationalen Sieg über die Juden feierte. Kein Wunder, daß das Blutmärchen auch sonst in Böhmen grassirt, wie z. B. in Ruchowan und Jungbunzlau. An vielen Orten sind — gerade wie in Westpreußen und Hinterpommern — die Juden ihres Eigenthums und Lebens nicht mehr sicher, wird ihnen die wirthschaftliche Existenz unmöglich gemacht. Der Ver-

gleich ist oft gemacht worden, aber um so richtiger und passender: diese Christen, diese entarteten Bekenner der Religion der Liebe, verfahren gegen die Juden genau so wie die chinesischen Boxer gegen die Christen. Die Juden haben freilich weder Kriegsschiffe noch Soldaten mit Schnellfeuerwaffen, um die christlichen Boxer zur gerechten Strafe zu bringen, die ihre chinesischen Geistesgenossen trifft.

Es ist nicht die Schuld der Antisemiten, wenn ähnliche Greuel nicht auch nach Ungarn verpflanzt werden. Gewissenlose Hetzer haben bei Debreczin und in St. Endre Ritualmord-Unruhen in Szene zu setzen versucht; die schändlichen Unternehmungen wurden aber mit Strenge unterdrückt. Die „Katholische Volkspartei“, die sich in Ungarn offiziell zu Vertretern des gehässigsten Antisemitismus macht, in dem sie ein vorzügliches Mittel zum Hetzen zu finden meint, übertrug die Agitation in das Abgeordnetenhaus. Allein sowohl der Ministerpräsident wie der Kultusminister traten ihren Ausführungen schroff entgegen und sprachen unter dem lebhaften Beifall der großen Mehrheit der Abgeordneten ihren festen Entschluß aus, an den liberalen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Gleichheit für alle Bekenntnisse unerschütterlich festzuhalten, Grundsätze, die Ungarn blühend und mächtig gemacht hätten. So dürfen wir die Hoffnung hegen, daß Ungarn, so lange dort die liberale Partei am Ruder bleibt — und noch ist keine Befürchtung ihres Sturzes zu hegen —, einen festen Felsen bilden wird, an dem die schmutzigen Wasser des Antisemitismus machtlos abprallen.

Ebenso wenig konnte dieser in dem dritten der Dreibundstaaten, in Italien, Platz greifen. Auch hier sind es leider kirchliche Organe, die ihn einzuführen suchen: vergebens. Man darf sagen, daß Italien gegenwärtig dasjenige Land ist, wo es am wenigsten Antisemitismus giebt, zum Theil weil dies alte Kulturvolk für dergleichen barbarische Anwandlungen nicht empfänglich ist, zum Theil auch weil Juden und Italiener im Aeußern und in der Lebhaftigkeit und Beweglichkeit einander vielfach gleichen. Bei den Kammerwahlen wurden nicht weniger als zwölf Juden ins Parlament gesandt — gewiß eine beträchtliche Zahl, da es unter den dreißig Millionen Italienern noch nicht fünfzigtausend Juden

giebt. Das Leichenbegängniß des in den ehrenvollsten und schwierigsten diplomatischen Sendungen bewährten Staatsmannes Isaac Artom, des Vertrauten des großen Cavour, gab den höchsten Persönlichkeiten des Staates, dem Könige, den Ministern, den Vertretern des Senates und der Kammer u. s. w. Gelegenheit, ihre Verehrung für den dahingeschiedenen Israeliten persönlich zu bethätigen. Im italienischen Heere aber giebt es, aus den wenigen italienischen Juden, einen Generalleutnant, einen Oberst, 8 Majore, 43 Hauptleute und 109 Leutnants. Das gleiche Ergebniß der hervorragenden Befähigung und Lust der Juden zum Heeresdienste wird sich in allen denjenigen Ländern erweisen, die den Juden die Offizierschargen zugänglich machen. Um so trauriger ist das Vorurtheil, das ihnen solche im deutschen Vaterlande verschließt!

Frankreich ist dasjenige Land, in dem wir eine entschiedene Bessergestaltung der Verhältnisse der Israeliten verzeichnen dürfen. Der Präsident Loubet sowie das Ministerium Waldeck-Rousseau haben dort mit ebenso vieler Festigkeit wie Mäßigung und Besonnenheit den Kampf gegen Klerikalismus und Nationalismus gerade auf dem Gebiete der Judenfrage aufgenommen: einen Kampf, der um so schwieriger war, als das Offizierkorps fast ganz von dem freiheitsfeindlichen Klerikalismus durchseucht ist. Die Offiziere der Artillerieschule von Fontainebleau, die sich gegen die Aufnahme eines jüdischen Kameraden sträubten, wurden empfindlich gestraft. Das Ministerium verkündete bei jeder Gelegenheit, daß es „jeden Unterschied nach Abstammung, Religion und Rasse entschieden zurückweise". Der Sieg, den die Nationalisten bei den Pariser Stadtrathswahlen erfochten, machte es in seinen Bestrebungen um so weniger irre, als es die große Mehrheit des Senates und der Kammer auf seiner Seite hat. Es ernannte einen Juden neuerdings zum General; seit 1870 hat es in Frankreich nicht weniger als sieben jüdische Generale gegeben. Aber auch auf dem Gebiete der Wissenschaft zeichnen sich die Juden aus. In der Académie des inscriptions et belles-lettres allein — einem der fünf Zweige des französischen „Instituts" (Akademie) — giebt es ein jüdisches Minjan: zehn ordentliche Mitglieder unter vierzig!

Noch schwieriger wird sich der Kampf gegen den Antisemitismus in Algerien gestalten. An Stelle des schwächlichen Lafferière ist hier ein entschlossen freiheitlich gesinnter Politiker, Jonnart, zum Generalgouverneur ernannt worden, der sofort Gelegenheit genommen hat, den judenfeindlichen Kundgebungen des Bürgermeisters von Algier, des berüchtigten Régis, gegenüber sein wahrhaft republikanisches und echt französisches Programm der Toleranz und gegenseitigen Achtung zu betonen. Allerdings hat der Ausschuß der Pariser Kammer für Algerien beschlossen, dieser die Aufhebung der Gleichberechtigung der algerischen Juden vorzuschlagen; es ist indeß nicht wahrscheinlich, daß das Plenum sowie die Regierung diesen ungerechten Antrag annehmen werden.

Der jetzt zwischen England und Transvaal wüthende Krieg hat den englischen Juden Gelegenheit gegeben, ihre Vaterlandsliebe und ihren soldatischen Muth von Neuem zu beweisen. Der Oberbefehlshaber Lord Roberts hat den jüdischen Soldaten und Offizieren seines Heeres, unter namentlicher Hervorhebung des Obersten Harris, der Majore Ben und Sam Weil, sowie des Feldwebels Morris, ein glänzendes Zeugniß ausgestellt. 300 Juden kämpfen im englischen Heere in Südafrika, von denen schon Viele Wunden und selbst den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden haben. Aber auch auf Seiten der Buren fechten viele Juden, zum Theil in hervorragenden Stellungen. Daß in England selbst kein Antisemitismus herrscht, beweist die Thatsache, daß im jetzt vergangenen Jahre Juden die angesehenen Lord-Mayor- (Oberbürgermeister-) Stellen in den großen Städten Liverpool, Portsmouth und Belfast bekleideten; noch mehr aber, daß nicht weniger als 13 Juden bei den jüngsten Parlamentswahlen in das Unterhaus entsandt wurden. Kein Mensch beklagt sich in dem unglücklichen Albion über solche „Verjudung“ der herrschenden Volksvertretung!

In dem gleichfalls parlamentarisch regierten Belgien machte natürlicher Weise von Frankreich aus der Antisemitismus den Versuch, sich einzunisten; und merkwürdiger Weise ist es, wie in Frankreich, ein Theil der Radikalen, der sich zu diesem edlen Zwecke mit den Klerikalen verbündet. Er brachte bei den Neuwahlen in Lüttich den — übrigens nur noch

dem Namen nach jüdischen — Senator Montefiore-Levi zu Fall. Allein neuerdings haben sich Radikale und Sozialisten Belgiens zur Bekämpfung des Antisemitismus aufgerafft: in Brüssel wurde außer Montefiore-Levi noch der eifrig jüdische S. Wiener in den Senat gewählt.

Das andere neutrale Land, die Schweiz, zeigt ganz vorurtheilsfreie Gesinnung. Das Volk erwählt wiederholt Juden zu Beamten, und niemals fällt im Wahlkampf auch von gegnerischer Seite das Wort „Jude".

Welch' Gegensatz hierzu die ungeheure Despotie Rußland! Hier kann man sich noch immer nicht zu einer durchgreifenden Erleichterung des schweren Joches verstehen, das auf den unglücklichen Israeliten lastet. Freilich zeigen die Beschlüsse der höchsten Verwaltungsbehörde, des Senats, eine kleine Neigung zum Bessern, offenbar ausgehend von der edlen und idealen Persönlichkeit des jungen Zaren. Er räumt verschiedenen Kategorien der Juden — besonders früheren Soldaten und akademisch Gebildeten — das Recht ein, im ganzen Reiche zu wohnen, Grundbesitz zu erwerben und Handel zu treiben. Er erleichtert hier und da die Freizügigkeit der Juden. Jüdische Soldaten dürfen wieder — was ihnen 1885 entzogen worden war — zu Unteroffizieren befördert werden. Eine solche Verfügung ist um so gerechter, als die russischen Generale selber die Tapferkeit der jüdischen Soldaten anerkennen. Eine große Anzahl derselben ist auf den Kriegsschauplatz in China abgegangen. Unter der Besatzung von Port Arthur sind sie so zahlreich, daß die Regierung ihnen eine eigene Synagoge erbauen ließ. In der 5. Schützenbrigade, die nach China beordert wurde, befinden sich nicht weniger als 700 jüdische Soldaten, für die eine eigene Thorarolle mitgenommen wurde, die der betreffende Kommandeur neben den Regimentsfahnen aufbewahren läßt. Diese Thatsachen machen an hoher Stelle den besten Eindruck. Die Juden gewöhnen sich daran, bei kleinen und großen Bedrückungen durch die Beamten sich klagend an den Senat zu wenden, und dieser ist gerecht genug, überall helfend einzugreifen, soweit die Gesetze es gestatten — freilich ist das noch nicht allzu viel! Neuerdings ist im Ministerium des Innern eine eigene Abtheilung für jüdische Angelegenheiten

errichtet worden, deren Zusammensetzung den armen geplagten „Hebräern“ Rußlands einige Hoffnung einflößt.

Wie Ungeheures bleibt aber da noch zu thun! Man weiß, wie die Herren Beamten bei der Vertheilung der unter Christen und Juden gesammelten Hilfsgelder für die von der schrecklichen Hungersnoth in Bessarabien Betroffenen die jüdischen Armen ganz einfach übergingen und nur christliche Bedürftige berücksichtigten. Das jüdische Schulwesen ist derart vernachlässigt, daß achtundachtzig vom Hundert der Kinder ohne jede, auch die elementarste Bildung bleiben. An 400 000 jüdische Kinder befinden sich in dieser traurigen, für ihre geistige und ökonomische Fortentwickelung so schädlichen Lage.

Von Rußland nach Rumänien ist, wie örtlich, so auch in der Zurücksetzung der Juden nur ein Schritt. Der Nothstand, in den wiederholte Mißernten, wie Bessarabien, so auch Rumänien versetzt haben, übte auf die jüdischen Bewohner dieses Landes eine um so verderblichere Wirkung aus, je härter der Druck, die Ausschließung und die Verfolgungen waren, unter denen sie ohnehin litten. Gehörten doch drei der Minister, der Präsident und zwei der Vizepräsidenten der Kammer sowie der Bürgermeister von Bukarest dem Großrath der Antisemitenliga an! Kein Wunder, daß den Juden auf geistigem wie auf materiellem Gebiete unausgesetzt entgegengearbeitet wurde. Bekanntlich sind ihre Kinder von den öffentlichen Volksschulen ausgeschlossen; ihre auf eigene Kosten begründeten Schulen suchte die Regierung nun unter vielem Andern auch dadurch zu vernichten, daß sie den hebräischen Unterricht verhinderte. Nachdem man ihnen bereits eine große Anzahl von Beschäftigungen verboten hatte, bereitete man ein Gesetz vor, das den „Fremden“ d. h. Juden die Ausübung des Handwerks untersagte. Auch aus dem Gewerbe des Schankwirthes drohte man sie zu verdrängen. Ohnehin ärgster Noth unterliegend, voll Furcht, der letzten Möglichkeit des Broterwerbes beraubt zu werden, griffen viele Tausende der Unglücklichen zum Wanderstabe, um eine bessere und menschlichere Heimath aufzusuchen. Aber die fremden Länder, auch die Vereinigten Staaten und Kanada, verschlossen den meist mittellosen Auswanderern die Grenzen. So nahm das

Elend die furchtbarste Gestalt an. Die Mildthätigkeit der westeuropäischen Glaubensgenossen entfaltete sich in schönster Weise, Millionen von Mark wurden aufgebracht; allein diese großen Summen mußten meist dazu dienen, die mit vielen Kosten aus Rumänien Herausbeförderten wieder hinein zu bringen. Welche Leiden die armen, zerlumpten, hin und her gestoßenen Wanderer erduldeten, übersteigt jede Beschreibung. Eine gründliche, systematische, auf sorgfältiger Vorbereitung beruhende Organisation der rumänischen Emigration ist dringend zu wünschen. Nur eine solche kann dauernd helfen, nicht aber eine ungeregelte, tumultuarische, wenn auch noch so hochherzige Wohltätigkeit.

Das Aufsehen und die Entrüstung, die diese Vorgänge in ganz Europa hervorriefen, trafen das harte Herz der leitenden Klassen Rumäniens deshalb schwer, weil sie durch die Zerrüttung ihrer Finanzen in die Nothwendigkeit versetzt waren, sich an den europäischen Kredit zu wenden. Das judenfeindliche Kabinett Cantacuzeno trat also im Juli ab, um einem von Peter Carp geleiteten Ministerium Platz zu machen. Der neue Ministerpräsident ist thatsächlich ein höchst achtungswerther, aufgeklärter Mann, der sich wiederholt der Juden in vorurtheilsfreiester und muthigster Weise angenommen hat. Allein seine Umgebung ist derart zusammengesetzt, daß er beim besten Willen nichts Wesentliches zu Gunsten jener ausrichten kann. Er soll nur als Dekoration dienen, die wieder bei Seite geschoben wird, wenn sie ihre Wirkung auf das verehrliche europäische Publikum geübt hat. Versprechungen werden den Juden viele gethan — aber in Wirklichkeit geschieht nichts zu ihren Gunsten. Einige judenfreundliche Verfügungen des Ministers des Innern werden von den Provinzialbehörden — wahrscheinlich in Folge geheimer Weisungen — einfach nicht befolgt. Die rumänischen Juden haben denn auch einen kräftigen Protest gegen die ihnen verfassungs- und vertragswidrig zugefügten Bedrückungen der Kammer und dem Senate eingereicht. Praktischen Nutzen wird er leider kaum bringen. Die Herren Rumänen führen den Europäern gegenüber wieder das Trugspiel auf, das ihnen so oft geglückt ist. Während die europäische Finanzwelt sagt: „Erst gebt uns durch Emancipation der Juden eine Bürgschaft für

das bessere Gedeihen Eurer ökonomischen Zustände, dann werdet Ihr von uns eine Anleihe erhalten", — antworteten die Rumänen: „Erst gebt uns Geld, dann wird das dankbare rumänische Volk die Juden emanzipiren". Aber sie haben zu oft gelogen, um noch Glauben zu finden.

Begreiflicher Weise hat der Antisemitismus Rumäniens endlich auch das benachbarte Bulgarien angesteckt. Es bildete sich eine antisemitische Partei, der weit verbreitete Zeitungen sich zu Gebote stellten. „Talmudmoral", „Ritualmord", kurz alle lügnerischen Hetzereien der Antisemiten wurden in das Volk geschleudert und selbst von den Behörden gefördert, antisemitische Volksversammlungen veranstaltet. Schon kam es zu thätlichen Angriffen auf friedliche Juden. Endlich hat die Regierung sich aufgerafft, in strengem Tone den Provinzial-Behörden die Bekämpfung der antisemitischen Agitation anzubefehlen. Die bulgarischen Juden haben dann den geeignetsten Weg eingeschlagen, nämlich den der Selbsthilfe. Im April fanden sie sich zusammen, um sich einheitlich zu organisiren und geschlossen den Widerstand gegen ihre Feinde ins Werk zu setzen.

Welch Gegensatz zu all' diesen „Kulturvölkern", die „barbarische" Türkei! Hier wird die Duldsamkeit gegenüber den Juden in schönster Weise geübt. Unter einigen, durchaus gerechtfertigten Bedingungen hat die Pforte den jüdischen Einwanderern aus Rumänien ihre Grenzen geöffnet.

Auch in Kleinasien konnten mehrere Ackerbaukolonien jüdischer Einwanderer begründet werden. Der Sultan begreift vollkommen den Nutzen, den die intelligenten, fleißigen und patriotischen Juden seinem vielbedrohten Staate bringen können. Er nimmt sie in den höhern Staatsdienst auf, er wünscht auch sie dem Heere zuzuführen, sobald man Mittel und Wege gefunden hat, das Gebot des Koran zu umgehen, das das Waffenhandwerk den Moslemin vorbehält.

Die Juden von Konstantinopel bringen diesem hochherzigen Streben des Sultans nicht allein Dankbarkeit, sondern auch volles Verständniß entgegen. Sie haben an ihn eine Ergebenheitsadresse gerichtet und beschlossen, ihre bisherige spaniolische Sprache aufzugeben

und dafür die türkische anzunehmen; sie wird bereits in den jüdischen Schulen der Türkei eingeführt, damit die heranwachsende Generation sich völlig als israelitische Türken fühle und als solche rede.

Nur in einer Beziehung bleibt der Sultan unerbittlich: aus Besorgniß, in Palästina einen jüdischen Nationalstaat sich bilden zu sehen, erneuerte und verschärfte er das Verbot jüdischer Niederlassung in dem heiligen Lande. Das ist die traurige Frucht der wohlmeinenden, aber von Grund aus verkehrten zionistischen Bestrebungen. Sie haben selbst die regelmäßige und ruhige Ausdehnung des so hochwichtigen Werkes jüdischer Ackerbau-Ansiedlungen in Palästina unmöglich gemacht: ein beklagenswerthes Ergebniß, das ihnen jeder Verständige voraussagte. Das thatsächliche Resultat des diesmal in London tagenden Zionistenkongresses war deshalb, trotz aller zündenden Reden, einfach — Null.

Auch in Persien ist der gegenwärtige Schah den Juden freundlich gesinnt und sucht ihre klägliche Lage zu bessern, wobei er freilich mit dem Fanatismus und der Eifersucht der Massen und zumal der Schiitischen Geistlichkeit schwer zu kämpfen hat.

Aus Marokko hören wir, wie gewöhnlich, von gelegentlichen traurigen Ausbrüchen des Judenhasses, denen die europäischen Konsuln keinen nennenswerthen Widerstand entgegensetzen.

Das freie Land jenseits des Weltmeeres, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, hat nur den ganz unbemittelten Einwanderern — Juden wie Christen — seine Pforten verschlossen. In dem Jahre 1899 landeten allein in New-York nicht weniger als 53687 jüdische Immigranten, die fast ausschließlich aus Rußland, Galizien und Rumänien kamen — eine gewaltige Aufgabe für die Wohlthätigkeit und die Mühewaltung der amerikanischen Glaubensgenossen, die sich ihr mit dem rühmlichsten Eifer und bewundernswerthem Erfolge unterzogen.

Es muß übrigens auf das stärkste hervorgehoben werden, daß nur eine verschwindende Minderheit dieser östlichen Ankömmlinge aus Kaufleuten und Händlern be-

stand, die ungeheure Mehrheit aber aus Handwerkern und Arbeitern: eine Thatsache, die ein Vorurtheil widerlegt, das selbst unter den Juden des Westens gegenüber ihren russisch-polnischen Brüdern besteht.

Es ist im ganzen ein trauriges Bild, das die Geschichte des Jahres 5660 uns bietet. Alle Dämonen des Mittelalters scheinen wieder entfesselt zu sein und der kleinen Schaar Israels den Untergang zu drohen. Aber wiederholen wir uns stets: wenn wir muthig, überzeugungstreu, festen Sinnes ausharren, wenn wir uns selber nicht aufgeben, so kann unserer guten und heiligen Sache Niemand etwas anhaben.

Der Einzelne mag leiden, wie unsere Vorväter gelitten haben — das Judenthum wird auch diesen ihm aufgenöthigten Kampf bestehen, wie es solche seit Jahrtausenden siegreich bestanden hat. Die Spur der Verfolger wird im Sturme der Geschichte verwehen, die reine Gotteslehre Israels und seine hohe, ewige Sittenlehre werden weiter leben als Leuchten für die Menschheit.

Litterarische Jahresrevue.

Von

Gustav Karpeles.

In unserem haggadischen Schriftthum wird der Traum eines Gelehrten erzählt, der in seiner Bücherei eingeschlafen war und der nun die Geister der Bücher plötzlich erwachen sieht und ihren mehr als lebhaften Streit mit anhört. An diesen Traum werde ich erinnert, so oft ich daran gehe, die verschiedenartigen, weit auseinanderliegenden und mannigfachen Gebieten angehörenden Schriften der Litteratur eines Jahres in einem Bilde zusammenzufassen. Gewiß wäre es auch nicht uninteressant, die Diskussionen moderner Autoren über die entscheidenden Fragen der Litteratur und des Lebens mit anzuhören. Aber im Großen und Ganzen würde man doch nur dasselbe vernehmen, was der alte Haggadist in seinem Traume gehört zu haben vermeinte: dieselben Klagen, dieselben Wünsche, dieselben Hoffnungen. Vielleicht liegt darin sogar ein Trost. Und eines solchen Trostes bedürfen wir, wenn wir die Misere unseres Litteraturlebens in seiner ganzen Erbärmlichkeit uns wieder einmal vergegenwärtigen.

Denn auch das abgelaufene Jahr hat keine wesentlichen Veränderungen in diese Verhältnisse gebracht. Noch immer harren wir der großen Werke, welche das überreich vorhandene, seit Jahrzehnten angesammelte Material in

systematischer Weise und nach den Forderungen der modernen Wissenschaft verarbeiten. Noch immer warten wir auf die großen Dichter, welche die brennenden Zeitfragen und die vielen und seltsamen neuen Erscheinungen innerhalb des Judenthums der Gegenwart in poetischen Bildern uns vorführen. Noch immer ersehnen wir den oder die Mäcene, welche unserem armen Schriftthum Hilfe und Rettung bringen sollen. Vergeblich! Weder die großen Werke noch die bedeutenden Dichter, weder die vielen Leser noch die einzelnen Mäcene sind bisher auf der Bildfläche erschienen; selbst die Bewegung innerhalb des Judenthums, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren unstreitig sich kund gegeben, hat auf diesem Gebiete nicht Wandel geschaffen. Es wäre ein verdienstliches Beginnen, den Gründen dieser Theilnahmslosigkeit nachzuforschen. Allein eine solche Betrachtung erforderte mehr Zeit und Raum, als sie mir hier zu Gebote stehen. Ich muß mich auch diesmal damit bescheiden, die Klagen zu wiederholen, die meine Leser schon seit Jahren gehört, und die Wünsche daran zu knüpfen, die ihnen ja auch nicht mehr fremd sind. Aber einige Bemerkungen zur Sache selbst möchte ich mir heute doch erlauben; vielleicht finden sie hier und da ein geneigtes Ohr.

Vor allem ist in unserer Litteratur der Mangel an großen, einheitlich abgeschlossenen, systematischen und grundlegenden Werken zu verzeichnen. Immer und immer wieder muß man den Blick in die erste Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts zurückwerfen. Was sind da für Werke erschienen, ohne daß die Autoren reiche Hilfsmittel, große Bibliotheken, werthvolle Vorarbeiten besaßen! Als Zunz seine Gottesdienstlichen Vorträge schrieb, hatte er weder Material noch Hilfsmittel noch auch nennenswerthe Vorarbeiten. Und so erging es Sachs, als er sein Buch über die religiöse Poesie der Juden in Spanien in die Welt schickte, und nicht viel besser hatten es Jost, Herzfeld und selbst Graetz bei ihren geschichtlichen Werken. Nein, der Mangel an Vorarbeiten und an Material trägt wahrhaftig nicht die Schuld daran, daß wir noch immer keine Geschichte der jüdischen Religionsphilosophie, der neuhebräischen Dichtung, keine Biographie von Maimonides und, was das

Wichtigste ist, keine systematische Darstellung von dem Lehrinhalt, von dem Wesen und der Bedeutung des Judenthums besitzen, die man gebildeten Lesern in die Hände geben könnte, etwa von der Art, wie das Buch von Harnack über das Wesen des Christenthums. Viel eher könnte man die Klage erheben, daß wir schon zu viel Vorarbeiten und zu viel Material haben, und daß die Richtung, welche immerfort neue Bausteine sammelt, nicht einer anderen den Weg geebnet, die auf das Große und Ganze ihr Augenmerk richten könnte. Diese archäologische Strömung beherrscht schon mehr als ein halbes Jahrhundert die jüdische Litteratur. Fast alle wissenschaftlichen Leistungen haben einen antiquarischen Charakter und eine philologische Natur, als gehörte die Wissenschaft des Judenthums einzig und allein dem Alterthum an.

Es sei fern von mir, solche wissenschaftliche Bestrebungen zu unterschätzen. Ich weiß sie sehr wohl nach ihrem inneren Werth und ihrer großen Bedeutung für die Litteratur zu würdigen, aber ich bleibe trotzdem bei der Anschauung, daß historische Studien überhaupt einen entgegengesetzten Weg einschlagen müßten als z. B. die naturhistorischen. Während der Naturforscher die Einzelerscheinungen, die Welt im Kleinen, empirisch aufzusuchen und zu ergründen sich bemühen muß, um aus den Einzelheiten ein Bild der Gesammtheit zu gestalten, kann der Historiker nur aus der Totalanschauung das Einzelne erfassen und in seinem Verhältniß zum Großen- und Ganzen würdigen, wenn er nicht in dem Einzelnen und Kleinen seinen Geist vergeblich abmühen und zwecklos erschöpfen will. Er würde anders in Aufsuchung und Festsetzung des Unwesentlichen seine Kräfte zersplittern und nie zur Ergründung des Wesentlichen gelangen. Denn in der Natur herrscht keine Willkür, es wird alles von dem Geiste des Großen und Ganzen getrieben: die Einzelerscheinung ist demnach die Buchstabenschrift, das Zeichen, um das Allgemeine herauszudeuten und zu erklären; dagegen waltet in der Geschichte, die ein Produkt des Menschengeistes ist, auch menschliches Belieben und Willkürliches vor, und die Ergründung desselben wird nicht nur nicht das Totalbild entziffern, sondern kann das-

selbe sogar in gewissem Falle verkümmern. Deshalb ist der Grundsatz: Est modus in rebus nirgends mehr zu beachten als gerade bei historischen Untersuchungen. Es kann der Wissenschaft kaum frommen, wenn ein junger Gelehrter eine Untersuchung darüber anstellt, und sei sie auch noch so scharfsinnig, mit dem gelehrtesten Apparat geführt, ob eine Scharteke oder ein Leichenstein aus dem Mittelalter ein Jahr früher oder später angefertigt wurden, nicht etwa darum, weil solche Kleinigkeiten keinen so bedeutenden Werth haben wie die großen Ereignisse, sondern vielmehr, weil sie gar keinen Werth haben, und auch größere Ereignisse in der Menschenwelt bei einem gleichen Verhältnisse in ihrer Erfolglosigkeit für uns ebenfalls keinen Werth hätten.

Die Vergangenheit hat nur dann eine geschichtliche Bedeutung, wenn ihre Resultate Bestand erworben und in einer gewissen Weise noch in die Gegenwart hineinragen. In einem solchen Falle erhält das Kleine wie das Große einen positiven Werth und muß nach allen Seiten erforscht werden. Stehen aber frühere Leistungen und Zustände in gar keiner Verbindung mit der Gegenwart, sind sie für uns so überwunden, daß irgend eine Bedeutung derselben nicht ersichtlich oder erkennbar ist, dann mögen sie wohl in müßigen Stunden dem Forscher zur Übung seines Scharfsinns Vergnügen und Abwechslung gewähren — einen wissenschaftlichen Werth werden sie niemals haben.

Gerade aber solcher Art sind leider sehr viele Arbeiten auf dem Gebiete der jüdischen Litteratur. Vortreffliche Gelehrte mühen im Kleinlichen ihren großen Geist, ihren blendenden Scharfsinn, ihr tiefes Wissen ab; blickt man aber auf die Resultate solcher Leistungen, so begegnen wir höchstens langen Verzeichnissen von Jahreszahlen und von Namen, die zu ihrer Zeit kaum beachtet wurden, die Gegenwart jedoch gar nicht berühren. Mit dem größten Eifer und Ernst stellt man Untersuchungen an über die ganz obskuren Verfasser einzelner Rechtsgutachten, über die Leichensteine unbekannter Männer und Frauen, weil sie aus dem Mittelalter stammen und auf alten Friedhöfen gefunden wurden, über die Jahreszahl des Druckes irgend einer alten Techina und über den Geburtstag irgend eines Rabbi, der durch ein werthloses Opusculum

sein Andenken in irgend einer Bibliothek in stiller Bescheidenheit unbekannt von der bösen Welt für sich selbst sich konservirt hat. Und diese Untersuchungen werden mit einer breiten Ausführlichkeit und einer so tief eingehenden Gründlichkeit geführt, daß man bei der Lektüre sich eines bekannten horazischen Verses stets erinnern muß. Gewiß, alle diese Arbeiten sind als Material nicht zu unterschätzen, aber wann werden endlich einmal die Arbeiten kommen, die nicht mehr Material, sondern Ausführung und Bearbeitung der aufgehäuften Vorarbeiten sein werden?

In gelehrten Kreisen wird vielfach darüber Klage geführt, daß, da nun einmal nach der Lage der Dinge die Theologen leider fast die einzigen sind, die sich mit unserer Litteratur beschäftigen, die Rabbiner in den großen Städten zu viel mit ihrem Amte beschäftigt sind, um außerdem noch wissenschaftlichen Arbeiten sich widmen zu können, die Rabbiner in den kleinen Städten aber der wissenschaftlichen Hilfsquellen gar zu sehr entbehren, um sich an größere Arbeiten heranzuwagen. Es liegt dieser Klage eine gewisse Berechtigung zu Grunde. Aber immer und immer wieder muß man sich fragen, welche wissenschaftlichen Hilfsquellen hatten unsere großen Gelehrten, die ebenfalls in kleinen Orten lebten und trotzdem große Geschichtswerke, grundlegende philosophische Arbeiten schufen, die noch heute Werth und Ansehen besitzen? Der Talmud erzählt uns von Rabbi Chija ein stolzes Wort. Dieser sagte: „Ich baue Flachs an, spinne Garn, drehe Seide, verfertige Netze und fange damit Hirsche, deren Fleisch ich armen Waisen schenke und aus deren Häuten ich Pergament anfertige, um hierauf die Lehre zu schreiben!“ Was Rabbi Chija damit sagen wollte, braucht wohl nicht erst ausgeführt zu werden: aber es sollten sich alle, die es angeht, dieses stolze Wort merken und im Interesse der Wissenschaft keine Mühe scheuen und keine Arbeit zu schwer finden.

Viel größere Berechtigung hat die Klage über die Theilnahmslosigkeit des Publikums gegenüber den Werken der jüdischen Litteratur. Man begreift es, daß Jemand nicht sein ganzes Leben einem Werke widmen will, um es dann nach Vollendung in seinem Schreibpult bis ins Ungewisse hinein modern zu lassen, und trotz aller Bemühungen keinen Verleger,

oder wenn er leichtfertig genug, es auf eigene Kosten herausgiebt, keine Käufer zu finden. Es gehört dazu eine Entsagungsfreudigkeit, die vielleicht ein Rabbi Chija geübt haben mag, die man aber in unserer Zeit von Niemandem ernstlich verlangen kann. Man muß sogar in der That darüber staunen, daß noch so viel Bücher auf dem Gebiete der jüdischen Litteratur erscheinen, da doch der Kreis des Bücher kaufenden Publikums ein so überaus kleiner ist. Diese Klage über die Theilnahmslosigkeit des Publikums gegenüber den Schöpfungen unserer Litteratur ist aber nicht blos in unseren Kreisen zu hören, man vernimmt sie ebenso gut in der deutschen wie in vielen anderen großen Litteraturen. In einem geistvollen Essay über Lektüre erzählt Georg Brandes: Ich war eines Tages bei einem reichen Kunstmäcenas in einem der skandinavischen Länder eingeladen, einem Manne, dessen Sammlung einen Werth von mehr als einer Million hat. Als ich seine Gemälde gesehen hatte, sagte ich: „Jetzt möchte ich gern die Bücher sehen, wo sind sie?“ Er antwortete etwas ärgerlich: „Ich sammle keine Bücher!“ Er besaß fast keine.

Der Mann, welcher antwortete, ich sammle keine Bücher, sah nicht die Nothwendigkeit des Lesens ein. Die gleiche Entschuldigung haben unsere Reichen oder Wohlhabenden nicht, sie wissen die Bedeutung der Lektüre wohl zu schätzen — aber sie kaufen trotzdem keine Bücher, und ein Neugieriger könnte von einem reichen Wiener, Frankfurter oder Berliner Bankier und Kunstmäcen dieselbe Antwort hören wie Brandes von seinem skandinavischen Sammler. Die Neigung, Bücher zu kaufen, ist nun einmal eine wenig verbreitete; sogar reiche Leute, sagt Brandes, haben selten die Liebe zum Buche, die sich darin zeigt, daß man das Exemplar schont, es in einen Einband binden läßt, der dem Inhalt und dem persönlichen Geschmack des Besitzers entspricht, und er schließt seine Klage mit dem Seufzer: „Man hat einfach keine eigene Auffassung des Inhaltes und keinen persönlichen Geschmack.“ Wenn solche Klage aber in dem Bereiche der großen Litteratur erschallt, was kann man von einem kleinen, wenig beachteten und viel verkannten Litteraturkreise erwarten, in dem die einzigen Käufer — meistens die Schriftsteller selbst sind!

Das ceterum censeo bleibt also auch heute wie in

früheren Jahren: es wird nicht anders und nicht besser werden, bis nicht eine große Concentration auch auf diesem Gebiete den Verkehr regelt und die Entstehung wissenschaftlicher wie allgemein verständlicher Werke auf allen Gebieten der jüdischen Litteratur bewirkt oder fördert.

Inzwischen wollen wir abermals den Versuch wagen, ob nicht auch „aus verlorenen Aehren, aus verwehter Spreu", doch noch „ein Strauß zu flechten sei." Wir beginnen unsere Wanderung wie üblich mit dem Buch der Bücher. Schon im vorigen Jahre haben wir es kurz angedeutet, daß sich auf diesem Gebiete eine Wandlung zu vollziehen scheint, die für die sog. Bibelkritik verhängnißvoll werden könnte. Allerdings beherrscht diese noch ihr Terrain mit ziemlich souveräner Machtvollkommenheit. Mit einem Zelotismus ohne Gleichen erklärt sie noch immer, daß die Ablehnung ihrer Ergebnisse zur Zeit nur noch aus zwei Gründen erklärt werden könnte, „entweder aus der Unbekanntschaft mit den Thatsachen oder aus dem ein für allemal gefaßten Entschluß, sich durch keine Gewalt der Thatsachen in dem Festhalten an längst widerlegten Vorurtheilen beirren zu lassen". Unmittelbar darauf muß allerdings der Forscher, der eine so kühne Sprache führt, selbst erklären, daß auch unter den Anhängern der modernsten Bibelkritik über zwei der wichtigsten Punkte noch immer Streit herrsche, nämlich darüber, ob die vier Hauptquellen, die sie entdeckt zu haben vermeint, bis zu ihrer Vereinigung durch den Redactor selbstständig nebeneinander existirten, und zweitens über die zeitliche Reihenfolge der vier Quellenschriften. Das hindert aber die Fortgeschrittensten unter den modernen Bibelkritikern keineswegs, die Bedingungen, an die die Entstehung einer eigentlichen Litteratur geknüpft ist, für Israel „frühestens gegen Ende der sog. Richterzeit" anzunehmen, nicht aber während des Wüstenzugs oder in der Zeit des beständigen Ringens der Stämme um ihre Existenz noch der Einwanderung in Kanaan. Ja, es giebt sogar Kritiker, welche noch weiter gehen und ihre Uebereinstimmung mit den Resultaten der vergleichenden Religionsgeschichte so weit treiben, auch für die Anfänge der israelitischen Geschichte den sog. Animismus als die älteste Religionsform anzugeben. Erst in einer weiteren Entwickelungsstufe seien die Lichtgott-

heiten in den Vordergrund getreten, so daß man entweder den Himmel oder statt dessen Sonne und Mond als das höchste Wesen verehrte. Eine folgende Stufe sei dann der sog. Henotheismus gewesen, ein höchster Gott neben vielen anderen niederen, von welchem die Israeliten zu einem mehr oder weniger reinen Monotheismus emporgedrungen seien. Mit Recht hat schon einer der gewichtigsten Gegner der modernen Bibelkritik, nämlich Fritz Hommel, in einem sehr werthvollen Vortrag über den Gestirndienst der alten Araber und die altisraelitische Ueberlieferung, den er in unserem hiesigen Verein für jüdische Geschichte und Litteratur am 5. December 1899 gehalten, darauf hingewiesen, daß diese Anschauung der Schule Wellhausens nur möglich sei, wenn man der altisraelitischen Ueberlieferung auf Schritt und Tritt Gewalt anthue, ja sie geradezu auf den Kopf stelle.

Nach Wellhausen bietet die Anbetung von Steinen, Quellen und Bäumen eins der hervorragendsten Merkmale der altisraelitischen Religion, während der Sternendienst erst nach dem Fall Samarias in Israel eine Rolle gespielt und als Protest die Abfassung des fünften Buches Moses veranlaßt haben soll. Dagegen erhebt nun Hommel berechtigten Einwand. Er führt den Mond und die Sterne für die verleumdete Tradition an und hofft, daß auch diese ihr zu dauerndem Siege verhelfen werden. Bis dahin werden die Aufstellungen der sog. Pentateuchkritik über den Verlauf der israelitischen Geschichte und über die Aufeinanderfolge der theilweise ganz willkürlich und künstlich konstruirten Quellenschriften noch viel Gläubige anlocken. Ist doch der Meister selbst mit einer neuen Ausgabe seiner Prolegomena wieder auf den Plan getreten und hat seine Hypothesen, die er einst in glänzender Beweisführung vorführte, wiederholt und verstärkt, für die seine Anhänger mit einem Fanatismus ohne Gleichen „Alleinherrschaft“ verlangen und die sie für „schlechthin unumstößlich“ halten. Auf dem Boden dieser Forschungen bewegen sich die Kommentare und Uebersetzungen, die von protestantischen Gelehrten seit Jahren herausgegeben werden und von denen zwei Sammlungen, die von Nowack und von Marti wohl in kurzer Zeit zum Abschluß gelangen werden. Der Handkommentar zum alten Testament von Nowack hat

den Vortheil, daß er neben der Erklärung eine vollständige Uebersetzung enthält, wodurch ein gut Theil Erläuterungen erspart und einem Uebelstand abgeholfen wird, der namentlich bei denen, welche des Hebräischen nicht allzu mächtig sind, sich herausgestellt hat. Wenn wir nun auch nicht glauben, daß in dieser Sammlung bisher lauter Treffer und Kernschüsse zu verzeichnen sind, so muß man doch sagen, daß die ruhige und vornehme Art und Weise, in der in den meisten Büchern die wissenschaftlichen Resultate zusammengefaßt werden, im ganzen einen sehr angenehmen Eindruck macht. Im Berichtsjahre sind erschienen die Genesis von Hermann Gunkel, die Einleitung zum Hexateuch von Steuernagel, der Prophet Ezechiel von Kraetzschmar. In dem kurzen Handkommentar zum alten Testament von Marti sind Exodus von Holzinger und der Prophet Jesaia von dem Herausgeber selbst erschienen. Ferner sind zu erwähnen die Ausgabe von Habakuk und Nahum von Heppel, das Buch der Richter von Moore (engl.) und The book of numbers von Patterson, in der Haupt'schen Regenbogenbibel das sog. Volksbuch Hiob von K. Kautsch, nicht zu verwechseln mit dem berühmten Theologen in Halle, und endlich die Bücher der Chronik von Keseler.

Die Geschichte der heiligen Schrift hat auch diesmal wieder reiche Bearbeitung erfahren. Ich citire nur die wichtigsten und interessantesten Werke, darunter eine Reihe von kurzen Skizzen und Vorträgen, die aber sehr werthvoll sind, wie der von Rothstein über den Gottesglauben im alten Israel, von Budde: Abriß der Geschichte des alttestamentlichen Kanons, von F. Giesebrecht, über die Geschichtlichkeit des Sinaibundes, von Löhr über die Geschichte des Volkes Israel (8 Vorträge), die beiden Sammlungen von einschlägigen Reden und Aufsätzen, die B. Stade und F. Hommel herausgegeben haben. Ferner an größeren Werken Guthe's Geschichte Israels und Heilsgeschichte, von Walter: Die Propheten in ihrem socialen Berufe und das Wirthschaftsleben ihrer Zeit, ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte der socialen Ethik, von Nickel: Die Wiederherstellung des jüdischen Gemeinwesens nach dem babylonischen Exil, eine Schrift, die sich durch Ruhe und Zurückhaltung im kritischen Urtheil empfiehlt, von Kraetzschmar: Propheten und Seher

im alten Israel, von E. Schaefer eine Studie über das Passah-Mazzothfest nach seinem Ursprung und seiner Bedeutung im Zusammenhang mit der Kultusgeschichte, von Charles eine kritische Geschichte der Doktrinen des zukünftigen Lebens in Israel und im späteren Judenthum, von Spurgeon eine apologetische Abhandlung: Christus im alten Testament, und als Pendants dazu von E. Huhn den zweiten Theil seines Werkes über die messianische Weissagung des jüdischen Volkes, der sich mit den alttestamentlichen Citaten und Reminiscenzen im neuen Testament beschäftigt und von Schnedermann: Das Judenthum in den Evangelien.

Besondere Anerkennung verdient die Ausgabe und Uebersetzung des vierten Esra-Buches von H. Gunkel, der uns ja auch schon in unserem Berliner Verein für jüdische Geschichte und Litteratur einen höchst interessanten Vortrag über dieses Thema gehalten und bei diesem Anlasse glänzende Proben seiner Uebersetzerkunst mitgetheilt hat.

Das Hauptinteresse koncentrirt sich natürlich auch in diesem Jahre um die Fragmente des Ben Sira. Mit Recht hat man darauf den Vers des Buches angewendet: „Große Arbeit ist bereitet für jedermann". Noch ist der Streit über die hebräischen Funde zwischen Schechter und seinem Anhange und Margoliouth und dessen Satelliten nicht beendigt, obwohl der Sieg sich immer mehr auf die Seite des Ersteren neigt; und schon kommen neue Funde, die von Schechter, dem unermüdlichen Elkan Adler, Israel Lévi und M. Gaster mitgetheilt wurden und die Schechter's Ansicht bestätigen, für die schließlich auch die Autorität Nöldeke's eintrat. Gegenwärtig sind viele fleißige Hände am Werke, die Fragmente zu studiren, von den Fehlern und Interpolationen zu reinigen und zu übersetzen. Aber die Hoffnung auf weitere Schätze aus der Genizah zu Kairo ist noch lange nicht aufgegeben: ja es ist nicht unmöglich, daß wir bald einmal den ganzen hebräischen Ben Sira erhalten.

Hieran mag sich eine Arbeit von Niese schließen, die mit gewohnter Akribie eine Kritik der beiden Makkabäer-Bücher nebst Beiträgen zur Geschichte der makkabäischen Erhebung bietet. Eine Uebersetzung der Alterthümer und des jüdischen Krieges von Flavius Josephus, die Heinrich Clementz

herausgegeben, verdient rühmende Erwähnung. Untersuchungen über Philo und dessen Lehre von der Weltschöpfung hat Jacob Horovitz in eindringender Weise angestellt. Die sehr erfreuliche Thatsache, daß sich ein Comité, aus hervorragenden Männern bestehend, gebildet hat, um die Reste des jüdisch-hellenistischen Schriftthums würdig herauszugeben, darf hier nicht übergangen werden. Die Bearbeitung und Uebersetzung der Fragmente hat Prof. Dr. Leopold Cohn, der gelehrte Herausgeber der Werke Philo's, übernommen. Hoffentlich fließen die Beiträge für dieses bedeutungsvolle Unternehmen so reichlich, daß auch eine vollständige Uebersetzung der Schriften Philo's, die zunächst nicht im Programm liegt, sich anreihen kann. Die Forschungen zur hellenistisch-jüdischen Geschichte und Litteratur, die Hugo Willrich unter dem Titel: Judaica herausgegeben, sind trotz ihrer mehr als seltsamen Hypothesen über den historischen Hintergrund des Buches Esther und die Bedeutung des Purimfestes durch die Bearbeitung der neuesten geschichtlichen Resultate für die Kenntniß jener Zeit nicht ohne Werth. Nur der Komik wegen will ich hier kurz anführen, daß nach Willrich Purim das Fest ist zur Erinnerung an die Begründung der jüdischen Militärkolonie unter Philometor in Aegypten und daß das Buch Esther nach ihm im Jahre 48/7 v. Chr. abgefaßt sei. Er schließt seine Studie mit dem Satze: „Man wüßte für den Verfasser des Estherbuches kaum ein besseres Milieu aufzufinden als die Sammlung von Canaillen in der Umgebung des Herodes, denen dieser groß angelegte Herrscher es verdankt, wenn man noch heute die Kinder mit seinem Namen ängstigt." Das sind nun die gelehrten Resultate der neuesten wissenschaftlichen Forschung, die in Wellhausen, dem das Buch zugeeignet ist, ihren Lehrer und Meister dankbar verehrt. Die dilletantischen offenbaren sich in Schriften, wie z. B. daß Adam nicht der erste Mensch, daß Moses kein Jude war und dergleichen mehr.

Welche Früchte aber jene Lehre für die allgemeine Wissenschaft zeitigt, das kann man am Besten aus einer Publikation ersehen, die sich wiederholt und mit Dank auf diesen Meister beruft: aus den Einleitungen, die Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff seiner Uebersetzung der griechischen

Oreſtie vorausſchickt. In der Einleitung zu dem Agamemnon des Aeſchylus ſpricht er (S. 6) von der „Bekanntſchaft mit der Entwickelung der jüdiſchen Religion“, die ſich jeder bei Julius Wellhauſen holen könne, dem auch er ſie verdanke. Dieſe Bekanntſchaft mit der jüdiſchen Religion erſtreckt ſich aber bei dem berühmten klaſſiſchen Philologen auf die Ueberzeugung, daß nach dem Gottesbegriff des Aeſchylos „Zeus viel mehr verwandt dem Jahwe der Propheten und Pſalmen“ ſei als dem Donnerer Homer's (S. 47). Demgemäß ſtellt er in der Einleitung zu dem dritten Drama „Die Verſöhnung“, nachdem er (S. 1) richtig geſagt hatte: „Der Gott der Juden war ein Himmelsgott“ die folgende ungeheuerliche Behauptung auf: „Die ſpäteren Himmelsgötter haben alle auf Bergkuppen gewohnt, Jahwe auf dem Sinai, Zeus auf dem Olympos. Zeus iſt dann freilich ſchon ſehr früh ein univerſaler Gott geworden, dem entſprechend, daß ſich der Himmel über die ganze Erde wölbt, ſo daß ſein Herr auch die nationale Beſchränktheit ablegt. Jahwe iſt zu gleicher Univerſalität wohl in dem Glauben einzelner Propheten erhoben; im Kultus iſt er immer Judengott geblieben, angeſiedelt auf dem Berge Jeruſalems, wo er allein Opfer annahm. Darum hat die älteſte Chriſtenheit ſehr wohl gewußt, daß ihr ein anderer Gott verkündet war; aber die Menſchen haben, wie es Menſchenart iſt, des mythiſchen Bildes nicht entrathen können und die hiſtoriſche Continuität nicht preisgeben mögen.“

Alſo das hat Herr v. Wilamowitz bei ſeinem Collegen Wellhauſen gelernt: Zeus war der Univerſalgott und der Judengott blieb ein nationaler noch bis zur Entſtehung des Chriſtenthums! Es war ein ungeheurer Irrthum der Wiſſenſchaft, anzunehmen, daß der Monotheismus von den Juden ſtamme. Auch dieſer Irrthum iſt jetzt aufgeklärt und man beginnt nun endlich einzuſehen, daß die Juden der Cultur der Menſchheit ſo gut wie nichts gegeben haben, weder die Liebe noch die Gerechtigkeit, noch den Glauben an Einen allmächtigen, außerweltlichen Gott. Wer die Schriften der neueren und neueſten Schule aufmerkſam verfolgt, der wird überall die allerdings nirgends offen ausgeſprochene Tendenz erkennen, den Juden ſo ziemlich Alles abzuſprechen, was

ihnen bisher zur Ehre gereicht und als Verdienst angeschrieben wurde. Diese Tendenz kehrt bei Wellhausen so gut wie bei Harnack wieder, und der gelehrte Philolog ist natürlich entzückt davon, seinen geliebten Zeus auf den Thron setzen zu dürfen, den der Judengott so lange unrechtmäßig eingenommen hat.

Die ganze Erscheinung ist traurig charakteristisch für unsere Zeit und für unsere Wissenschaft. Das Traurigste aber bleibt die Thatsache, daß solche und ähnliche Behauptungen, daß z. B. Anschauungen, wie sie Adolf Harnack in seiner weitverbreiteten Schrift über das Wesen des Christenthums niedergelegt, von jüdischer Seite unwidersprochen bleiben und so auch bei Juden den Glauben finden, den sie bei Nichtjuden durch die Autorität des Namens schon vorher gefunden haben. Wo sind unsere gelehrten Theologen, die auf solche Angriffe und Herausforderungen, auf falsche Darstellungen und sachliche Unrichtigkeiten die treffende Antwort aus dem Geiste des jüdischen Schriftthums zu geben hätten? Die Frage ist leider mehr als berechtigt im Hinblick auf die erwähnten und andere Ausschreitungen der sog. neueren Schule, die man von maßgebender und sachkundiger Seite beständig darauf hinweisen sollte, daß es wahrlich nicht immer der Imperativ der wissenschaftlichen Wahrheit sei, dem sie bei ihren Hypothesen, Entdeckungen und Aufstellungen zu folgen beliebe.

Nach dieser Abschweifung, die mir aber im Interesse der Sache geboten schien, kehren wir zu unserer Litteraturrevue wieder.

Von Hilfsquellen zur alten Geschichte und Litteratur sind wieder eine Reihe tüchtiger Arbeiten zu erwähnen, so die Schrift von Schanz über das Alter des Menschengeschlechts, von Steindorff über die Blüthezeit des Pharaonenreiches, von Winkler ein neues Heft seiner kühnen altorientalischen Forschungen, ein stattlicher Band aus dem Nachlasse von Georg Ebers: Aegyptische Studien und Verwandtes, eine sehr bedeutsame Arbeit von E. König: Stilistik, Rhetorik und Poetik in Bezug auf die hebräische Litteratur, die viele einschlägige Schriften dieses Gebiets weit überragt. Endlich der erste Band einer biblischen Encyklopädie von Cheyne und

Black und der dritte Band des schon im Vorjahre angezeigten encyklopädischen Handbuchs zur Bibel von Hastings.

Wie ärmlich nimmt sich neben diesen Schriften, die noch durch eine ganze Reihe anderer Arbeiten zu ergänzen wären, das aus, was von unseren eigenen Glaubensgenossen auf diesem Gebiete im Laufe des Jahres geschaffen wurde! Während ich im Vorjahre wenigstens von drei großen Bibelübersetzungen zu berichten hatte, kann ich diesmal nur zwei Schriften anführen, die überhaupt in Betracht kommen, den zweiten Band des Bibelkommentars von A. Ehrlich, der allerdings nicht ganz mehr auf der Höhe des ersten Bandes steht, dennoch aber an überraschenden Resultaten nicht arm ist, und Uebersetzung und Kommentar der zwölf kleinen Propheten von M. Hirsch, die natürlich ganz auf traditionellem Boden steht. Von älteren Bibelerklärungen hat Göttsberger Barhebräus und seine Scholien zur heiligen Schrift behandelt, Faulhaber die Glossen des Hesychius von Jerusalem zu Jesaias, Peritz zwei alte arabische Uebersetzungen des Buches Ruth, S. Baron einige Psalmen nach der Uebersetzung und dem Commentar Saadja's, J. Hirsch das Fragment einer anonymen arabischen Pentateuchübersetzung, J. Neumann einige Capitel aus dem Commentar des Joseph Bechor Schor zu Numeri herausgegeben.

Dem Verlauf der geschichtlichen Entwickelung folgend, gelangen wir nunmehr in die Epoche der talmudischen und rabbinischen Litteratur. Von der Uebersetzung des babylonischen Talmud, die L. Goldschmidt herausgiebt, sind der erste und dritte Band vollständig, vom zweiten Band vier Lieferungen erschienen, welche die Traktate Erubin und Pesachim umfassen. Das ganze Werk soll in neun Bänden nebst einer Einleitung und Ergänzungsband zum Abschluß kommen und eine censurfreie, vollständige, mit kritischem Apparat versehene und für die Wissenschaft brauchbare Ausgabe bilden. Wie die amerikanischen Zeitungen melden, ist auch von der englischen Talmud-Uebersetzung Michael Rodkinson's wieder ein Band erschienen. Leider habe ich diesen ebenso wenig zu Gesicht bekommen wie die früheren. Die Amerikaner schicken ihre Bücher nicht mehr nach Europa zur Besprechung. Es ist das ein Uebelstand, den ich wiederholt gerügt habe, ohne daß diese

Mahnung bisher auf fruchtbaren Boden gefallen wäre. Es ist ja sehr schön, daß Amerika sich in seinem Streben, die jüdische Wissenschaft zu verbreiten und zu fördern, so selbständig gemacht hat, aber man sollte darüber doch nicht vergessen, daß Deutschland nun einmal das Mutterland der jüdischen Wissenschaft ist. Es wäre deshalb nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn die jüdischen Gelehrten in Amerika ihre Werke nach Deutschland zur Besprechung schickten. Vielleicht läge dies sogar mehr in ihrem eigenen als in unserm Interesse.

M. Rawicz hat zu den früheren Uebertragungen einzelner Theile des Talmuds nunmehr auch die des Traktats Ketuboth hinzugefügt. Der Zweck dieser Uebersetzung ist, dem Leser ein getreues Bild von dem Inhalt des Textes zu geben, und dieser Zweck ist im Großen und Ganzen erreicht: völlig wird er sich wohl niemals erreichen lassen. Auch die vortreffliche Mischnah-Uebersetzung und Erklärung von Hoffmann und Petuchowski schreitet rüstig vorwärts. Eine lesenswerthe, populäre Schrift über den Talmud, die wohl geeignet ist, die Vorurtheile gegen dieses Werk zu entkräften, hat S. Bernfeld geliefert; eine kritische Geschichte der Talmudübersetzungen aller Zeiten und Zungen verdanken wir dem nichtjüdischen Gelehrten Erich Bischoff. Die bibliographische Zusammenstellung ist eine ziemlich vollständige, die Kritik der Uebersetzungen aber läßt manches zu wünschen übrig. Eine Grammatik des Talmud hat in englischer Sprache C. Levias herausgegeben, während Samuel Krauß den zweiten Theil seines groß angelegten Werkes über die griechischen und lateinischen Lehrwörter im Talmud, Midrasch und Targum, ein sehr werthvolles Hilfsmittel zur Kenntniß der einschlägigen Litteratur, erscheinen ließ. Die Einleitung in den Talmud von H. L. Strack ist wieder in neuer Auflage erschienen. Von dem großangelegten Werke des Budapester Professors M. Bloch über die Institutionen des Judenthums nach der in den talmudischen Quellen angegebenen geschichtlichen Reihenfolge ist der zweite Theil des zweiten Bandes herausgekommen.

Auf dem Gebiete des Midrasch ist wieder eine neue Publikation von dem unermüdlichen Schatzgräber Salomon Buber zu verzeichnen, nämlich die Ausgabe des Jalkut

Machiri zu den Psalmen. Die Ausgabe enthält alle die Vorzüge wieder, die die früheren Editionen dieses Meisters der Midrasch-Litteratur auszeichnen. Die Einleitung ist von einem der besten Kenner dieses Gebiets mit Recht „als eine Leistung eminentester Art" bezeichnet worden. In den 31 Kapiteln derselben behandelt B. nahezu erschöpfend all das, was bei diesem Werke auch nur im Entferntesten in Frage kommen könnte. Hieran schließt sich eine ebenso feine und kritische Ausgabe des Tanna d'be Eliahu nach dem vatikanischen Manuskript von M. Friedmann, in der er alle Bedenken gegen das Alter und die Identität des genannten Werkes mit dem Seder Eliahu rabba auf Grund eingehender Prüfung zurückweist. Die Ansicht des gelehrten Verfassers, daß in der ganzen haggadischen Litteratur kein Werk diesem an philosophischer Schönheit, an ethischer Tiefe und Reichhaltigkeit, an Anregung zur Liebe der Thora wie des Volkes Israel gleich komme, wird wohl nicht überall Beifall finden.

Am eifrigsten ist natürlich auch in diesem Jahre, wie schon aus den einleitenden Bemerkungen hervorgeht, das Fach der Litteraturgeschichte angebaut worden. Das wäre ja sehr schön und ist ohne Zweifel sehr wichtig, wenn es nur irgend einem unserer Gelehrten endlich einmal gelänge, aus dem gelehrten Wust der Bücher, aus den zahllosen Bausteinen der Litteratur einen Funken lebendiger Ueberzeugung, einen Funken der Hoffnung, der Begeisterung und der Liebe in die Herzen der Verzagenden und Muthlosen zu werfen, daß er emporloderte in freien, fröhlichen Thaten und den erstorbenen Sinn für die Heiligthümer unserer Geschichte weckte! Auch die kleinste Arbeit, auch der geringste Beitrag zur Geschichte und Litteratur sollte uns willkommen sein, wenn er dem Gedanken irgendwie Ausdruck verliehe, daß ein geistiges Band alle diese Bestrebungen umschließen müsse, wenn er das Bewußtsein unserer Sendung, unserer Aufgabe in uns weckte, daß ein Jeder, der Große wie der Kleine, der Arme wie der Reiche, mit allen seinen Kräften, geistigen wie leiblichen, theoretischen wie praktischen, seiner Glaubensgemeinde verpflichtet sei, und daß es nicht besser werden könne in uns und um uns, weder in der Litteratur noch im Leben, bis die Gluth dieser gemeinsamen Ueberzeugung emporlodert in allen Herzen. Man

verzeihe mir diese neue Abschweifung, aber wes das Herz voll ist, des geht der Mund über; und ich kann nicht ohne Wehmuth an die gewaltige Arbeit denken, die oft unter großen Mühen und Entbehrungen Jahr aus Jahr ein geleistet wird und von der doch dem gesammten Judenthum nicht allzuviel zu Gute kommt, so daß man sich zu Zeiten versucht fühlte, mit dem Dichter des Faust auszurufen: „Ein großer Aufwand schmählich ist verthan."

Der Gedanke, daß die Litteratur keine Geschichte der Bücher, sondern eine Geschichte der Ideen sei, die die Zeit bewegen und deren sichtbaren Ausdruck nur die Bücher bilden, dieser Gedanke ist eben bei uns noch nicht zum Durchbruch gelangt. Am ehesten kommt er zum Ausdruck in den zusammenfassenden Werken über Litteratur und in populären Schriften. Das abgelaufene Jahr hat da manche werthvolle Gabe zu verzeichnen. Ich setze die Schrift von M. Lazarus: Was heißt und zu welchem Ende studirt man jüdische Geschichte und Litteratur? hier voran, weil sie den besten und treffendsten Ueberblick über das Gesammtgebiet liefert. Sie ist zugleich auch die einzige Antwort, die man allen denen geben kann, welche gegen die Vereine für jüdische Geschichte und Litteratur aus wissenschaftlichen Gründen Bedenken erheben. Es erscheint mir nothwendig, bei dieser kleinen aber inhaltsreichen Schrift, die ganze Bände gelehrter Untersuchungen aufwiegt, etwas länger zu verweilen. Schon im Eingang hebt Lazarus den Unterschied zwischen jüdischer Geschichte und Geschichte der Juden oder des Judenthums in sehr scharfer Weise hervor. Die jüdische Geschichte geht ihm nur bis zum Fall von Bethar oder bis zur Zerstörung Jerusalems. Eine jüdische Geschichte giebt es nach seiner Ansicht nicht mehr, aber eine Geschichte der Juden giebt es fortwährend und die Geschichte des Judenthums lebt. „Sie hat es auch vorher inmitten der jüdischen Geschichte schon gegeben, sie besteht nicht nur fort, sondern sie ist, weil sie die ausschließliche geschichtliche Arbeit des Stammes geworden ist, die wahre und eigentliche Geschichte der Juden seit jener Zeit." Auf die Frage, zu welchem Ende studirt man jüdische Geschichte, antwortet Lazarus mit klarer Einsicht: Die älteste aber abgeschlossene jüdische Geschichte

studirt man aus all den Gründen, welche irgendwie für eine Geschichte vorhanden sind und die für Gebildete nicht erst specificirt zu werden brauchen. Dazu kommt, daß wir doch Juden sind, von unserer eigenen ehemaligen Geschichte Genaues wissen wollen. Den Hauptwerth legt Lazarus auf die Geschichte des Judenthums, das ist die Geschichte des inneren Lebens, welche zu erörtern uns viel wichtiger ist als alle die kleinen Aeußerlichkeiten, welche im Laufe der Zeit gespielt haben. Hier giebt es Entwickelung ohne Unterlaß, hier ist Fortbildung, Ausgestaltung, wirkensreiche Schöpferkraft.

Dasselbe ist auch bei der Litteraturgeschichte der Fall. Es sind wahrhaft goldene Worte, die Lazarus da ausspricht, und ich kann es mir nicht versagen, sie hier im Wortlaut zu citiren: „Wir haben in unserer Zeit nicht wenige gerade unter uns, welche meinen, daß die jüdische Litteraturgeschichte genau so getrieben werden muß wie jede andere: Auf den Inhalt kommt es gar nicht an; mit der jüdischen Religion, dem Judenthum hat es gar nichts zu thun; man macht nur Litteraturgeschichte, indem man die Titel alle genau angiebt und wie viel Manuskripte davon existiren und wieviel Seiten jedes Manuskript hat; wo sie geschrieben und welche gedruckt sind und wo und von wem: und daß man allenfalls von dem Inhalt so viel mittheilt, wie in einem Inhaltsverzeichniß steht; aber um Gotteswillen nichts von dem eigentlichen Inhalt! Der hat mit der Litteraturgeschichte nichts zu thun!“ Mit vollem Recht weist Lazarus diese Anschauung von der jüdischen Litteraturgeschichte weit von sich, denn hier kommt es auf das innere Leben an, hier kommt es darauf an, zu erkennen, wodurch unterscheidet sich denn diese Litteratur von jeder anderen. Das ist ja das Große an ihr, daß sie so specifisch ist, daß es in ihr so viel Unvergleichliches giebt. Dann aber ist es außerordentlich wichtig, das innere Gesammtleben des Judenthums, die geistigen Zustände zu verschiedenen Zeiten, die Kulturbeziehungen zu den anderen Völkern kennen zu lernen. Nur das, was aus dem Wesen der Juden fließt, was geschaffen ist, weil der Mann ein Jude war und in dem Maße, wie das Judenthum in ihm gelebt hat, das kann man als jüdische Nationallitteratur betrachten.

Was wir aber durch solche Forschungen erreichen, das setzt Lazarus am Schlusse seiner Schrift ebenso klar wie bündig auseinander. Einmal ziemt sich die historische Kenntniß für einen Jeden und ganz besonders für einen jeden Kulturmenschen, vor allem für jeden gebildeten Menschen, daß er das, was er ist, was er liebt, was seinen Charakter ausmacht, nicht ohne Weiteres als ein Gegebenes hinnimmt, sondern sich fragt: Woher bist du das, wie ist das in dir geworden, wo liegt die eigentliche Quelle deines Lebensinhalts, von welchem und in welchem du lebst? Das soll die Geschichte ihm an die Hand geben. Hieran wird sich natürlich auch die nöthige Selbstkritik knüpfen; wenn wir von besseren Zeiten hören, so werden wir uns angespornt fühlen, ihnen wieder nach zu kommen; sind wir aber herab gestiegen und herab gesunken, so müssen wir eben wieder hinauf zu kommen suchen. Und endlich das dritte, was wir aus der Geschichte empfangen sollen — für unsere Zeit vielleicht das Wichtigste, — das ist das Selbstbewußtsein. Wir sollen wissen, wer und was wir sind, und daß Viele von uns das nicht wissen, ist unser Unglück. Sie sollen lernen, daß sie Juden sind und was es bedeutet, ein Jude zu sein und welche schwere Pflicht ihnen damit auferlegt ist. Die Kenntniß der jüdischen Geschichte soll uns dazu führen, die Continuität des Geistes im Judenthum zu erhalten. Ich kann die Schrift von Lazarus allen Lesern nicht eindringlich genug empfehlen.

Und nun gehen wir zu den einzelnen Forschungen auf diesem Gebiete über, bei denen ich mich nach dem bereits Gesagten um so kürzer fassen kann. Die hebräische Uebersetzung der Litteraturgeschichte Steinschneider's durch H. Malter ist wieder um ein Heft bereichert worden. Das nächste Heft wird wohl den Schluß bringen. J. Hamburger hat der dritten Abtheilung seiner Realencyklopädie noch ein fünftes Supplement beigefügt, welches Biographien der bedeutendsten jüdischen Gelehrten aus der talmudischen Zeit bringt. Aus dem Nachlasse von M. Poppelauer ist als eine Art Geschichte der jüdischen Tradition ein Namensverzeichniß der hervorragendsten Gesetzeslehrer herausgegeben worden. Der fünfte Band der gesammelten Schriften von Leopold Löw schließt sich seinen Vorgängern ebenbürtig

an: er enthält eine Abhandlung über synagogale Alterthümer, die für alle, welche sich mit der einschlägigen Materie einmal beschäftigen werden, die Grundlage bilden wird. Ein durchaus abfälliges Urtheil muß ich leider über das bibliographische Lexikon von Ch. D. Lippe, von welchem ein dritter Band erschienen ist, abgeben. Es ist unvollständig und unzuverlässig. Hohe Anerkennung verdienen dagegen die Herausgeber der Zeitschrift für hebräische Bibliographie, A. Freimann und H. Brody, die das alte Unternehmen in sehr tüchtiger und objektiver Weise fortführen. Die Zeitschrift kann der wärmsten Unterstützung aller Freunde der jüdischen Litteratur empfohlen werden. Ein Repertorium sämmtlicher wichtigen Aufsätze, die sich auf die Geschichte und jüdische Litteratur von 1783—1898 beziehen, verdanken wir dem unermüdlichen Moïse Schwab. Das Bedürfniß nach einer sorgfältigen und zuverlässigen Sammlung, Sichtung und Ordnung des gesammten Materials über jüdische Geschichte und Litteratur, das in den verschiedenen Zeitschriften zerstreut ist, ist von allen, die auf diesem Felde gearbeitet haben, empfunden worden. Schwab hat die Aufgabe im Ganzen vortrefflich gelöst; schade nur, daß bei der typographischen Herstellung des Buches einzelne Seiten ganz unlesbar geworden sind. Ein zweiter Theil, der die Aufsätze nach den Materien ordnet, soll in diesem Jahre erscheinen. Um das bibliographische Gebiet abzuschließen, erwähne ich noch das Verzeichniß der hebräischen und aramäischen Handschriften der alten Bibliothek zu Upsala von K. V. Zetterstéen.

Zu den Einzelarbeiten übergehend, ist in erster Reihe ein populärer Vortrag von H. Seyerlen zu nennen über die gegenseitigen Beziehungen zwischen abendländischer und morgenländischer Wissenschaft mit besonderer Rücksicht auf Gabirol und seine Bedeutung. Die Arbeit ist in einer Serie populärwissenschaftlicher Vorträge über jüdische Geschichte und Litteratur enthalten, die den oben besprochenen Essay von Lazarus und außerdem einen geschichtlichen Ueberblick von M. Kayserling über die Juden in Toledo gebracht hat. Bei der Erwähnung Gabirols muß selbstverständlich in erster Reihe an die vorzügliche Ausgabe seiner weltlichen Gedichte erinnert

werden, von denen H. Brody das zweite Heft hat erscheinen lassen. Derselbe junge Gelehrte hat uns auch den Verfasser eines Diwans neuhebräischer Dichtungen nachgewiesen, den Elkan Adler aus Persien gebracht hat, woher auch ein sehr merkwürdiges Wörterbuch durch Wilhelm Bacher uns erschlossen wurde. Werthvolle Untersuchungen über den ersten spanisch-jüdischen Troubadour Santob de Carrion hat Leopold Stein angestellt, eine sehr gute Biographie von Juda Muscato hat A. Apfelbaum geschrieben, einen weniger bekannten Talmudisten Abigedor Cohen Zedek hat uns S. Bamberger durch seine Biographie näher gebracht: aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in der das Studium der hebräischen Sprache auch unter den Christen sich verbreitete, hat Emil Silberstein Conrad Pellicanus in einer werthvollen Monographie behandelt; von neueren Schriftstellern ist nur Michael Sachs von S. Bernfeld in einer Biographie dargestellt worden. Der hundertste Geburtstag Samuel David Luzzattos aber gab dem Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Litteratur willkommene Gelegenheit, das Andenken dieses Gelehrten durch ein Sammelwerk zu ehren, das Beiträge von Berliner, Bernfeld, Bacher, Braun, Bloch, Kayserling enthält und im Ganzen wohl ein Bild von dem Leben und Schaffen seines Meisters geben kann, aus dessen Nachlasse V. Castiglioni wiederum sehr interessante Briefe herausgegeben hat. Einem modernen hebräischen Schriftsteller Abraham Mapu hat Ruben Brainin eine hübsche Biographie gewidmet, die ganz nach dem Muster moderner Biographik uns auch das Milieu schildert, aus dem M. hervorgegangen. Demselben fleißigen und begabten Manne verdanken wir auch interessante Erinnerungen an den bekannten hebräischen Publizisten Zederbaum und eine geistvolle Lebensskizze des berühmten russischen Dichters Frug, als Einleitung zu der hebräischen Ausgabe von dessen Gedichten; ein Stück lesenswerther Autobiographie hat ein anderer verdienstvoller hebräischer Publizist M. Lilienblum geliefert.

Weniger als diese sind die anderen Disziplinen der Wissenschaft des Judenthums behandelt worden. Auf dem Gebiete des Rechts sind nur drei Monographien zu erwähnen,

die von Gerhard Förster über das mosaische Strafrecht in seiner geschichtlichen Entwickelung, die von M. W. Rapoport über den Talmud und sein Recht, die vom Standpunkt der vergleichenden Rechtsgeschichte ausgehend zu sehr bedeutsamen Resultaten gelangt, und eine über das mosaisch-talmudische Eherecht, das Rabbi Ezechiel Landau in einem Gutachten auf Verlangen Kaiser Josef II. behandelte. Dieses Gutachten hat nun A. Kisch edirt und eingeleitet. Ueber die Medizin der Bibel hat der berühmte Kliniker W. Ebstein ein Buch herausgegeben, das wohl interessant ist, aber doch mannigfache Anfechtungen erfahren hat. Zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie sind nur zwei Arbeiten zu erwähnen. Salomon Fried's Ausgabe des Buches über die Elemente von Isaak Israeli und die Schrift von M. Worms über die Lehre von der Anfanglosigkeit der Welt bei den mittelalterlichen arabischen Philosophen des Orients und ihre Bekämpfung durch die arabischen Theologen. Auch eine Schrift von R. Knopping über Islam und Judaismus ist vielleicht hieran zu schließen. Von Lazarus' Ethik des Judenthums ist in Amerika eine englische Uebersetzung erschienen, die mit Recht einen großen Erfolg zu verzeichnen hatte; der zweite Band des großen Werkes dürfte im nächsten Jahre erscheinen.

Daß auch die modernste Philosophie, die Friedrich Nietzsche's, innerhalb der jüdischen Kreise begeisterte Anerkennung und Nachahmung finden werde, war vorauszusehen. Gleichwohl ist M. J. Berdyczewski, den man gern als einen Jünger N.'s ausgegeben hat, ein durchaus eigenartiger und höchst interessanter Denker. Vier Sammlungen seiner philosophischen Essays, in denen er eine einschneidende Kritik der jüdischen Geschichte und Ueberlieferung giebt, sind im Verlage der „Zeurim" (Modernen) erschienen. Schon die Titel weisen einigermaßen auf den Inhalt hin; die erste führt den Titel: „An dem Scheidewege", die zweite: „Werthe", die dritte: „Auf der Tagesordnung", die vierte: „Nachwehen". Wie frei aber auch B. von jeder Tradition sich gemacht hat, durch alle seine Schriften geht doch eine innige Liebe zum Judenthum, das er wie wenige genau kennt.

Wir kommen nun zur Geschichte selbst. Der erste Platz gebürt natürlich dem großen Historiker, dessen Werke noch

immer in neuen Auflagen und Uebersetzungen erscheinen. Die neue Auflage des 11. Bandes von Graetz' Geschichte hat M. Brann veröffentlicht, die hebräische Uebersetzung des 8. Bandes, die eigentlich eine vollständige Umarbeitung geworden, ist von P. Rabbinowitz und mit Noten von A. Harkavy zum Abschluß gediehen. Sie bietet mehr als der Titel sagt, nämlich eine vollständige Geschichte der Juden in Polen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, für welche Zeitperiode auch die geschichtlichen Arbeiten von B. Katz sehr wichtig sind. Da wir gerade bei der Geschichte der Juden in Polen sind, wollen wir noch einige einschlägige Arbeiten rasch anfügen. Zunächst einen Vortrag von Leon Scheinhaus über die alte Geschichte der russischen und polnischen Juden, dann Beiträge zur Geschichte der Juden in Krakau von dem fleißigen P. H. Wetstein, Beiträge zur Geschichte der Juden in der alten Gemeinde Lublin von S. B. Nissenbaum und Biographien der Rabbinen und Gelehrten aus Minsk von B. M. Eisenstadt, eine Schrift von M. Schorr über die Organisation des Juden in Polen von den ältesten Zeiten bis zum 18. Jahrhundert, eine Geschichte der hebräischen Typographie in Krakau von 1530 ab, die wir dem eifrigen B. Friedberg verdanken, der auch eine Biographie des bekannten Kabbalisten Nathan Spira geschrieben hat und endlich eine fleißige Monographie von D. Maggid über die altberühmte Familie der Günzburg's, die aus Deutschland stammen und von denen ein Sproß bekanntlich in Rußland zu hohem Ansehen gelangt ist.

Zur Geschichte der Juden in Deutschland ist eine Reihe von Schriften anzuführen, die das Gesammtbild immer mehr vervollständigen, vor allem das große Werk von Max Freudenthal: Aus der Heimat Mendelssohns, in dem Moses Benjamin Wulff und seine Familie, die Nachkommen des berühmten Rabbi Moses Isserles, eingehend und interessant geschildert werden; ferner Beiträge zur Geschichte der Juden im ehemaligen Fürstenthum Bamberg von A. Eckstein, in denen die Ehrenrettung eines frommen und gelehrten Mannes durchgeführt wird, die Geschichte der Juden in Ingolstadt von A. Friedmann, die Geschichte der Synagogengemeinde in Kattowitz von Jacob Cohn, historische Berichte über die Juden der Stadt und des ehemaligen Fürstenthums Aschaffen=

burg von S. Bamberger, die neuere Geschichte der israelitischen Kultusgemeinde in Nürnberg von B. Ziemlich, eine kulturgeschichtliche Studie von W. Joesten zur Geschichte der Hexen und Juden in Bonn, eine Monographie über die Israeliten unter dem Königreich Westfalen von L. Horwitz, ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Königs Jerome des Lustigen, Studien über den Hildesheimer Rabbiner Samuel Hameln und dessen Kinder von A. Lewinsky, Beiträge zur Geschichte der Juden in der kroatischen Stadt Essek von N. Schwarz: ein Sammelwerk: Berühmte israelitische Männer und Frauen in der Kulturgeschichte der Menschheit giebt Adolf Kohut heraus. Es sind bis jetzt fünf Hefte erschienen, die eine ganze Reihe sehr interessant ausgeführter Lebensbilder bringen. Biographien hervorragender russischer Juden hat N. Raschkowsky gesammelt und (leider in russischer Sprache) herausgegeben. Eine Geschichte der jüdischen Reform hat S. Bernfeld in hebräischer Sprache geschrieben, eine Biographie von Moritz Lazarus hat Bernhard Münz als Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Doktorjubiläums von L. verfaßt, in der er in objektiver Weise mit Sachkenntniß und Geschmack das Leben des gefeierten Denkers schildert. Aus demselben Anlaß ist auch ein besonders empfehlenswerthes Werk von Nahida Ruth Lazarus erschienen, eine Auslese der in den Werken L.'s sich findenden Gedankenperlen. Zum Andenken Isac M. Wise's, des verdienstvollen Reorganisators in Amerika, sind mehrere Schriften und dessen Erinnerungen herausgegeben worden; eine biographische Skizze Ludwig Bambergers hat dessen Freund Otto Hartwig geschrieben. Die parlamentarische des Dr. jur. David Morgenstern, eines der ersten jüdischen Abgeordneten in Bayern, hat einer seiner Nachkommen M. Süßheim geschildert. Die kulturgeschichtliche Erkenntniß hat durch die Neubearbeitung seines ausgezeichneten Buches über das innere Leben der deutschen Juden im Mittelalter A. Berliner in wahrhaft dankenswerther Weise gefördert.

Auf ethnographischem Gebiete sind zwei Schriften über die Juden in China zu nennen, die durch die jüngsten Zeitereignisse von neuem die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben; die eine ist von A. Katz in deutscher, die andere von M. Adler in englischer Sprache. Die Sabbatharier in

Centralrußland und im Kaukasus schildert der bekannte Reisende Ephraim Deinard, das Leben der modernen Chassidim in Galizien dagegen M. Friedländer, der sich um die Hebung der Kultur in jenem Lande verdient gemacht hat. Von den Mittheilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde in Hamburg, die M. Grunwald herausgiebt, sind bis jetzt sechs Hefte erschienen.

Wir gelangen nunmehr auf das Gebiet des modernen Lebens, in das Reich der Predigten, Schulbücher, der Politik und Zeitgeschichte, der Poesie und Kunst. Auch hier ist viel geschrieben worden, aber nicht viel, was besonderer Erwähnung werth ist. Von Predigten nenne ich nur eine Sammlung von Ackermann: Hamattif, die sehr praktisch angelegt und durchgeführt ist, ferner die Reden von J. Krauskopf über die Gesellschaft und ihre Moral, die gesammelten Grabreden auf den verdienstvollen S. J. Halberstam, Exhorten bei dem Jugendgottesdienst für Mittelschulen von A. Abeles, zwei Sammlungen patriotischer Reden von M. Jacobson in Gnesen und W. Reich in Baden bei Wien, sodann verschiedene Schriften, die auf der Brücke zwischen Predigt und Exegese stehen und zum Theil wie bei D. Leimdörfer in seinem Buche: Der althebräische Priestersegen Beides sehr glücklich verbinden. Eine solche Sammlung hat H. Ehrmann unter dem Titel: Durchs Jahr, eine Sammlung von moralischen Betrachtungen über die Moment des israelitischen Pflichtlebens, herausgegeben. Auch das israelitische Andachtsbuch von J. Nobel und A. Bär dürfte in diesem Zusammenhang zu erwähnen sein, vielleicht auch noch ein ähnliches Werk von C. Sachariasohn, das unter dem Titel: Tal oroth erschien.

Eine große Regsamkeit ist auf dem Gebiete der Schullitteratur zu verzeichnen. Es ist erfreulich, daß die Besten hier ihr Können erproben. Wir haben eine ganze Reihe von guten Schulbüchern zu verzeichnen, die Eingang beim Unterricht gefunden haben und diesen in anerkennenswerther Weise fördern. Ich nenne nur die Geschichtsbücher von M. Kayserling und J. Ziegler, die Lehrbücher der jüdischen Religion von M. Levin, von F. Feilchenfeld, J. Stein, N. Bamberger, das von dem hannöverschen

Lehrerverein herausgegebene Lehrbuch für die Mittelstufe des Unterrichts und eines von Josef Ploehn für den israelitischen Religionsunterricht an Bürgerschulen; auch die Bearbeitung des Schulchan Aruch in deutscher Uebersetzung von Philipp Lederer soll dem Unterricht dienen.

Ein besonderes Gebiet der Betrachtung ist in neuerer Zeit der Kunst gewidmet. Zwei Gesellschaften bestehen in Wien und in Frankfurt zur Erforschung und Sammlung jüdischer Kunstdenkmäler; die Publikation der letzteren, von Museumsdirektor H. Frauberger herausgegeben, liefert den erfreulichen Beweis, daß hier ein im Wesentlichen noch unerschlossenes, aber reiche Schätze bergendes Feld sich öffnet, dessen eifriger Anbau eine neue, in ihrem Zusammenhang bisher nicht gekannte Seite des jüdischen Lebens zu Tage fördern, aber auch die Kenntniß der geistigen und sittlichen Bedeutung des Judenthums erweitern und vertiefen wird. Eine Sammlung von Zeichnungen nach der Natur: Aus der Synagoge von W. Thielmann, mit einem Geleitwort von A. Sulzbach, bietet gewissermaßen eine Ergänzung zu den weltberühmten Oppenheimschen Bildern: aber während dort das jüdische Haus und die jüdische Familie, wird hier die gottesdienstliche Seite des Judenthums, das Leben in der Synagoge, in anmuthenden, aber realistisch getreuen Bildern dargestellt.

Und nun Poesie und Kunst! Zwei Gebiete, mit denen wir uns am liebsten beschäftigen möchten, über die aber leider am wenigsten Gutes zu sagen ist. Hie und da ist wohl wieder der Versuch gemacht worden, in das moderne Leben einzugreifen und den Geist der Zeit zu fassen, aber es sind bisher eben nur Versuche geblieben, wie die Romane von R. Jaffe: Ahasver, Fürst Wrede: Die Goldschilds, M. Viola: Dr. Guttmann, L. Klausner: Moderne Propheten. Auch von I. Zangwill und seinem Nachahmer S. Gordon sind in diesem Jahre neue Erzählungen erschienen; ebenso ist die jüdische Volksbücherei von M. Lehmann und die jüdische Universalbibliothek von J. B. Brandeis durch mehrere neue Hefte erweitert worden. Von poetischen Schöpfungen ist so gut wie garnichts zu melden. Dagegen ist eine große Regsamkeit auf dem Gebiete der hebräischen

Poesie und Belletristik zu konstatiren. Es erschienen Romane, Novellen, Erzählungen, Biographien, Dramen, Gedichte, Uebersetzungen fremder Meister, Volksbücher in meist recht geschickter Auswahl und vortrefflicher Uebertragung. Diese Litteratur hat sich dem Geist der Zeit angeschlossen. Sie ist keine exotische Blume mehr, sie greift in das sociale Leben ein und weiß dessen Contraste geschickt zu schildern, dessen Bedürfnisse rasch zu erfassen. Ich kann aus der reichen Fülle des angesammelten Materials nur Einiges erwähnen, so den Roman von J. Berschadsky: Ohne Ziel, die Novelle von A. S. Rabinowitz: Die Tochter des Reichen, die Visionen und Melodien von S. Tschernischowsky, die Uebersetzung der jüdisch-deutschen Skizzen von J. L. Peretz durch J. Klausner, die gesammelten Schriften von David Frischmann, ein historisches Drama: Krieg und Liebe von A. Liboschitzky und den Roman: Simon Ezioni von J. L. Levatin. Für die Bedürfnisse des Volks sorgt die wahrhaft vortreffliche und echt populäre hebräische Volksbibliothek von Ben Avigdor, in der auch einige der ebengenannten Schriften erschienen sind.

Wir hätten dann zum Abschluß noch das weniger erfreuliche Gebiet der Zeit- und Tagesschriften zu behandeln, wenn es sich der Mühe lohnte, diesen Ephemeriden eine über den Tag reichende Bedeutung zuzuschreiben. Nur sehr wenige von den einschlägigen Schriften werden als Beiträge zur Geschichte und Kultur unserer Zeit für den künftigen Historiker von Werth sein, wie etwa die Schriften von H. L. Strack, Kleinpaul, Kurrein u. A. über den Blutaberglauben, der auch in diesem Jahre wieder seine Opfer gefordert und über den auch diesmal eine Reihe von Schriften in neuen Auflagen erschienen ist oder die Broschüre: Romanicae Res, die die überaus traurige Lage der Juden in Rumänien behandelt. Zeitfragen erörtert in geistvoller Weise auch M. Sokolow in einer hebräischen Sammlung seiner besten Aufsätze: eine wichtige Frage behandelt Ludwig Cron in einer statistischen Arbeit über Glaubensbekenntniß und höheres Studium. Die Urtheile von Nichtjuden über den Zionismus hat Emil Kronberger in einer kleinen Schrift vereinigt. In der Reihe der Kämpfer für unser gutes Recht begegnen wir auch diesmal dem wackeren Gustav Levinstein, der in scharfer

Weise gegen die thörichte Herausforderung eines Benedictus Levita in den Preußischen Jahrbüchern vorgeht. Die Mittel zur geistigen Hebung des Judenthums erörtert Max Hausmeister in einer geistvollen Schrift, die in allen betheiligten Kreisen gelesen zu werden verdient. Ein Werk, welches sicher die Zeitwirren überdauern und einen wichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte liefern wird, ist das von August Scholz über die Juden in Rußland. In diesem Werke werden nämlich die Zeugnisse der Regierungen, Minister, der höchsten Würdenträger der Kirche, der berühmtesten Schriftsteller Rußlands u. A. über die dortigen Juden von einem Jahrhundert gesammelt und dieses Werk ist nun ein Ehrenzeugniß für das russische Judenthum geworden. Zuletzt doch nicht zuletzt sei hier die neue, stark vermehrte Auflage des Antisemitenspiegels allen Kämpfern für die Sache der Humanität und des guten Rechts als eine ausgezeichnete Materialsammlung warm empfohlen.

Ich schließe meinen Bericht, indem ich noch am Ende auf die Leistungen unserer Litteraturgesellschaften einen kurzen Rückblick werfe. Der hebräische Litteraturverein Mekize Nirdamim hat in diesem Jahre außer einem spanischen Pentateuch-Kommentar den zweiten Theil eines wichtigen Werkes von Aron Hakohen aus Lunel, die Fortsetzung des Diwan von Jehuda Halevi, eine interessante Streitschrift von David Messer Leon, die Beiträge zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Gemeinden in der Türkei enthält, sowie einen Sammelband mit verschiedenen geschichtlichen Abhandlungen herausgegeben. Die Publikationen der historischen Gesellschaften für jüdische Geschichte in England und Amerika erweitern immer mehr unsere Kenntniß dieser dunklen Partien der jüdischen Geschichte. Die amerikanische Publikation verbreitet Licht über die südamerikanische Inquisition, von der man bisher wenig gewußt hat, die englische über Menasseh ben Israel und seine Zeit. Die Jewish Publication Society hat ihr zehnjähriges Jubiläum gefeiert. Von ihren Publikationen kann ich keine citiren, da ich keine zu Gesicht bekommen. Die beiden hebräischen Litteraturgesellschaften in Warschau: Achiasaf und Tuschiah haben auch in diesem Jahre an Originalarbeiten und Uebersetzungen an Jugendschriften,

Werken populär-wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts Vortreffliches geleistet.

Eine eigene Erwähnung verdienen die Sammelwerke und Jahrbücher, welche sich zu einer besonders charakteristischen Erscheinung herausgebildet haben. Von den hebräischen Sammelwerken nenne ich: Haeschkol, Haschanah und Hagoren; von den Jahrbüchern: den hebräischen Palästina-Almanach von Luncz, den deutschen Volkskalender von Brann, den der österreichisch-israelitischen Union und den der Zionisten, den französischen von Prague, den englischen, den amerikanischen Cyrus Adler, das rumänische Jahrbuch Rasaritul, das Jahrbuch der ungarisch-israelitischen Litteraturgesellschaft, das jetzt Josef Banoczy herausgiebt und das polnische Jahrbuch von Adolf Stand.

Bei den Kalendern darf man wohl auch die verdienstvollen chronologischen Arbeiten von B. Cohn und L. Cohen erwähnen, von denen der erstere Tabellen für die Zeitangaben zum Gebrauch des jüdischen Ritus, und der andere einen praktischen Schlüssel zur sofortigen Umwandlung jedes bürgerlichen Datums in das entsprechende jüdische und umgekehrt für die Jahre 1950—2000 geliefert hat.

Wie wird unsere arme jüdische Litteratur in diesem Jahre 2000 aussehen? Die Frage entspringt wahrlich nicht müßiger Neugier, sondern vielmehr schwerer Sorge. Möchte das Bild, das die jüdische Litteratur an der Wende des Jahrtausends darbieten wird, — in diesen Wunsch stimmen sicher alle Leser freudig ein — ein schöneres und erfreulicheres sein als das, welches ihnen in diesem Jahre vorgeführt wurde, ein Bild frohen Strebens, eifrigen Wirkens und harmonischen Gelingens.

Die Stellung der Semiten in der Weltgeschichte.

Von

Hajjim Steinthal s. A.

Die Schöpfungsgeschichte, wie die alte hebräische Urkunde sie uns vorführt, ist nicht mit den beiden ersten Kapiteln erledigt, in denen der Ursprung der Natur und des ersten Menschenpaares erzählt wird; es gehört vielmehr im Sinne des heiligen Schriftstellers zur Schöpfung auch der Ursprung der Völker, die Geschichte der Vermehrung und Ausbreitung des Menschengeschlechts über die Erde. So erzählt er uns im 10. Kapitel, wie nach einer furchtbaren Katastrophe, der Sintflut, bei welcher nur eine Familie gerettet war, die Familie Noah's, aus den drei Sohnen desselben, Sem, Japhet und Cham, die Völker der Erde hervorgingen und die Erde in Besitz nahmen nach Gottes Willen, jedes Volk sein Land, das ihm Gott zum Wohnsitz angewiesen, um darauf in Freuden und Glück zu leben, wenn es nicht durch Unsittlichkeit sein Recht, das aus der Liebe Gottes fließt, verwirke, wenn es nicht die Gnade Gottes verscherze.

So besitzen wir in diesem Kapitel den ältesten Abriß einer ethnologischen oder politischen Geographie. Daß uns im

Einzelnen viele der darin gemachten Angaben völlig dunkel sind, ist bei dem hohen Alter der Urkunde leicht begreiflich: ebenso begreiflich, daß uns das Wichtigste hinlänglich klar ist. Und wie steht die heutige Wissenschaft zu dieser Ethnologie der alten Hebräer? Was sagt unsere Ethnologie und Geographie dazu? — Sie ehrt in jenem Kapitel des Pentateuchs ein sehr altes Denkmal menschlichen Wissens und sucht es nach seiner ganzen Anschauungsweise geschichtlich zu begreifen. Sie bekrittelt es nicht und läßt es nicht als unfehlbare Wahrheit gelten; sie sucht es zu verstehen. Mit einigem darin stimmt sie überein, mit anderem nicht. Womit ja? und womit nicht? das will ich sogleich sagen. Nur muß ich eine Bemerkung vorausschicken.

Für die religiöse, für die sittliche Bedeutung dieses Dokumentes ist die wissenschaftliche Richtigkeit seiner Angaben im mindesten nicht maßgebend. Hier, wie bei der Erzählung von der Schöpfung des Himmels und der Erde und des ersten Menschenpaares kommt alles auf den ausgedrückten Grundgedanken, kommt es lediglich auf die Idee an, welche sich in jenen Vorstellungen kund giebt. Nun denn: Die Griechen, die Germanen u. s. w. hatten sich in ihrem Mythus einen Stammbaum der griechischen, der germanischen Völker oder Staaten gebildet; aber wo ist ein Volk, das in seiner Urgeschichte einen Stammbaum der ganzen bekannten Menschheit versucht hätte? Die heidnischen Völker sind mit ihrem Blicke nicht über ihren eigenen Kreis hinausgegangen; jedes erzählte von seinem eigenen Ursprunge, als wäre das der Ursprung der Menschheit; woher die anderen Völker der Erde, fragte keines. Dem Propheten aber lag jedes Volk am Herzen; er wünscht jedem sein Glück und klagt mit jedem über dessen Unglück, selbst das verschuldete Unglück. Ihm sind alle Völker eine Familie Noah's, und er weiß sein Volk nur als ein einziges sehr junges Glied dieser großen Familie.

Vor der Größe dieses Gedankens tritt die Form zurück. Wir reden freilich nicht mehr so, deß wir sagten, jedes Volk stamme von einem Vater, von dem es auch den Namen trage. Wir sagen nicht, die Sachsen sind die Nachkommen eines Mannes Namens Sachs, und die Preußen die Kinder eines Mannes Namens Preuß; Sachs und Preuß aber waren die

Söhne von Deutsch: so reden wir nicht. In solcher Weise aber drückt sich der Hebräer aus und jedes Volk in seiner Sprache. Zu rühmen aber wäre unser Kapitel deswegen, daß es einen Fehler vermieden hat, den sich die Gelehrten noch im Anfange dieses Jahrhunderts zu Schulden kommen ließen. Sie glaubten z. B., die Römer stammten von den Griechen, diese von irgend einem asiatischen Volke ab. Im Pentateuch dagegen werden, wie auch die heutige Wissenschaft thut, fernere und nähere Verwandtschaften der Völker unterschieden, aber es wird nicht ein Volk zum Vater des andern gemacht, sondern zum Bruder oder zu einem fernerem Verwandten, denn, in Wahrheit: von den uns bekannten Völkern ist keins der Vater des andern.

Es versteht sich weiter von selbst, daß die siebzig Völker, welche unser Kapitel nennt, nur einen kleinen Theil der Menschheit umfassen, obwohl sie allerdings gerade die wichtigsten sind. Noch unbekannt sind nicht bloß die Bewohner Amerikas und der Inseln des großen Ozeans, sondern auch des inneren Afrikas, Süd-, Ost- und Nord-Asiens und Europas: bekannt ist nur Vorder-Asien mit Arabien, die Inseln des mittelländischen Meeres und theilweise die mittelländischen Küsten Europas und Afrikas und mehr nicht; also nur ein kleiner Theil der Erde.

Dagegen ist nun wieder höchst bemerkenswerth der richtige Takt, mit welchem die damals bekannten Völker in drei Gruppen verteilt werden: semitische, japhetische und chamitische. Auch die Wissenschaft erkennt diese drei Völkerstämme an, natürlich im Einzelnen die Ansicht des Hebräers ergänzend und berichtigend. Als chamitisches Volk nennen wir heute nur die Aegypter und einige Nachbar-Stämme. Denn die dunkelfarbigen Ureinwohner Afrikas und Indiens, welche im Pentateuch ebenfalls als Söhne Chams aufgeführt werden, bringen wir nicht in Verwandschaft mit Aegypten.

Zu dem semitischen Stamm rechnen wir: erstlich die Babylonier, die Assyrer und Syrer, dann zweitens die Völker Palästinas, d. h. die Phöniker, Kananiter, Philister, Ammoniter und Moabiter, Edomiter und die Israeliten: drittens die Lyder im alten Klein-Asien; viertens die arabischen Stämme und die Aethiopen. Es ist rätselhaft, warum die alte Urkunde die Phöniker und Kananiter nicht zu dem semitischen Stamm,

zählt, sondern zum chamitischen, da sie doch unzweifelhaft zum ersteren gehörten. Damit im Zusammenhange aber steht die unverheimlichte Abneigung gegen die Söhne Chams, welche gerade gegen die Kananiter ihren höchsten Grad erreicht. Aber auch der Grund dieser Abneigung spricht sich entschieden aus; er liegt in der Unsittlichkeit Chams; wenigstens erschien dem Israeliten das religiöse Leben dieser Völker als ein Greuel.

Im Gegenteil spricht sich eine auffallende Vorliebe für die Söhne Japhets aus, wie wir sagen: für den indogermanischen Stamm. Zu den Japhetiden oder Indogermanen rechnen wir erstlich in Asien die hellfarbigen Inder, die Perser, die Meder, die Armenier, die alten Phryger und einige andere Völker des alten Klein-Asiens, in Europa die Hellenen, die italischen Stämme, die Celten, die Germanen und die Slaven. Die Namen, die ich soeben aufführte, stimmen nur in zwei Punkten mit denen, welche unsere Urkunde nennt, überein, dies sind die Meder und die Hellenen. Die andern Namen der Urkunde verstehn wir nicht mehr; umgekehrt waren diesen die andern Völker, die wir zu den Indogermanen zählen, noch ganz unbekannt.

Die Urkunde hat einen Segen für Sem und einen Segen für Japhet: darin eben spricht sich die Vorliebe für Japhet im Gegensatze zu Cham so bedeutsam aus. Und woher mag diese stammen schon in jener alten Zeit, wo die Indogermanen im der Geschichte noch garnicht hervorgetreten, noch ohne Kultur waren? Doch vielleicht, wie die Abneigung gegen Cham aus der Unsittlichkeit desselben, so die Neigung zu den Söhnen Japhets aus ihrer damaligen schlichten Einfachheit und sittlichen Tüchtigkeit.

Wenn aber der Takt, mit welchem die alte Urkunde die damals bekannten Völker in die drei Gruppen vertheilt, Anerkennung verdient, wenn die Vorliebe für Japhet beachtenswert ist, so muß der Inhalt des Segens, mit dem die beiden Stämme bedacht wurden, unsere volle Aufmerksamkeit erregen. Von Sem heißt es in aller Kürze: „Gelobt sei Gott, der Gott Sems“, von Japhet mit einem unübersetzbaren Anklang an den Namen: „Gott mache weiten Raum dem Japhet, und er wohne in den Zelten Sems“. In der That, wenn wir

die Namen der Völker Sems und Japhets hören, ich wiederhole also einerseits die Semiten: Babylonier, Assyrer, Syrer, Lyder, Phöniker, Israeliten, Araber; andererseits die Indogermanen: Meder, Perser, Phryger, Hellenen, Italer, Celten, Germanen, Slaven, so hören wir die Namen derjenigen Völker, welche die Träger der Geschichte waren und sind. Das chamitische Aegypten spielt doch nur wenig mit. Fragen wir aber, welches sind die geschichtlichen Thaten Sems und die Japhets, so bezeichnen diese Thaten nur die Erfüllung seines Segens: „Gelobt sei Gott, der Gott Sems", und Sem hat seine Religion über die geschichtlichen Völker verbreitet: „Gott mache weiten Raum dem Japhet", und die Indogermanen sind heute die Herren der Erde. Ihnen, hochverehrte Versammlung, die weltgeschichtlichen Thaten und den Charakter der Semiten in den weitesten Umrissen und in Andeutungen vorzuführen, ist die Aufgabe, die ich mir in diesem Vortrage gestellt habe.

Die Cultur der Semiten ist um Jahrtausende älter als die der Indogermanen. Babylonier und Phöniker hatten eine Zeit geistiger Blüte, während die Hellenen noch im Naturzustande waren. Die Geschichte ist eine wunderbare Kette, die sich durch die Zeiten erstreckt, so daß in jedem Zeitalter immer nur ein Ring wirklich ist, welcher aus dem Gehalt aller vorangehenden geformt ist und selbst wiederum in den Gehalt des folgenden Ringes übergeht. Und jedes Glied dieser geistigen Kette wird von einem Volke oder einem Verbande von Völkern getragen, geschmiedet; und hat das Volk seine Arbeit gethan, so verschwindet es vom Schauplatz der Geschichte, zuweilen gar völlig von der Erde. Dies nennen wir eben Entwicklung des menschlichen Geistes, daß ein Gedankenkeim, der mit dem Ursprung des Menschengeschlechts gesetzt war, allmählig anwächst, an Kraft und an innerem Werthe zunimmt. Die Erkenntnisse steigern sich, das Gemüt vertieft sich, die Thätigkeit wird kraftvoller, ergebnisreicher, edler. So sind das, was ich soeben Ringe einer Kette nannte, Phasen einer Entwicklung. Die Entwicklung als Ganzes ist das Wesen der ganzen Menschheit; die einzelnen Phasen bilden das Verdienst und das Glück, das Schicksal und die Bestimmung der einzelnen Völker. Was die früheren Völker errungen,

geht auf die folgenden über; wie innerhalb eines Volkes jedes Geschlecht die Errungenschaft seiner Väter ererbt und weiter gebildet den Nachkommen übergiebt, so beerbt jedes Volk die älteren und hinterläßt seinen jetzigen Besitz den folgenden.

So gelten uns alle Völker, welche in der Weltgeschichte eine That hinterlassen haben, als Ideen einer idealen Entwicklung, eines Gedanken erzeugenden Vorganges. Babylonier, Phöniker, Hellenen, Römer, was sind sie anderes als Kulturformen, also Gedanken in einer zeitlichen Reihe von Gedanken? Den Inhalt unserer heutigen Bildung können wir geschichtlich zerlegen, und wir nennen dann den einen Teil hellenisch und den anderen babylonisch u. s. w. Und der hellenische Teil des heutigen Geistes ist das Beste, das Unsterbliche von Hellas, und ebenso ist der babylonische Teil in uns das Ewige von Babylon. Die Geschichte ist die Reihe der nacheinander auftretenden Ideen. — Neben dieser rein idealen Betrachtung aber geht eine andere her. Ist die Geschichte einerseits nichts anderes als eine Gedanken-Erzeugung, so ist sie andererseits zugleich die Einrichtung in der Wirklichkeit, durch welche sich diese geistige Produktion vollzieht. Sie ist die Gedanken-Fabrik, deren Erzeugnis unsere heutige Bildung ist; die Völker sind die Teile, die verschiedenen Einrichtungen dieser Fabrik, durch welche ein Rohstoff hindurchgehen muß, um aus jedem der einzelnen Apparate immer reiner und immer feiner gestaltet hervorzukommen. So mußte der anfänglich rohe Gedanke der Menschheit durch die Völker der Geschichte hindurch, um von jedem in bestimmtem Maße weiter gestaltet dem andern zu weiterer Verarbeitung übergeben zu werden.

Ein weltgeschichtliches Werk verstehen, schließt also eine doppelte Aufgabe in sich, wie auch das Verständnis eines einzelnen Apparates einer Fabrik. Denn wie letzteres erfordert, daß man erstlich wisse, welchen Teil der Gesammtarbeit der Fabrik der besondere Apparat zu vollziehen hat, und dann zweitens, wie er gebaut und eingerichtet und mit anderen Apparaten verbunden ist, um solche Leistung herzustellen, so muß man auch erforschen, erstens welche Idee als einzelnes Moment der gesammten geschichtlichen Entwicklung ein Volk zu verwirklichen hatte, und zweitens wie dieses Volk körperlich und geistig begabt war, wie es von der Natur seines

Landes unterstützt ward, und wie es Einflüsse von andern Völkern empfangen und auf sie geübt hat, um die ihm zugefallene Aufgabe zu lösen.

Giebt es etwas wunderbareres als das Ineinandergreifen dieser beiden Seiten der Geschichte, der idealen Gedanken-Entwicklung und der realen Völker-Existenz! Staunenswert ist der Organismus eines lebendigen Wesens, aber um wie viel wunderbarer der Organismus der Geschichte der Menschheit! Oder wäre es nicht so? Die Indogermanen sind, nach ihrem Dasein in der Wirklichkeit, so alt wie die Semiten; aber sie schliefen noch ein Jahrtausend in einfachem Naturzustande, während die Semiten schon zu hoher Kultur erwacht waren. Dann weiter sind die Germanen, obwohl ebenso alt wie die Hellenen, doch wieder um ein Jahrtausend später als diese aufgetreten, und die Hellenen selbst werden nicht in allen ihren Stämmen gleichzeitig erweckt, sondern ein Stamm nach dem andern, bis sich zuletzt Athen erhebt. So bieten uns die Völker ein Bild, wie es der Frühling zeigt. Nicht an demselben Tage bekommen alle Baum- und Pflanzen-Arten Blätter und Blüten, sondern die eine Art hat ihre Blüte schon verloren, wenn die andere dieselbe noch in der Knospe birgt.

Solches Schauspiel in der Geschichte kann wohl den Gedanken erregen, daß hier außer den wahrnehmbaren Ursachen auch noch ein Grund höherer Ordnung walte. Aber der Glaube an Gott und göttliche Vorsehung kann die Wissenschaft nicht der Arbeit überheben, die in der Welt gegebenen Verhältnisse zu erforschen und aus diesen die Gestaltung der Geschichte zu begreifen. Wie die Natur nach unwandelbaren Gesetzen lebt, so vollzieht sich auch der Fortschritt in der Geschichte nach den gleich strengen Gesetzen des geistigen Wachsthums. Die Wissenschaft hat also ihre Aufgabe lediglich für sich und nach eigener Weise zu lösen, und erst darnach kann sich ihrem Funde der Glaube als Zuthat des Gemütes beigesellen. Diese Ergänzung durch den Glauben wird um so wertvoller sein, je eindringlicher die Erkenntnis der Wissenschaft ist. So haben wir aus dem Charakter und den Lebensbedingungen eines Volkes zu erkennen, warum es nicht früher zum Eingreifen in die Weltgeschichte gediehen ist und haben die Weise seines Auftretens, aus seinem Charakter in

Verbindung mit der Phase der Entwicklung, auf welche es stößt, zu begreifen.

Auf diesen höchsten geschichtlichen Standpunkt, wie ich ihn soeben in Kürze bezeichnet habe, müssen wir uns versetzen, wenn wir die Bedeutung eines Volkes oder einer Völkergruppe für die geschichtliche Entwicklung wahrhaft würdigen, ja wenn wir sie richtig erfassen wollen. Es würde allgemeines Lachen erregen, wenn man mit einem herabwürdigenden Seitenblicke bemerkte, die alten Babylonier haben doch keine Dampfmaschinen gehabt: auch wird es niemand einfallen, den Mangel dieser Erfindung dem vorigen Jahrhunderte zum Vorwurfe zu machen und wenn es einen Thoren giebt, der, sich brüstend mit seiner Naturwissenschaft, die Propheten anklagt, den elektrischen Telegraphen nicht erfunden zu haben, nun, so ist er eben ein Thor. So kann man es den Babyloniern auch nicht als Tadel anrechnen, daß sie nichts von einer Repräsentativ-Verfassung wußten. Denn wie die Erkenntnis, so hat auch die Einrichtung des praktischen Lebens ihre Geschichte.

Die semitische Kultur ist *älter* als die der Indogermanen, und *folglich* ist sie weniger entwickelt. Was die Menschheit den Semiten verdankt, sind gewisse Elemente der geistigen Bildung, gewisse Grundlagen, welche für jeden höheren Aufschwung unentbehrlich sind. Dahin gehört vor allem die Erfindung der Buchstabenschrift, auch die Anfänge der Astronomie, künstlerisches Handwerk und die Einrichtung der Maße aller Art, der Gewichte und Münzen. Alles dies ist wahrscheinlich von Babylon aus, dem ältesten Sitze und Mittelpunkte der semitischen Kultur, durch die Phöniker über die ganze alte Welt, auch Hellas und Italien, verbreitet worden.

Wir wollen die semitische Industrie nicht gering schätzen (es sei beispielsweise nur an die Erfindung des Glases erinnert) dergleichen kann doch neben der Wichtigkeit der Buchstabenschrift und der Maße nicht ins Gewicht fallen. Das waren Schöpfungen eines edlen wissenschaftlichen Strebens, deren Wert für alle weitere theoretische und praktische Bethätigung des Geistes augenblicklich einleuchtet. Wenn ein vielbewegtes Leben mit mannigfacher Thätigkeit und eben so mannigfachem Genusse, ein reger Austausch von Natur- und Kunsterzeugnissen ein menschenwürdiges und darum erfreuliches

Bild liefert, so dürfen wir uns ein solches auf dem Boden der alten semitischen Kulturstaaten, Babylon, Ninive, Sodom und Tyrus mit Recht entwerfen; aber dieses Bild würde alles Lichtes entbehren, wenn wir nicht hinzudenken, daß hier das Alphabet und das erste rationale Maß geschaffen war. Beides aber, wie auch die babylonische Astronomie, steht im Zusammenhang mit der Religion, denn es sind Schöpfungen der Priesterschaft. Die Religion ist ursprünglich der ganze theoretische Geist, der auch alle Praxis durchdringt; die Priester waren die Väter der Wissenschaft und Ordner des Lebens zugleich. Die Ausbreitung des Alphabets einerseits über Europa, aber auch über Indien, gehört mit zu jenem Segen: „Gelobt ist Gott, der Gott Sems.“ Alles was Litteratur heißt, nur die chinesische ausgenommen, hat im Alphabet eine semitische Grundlage des Daseins.

Von der Religion geht auch die Kunst aus. Die Werke der altsemitischen Baukunst und Plastik sind wohl aller Beachtung wert, als menschliche Hervorbringungen; in neuster Zeit sind sie uns in weiterm Umfange näher bekannt und viel besprochen worden: aber auf die höhere und reinere Entwicklung der Kunst haben sie wohl kaum eingewirkt. Diese Schöpfung war den Griechen vorbehalten. In der Musik war Lydien anregend für die Griechen; indessen dieser Punkt führt zu einer wichtigen Betrachtung, nämlich zu dem Einflusse der semitischen Religionen auf die Indogermanen, also zu unserm eigentlichen Thema. Denn es ist nun schon klar, daß die weltgeschichtliche Bestimmung der Semiten sich in der Richtung auf Religion und damit allerdings auch auf gewisse Grundelemente alter Kultur offenbart.

In Klein-Asien hatte nicht bloß das mächtige semitische Reich der Lyder bestanden, sondern von diesen aus wurden auch die Phryger, die ursprünglich Indogermanen waren, in der Religion, und d. h. im Geiste überhaupt, ganz semitisch. Und so wurden auch die klein-asiatischen Griechen im 8.—7. Jahrh. von lydisch-phrygischer Denk- und Gefühlsweise ergriffen, und bis auf das Festland der Griechen breitete sich dieser Einfluß aus. Nicht so dürfen wir uns die Sache denken, als wäre unmittelbar eine semitische Gottheit aufgenommen worden, wie das in späterer Zeit in Alexandrien

und Rom vorkam, sondern alte hellenische Culte wurden nach analogen semitischen Culten mit einer größeren Bedeutsamkeit gepflegt, und zwar mit gesteigertem Enthusiasmus und lebhafterer Erregung des Innern, auch bereichert mit neuen fruchtbaren Ideen. Es sind die Culte des Dionysos und der Demeter, bereichert durch Vorstellungen von der Unsterblichkeit, welche damals in Hellas unter semitischen Einflüssen einen neuen Aufschwung nahmen und für die ganze hellenische Kultur von großer Wichtigkeit wurden.

Um die Art dieser Wirkung ungefähr begreiflich zu machen, muß ich hier ein paar Worte über die semitischen Religionen sagen. Der ursprüngliche Volksglaube der Semiten ist schon im höchsten Altertum durch die Priesterschaften veredelt worden und hat dadurch im Ganzen einen Zug der Erhabenheit gewonnen, wie er bei den Indogermanen nur vereinzelt vorkommt. Die Neigung, die Vielgötterei zu einem ältesten und höchsten Gotte, der in lichter Höhe wohnt, zuzuspitzen, ist bei den semitischen Völkern von ganz anderer Macht als bei den Indogermanen gewesen. Hat sich doch mancher Gelehrte so weit täuschen lassen, zu meinen, die semitischen Völker hätten sämmtlich und ursprünglich die monotheistische Religion gehabt. Das war freilich ein Irrthum. Die Semiten verehrten sämmtlich und zu allen Zeiten viele Götter, der israelitische Prophet von seinem Standpunkte aus sagt: fremde Götter. Es waren Naturgötter und hierin sind sie von den indogermanischen gar nicht verschieden. Was aber bei den Griechen erst spät, in den Zeiten des Verfalls und nur bei den Philosophen eintrat, das Streben, die Natur als Einheit zu fassen und die vielen Götter als Modifikation oder Kräfte der einen alles in sich schließenden Natur anzusehen, das hatten die Semiten um viele Jahrhunderte früher schon gethan. Solch eine Gottheit, welche den Wert mehrerer Gottheiten in sich vereinigt, ist freilich erhabener als diese Teilgötter, ist aber immer noch etwas ganz anderes als der eine geistige Gott Israels. Der Naturgott kann nicht einmal seine Einheit bewahren; denn, wenn der Inhalt seines Wesens vorgestellt wird, so zersplittert er sich wieder in die Teile seines Inhalts. Immerhin aber giebt das Streben nach Einheit den semitischen

Religionen einen von der indogermanischen auffallend verschiedenen Zug, und zwar einen erhabenen.

Dazu kommt der Charakter der Semiten, der wohl begreifen läßt, warum sie früher zu geistiger Blüte gelangten als die Indogermanen und warum ihre Wirksamkeit besonders auf dem Gebiete der Religion liegt. Die Semiten sind ernster als die Indogermanen, besonders als die Griechen. Von den Griechen möchte man sagen, sie sind das Volk des Spiels. Ihr Gottesdienst war voll von Spiel, und der Sieg in solchem der Gottheit geweihten Wettkampf galt als eine Ehre, die kaum übertroffen werden konnte. Die Semiten dagegen nahmen alles Religiöse in vollem Ernst und ihr Kultus war leidenschaftlich. Je nachdem sie sich eine Gottheit in Freude oder in Trauer dachten, waren sie bei den Festen selbst rasend vor Lust oder Schmerz, sodaß sie sich sogar in vollster Sinnlosigkeit verwundeten. Daher gab es bei ihnen auch Menschen-Opfer, nicht aus Roheit, und nicht etwa gefangene Feinde wurden geopfert, sondern die edelsten Familien gaben ihren Sohn dem Gotte hin, nicht bloß symbolisch, sondern indem sie wirklich, obwohl mit blutendem Herzen, das Kind im Feuer verbrannten und so, wie sie wähnten, mit der Gottheit vereinten. Also nicht in dem Sinne waren die Semiten ernst, als hätten sie nie gelacht, sondern wie wir sagen, eine Sache ernst nehmen, d. h., sich nicht oberflächlich mit der religiösen Forderung abfinden, sondern diese möglich vollständig und eigentlich durchführen. Die Semiten waren konsequent. Freilich, wnnn nun ihre Voraussetzungen abergläubisch waren, so mußten sie in einen schrecklichen Kultus geraten, der den Propheten Abscheu und Grauen einflößte. Indem sie den Naturgöttern nachahmten, kamen sie zu einer Verleugnung des Geistes, bei welcher jedes zartere Gefühl sowohl des Anstands wie des Mitleids geopfert ward, alle Besonnenheit verloren ging, und der Götterdienst zu einem berauschten, rasenden Wüten umschlug. Dagegen hielten sich die Indogermanen bei ihrem geringeren Eifer für Religion, bei geringerer Konsequenz, in einer gewissen Nüchternheit und Leichtigkeit, ließen alles, was sie von ihren Göttern Gefühlverletzendes und Anstößiges erzählten, ohne Einfluß und gestalteten ihren Kultus mit geringerer Erhabenheit nach Gesetzen der Wohlanständigkeit und

der Schönheit. Ihnen lag die Gefahr einer gewissen Oberflächlichkeit und Äußerlichkeit nahe; der entgingen die Griechen, indem sie sich im Verkehr mit den Semiten in Kleinasien von diesen soviel aneigneten, als bei ihrem kälteren Sinne möglich war. Nur ausnahmsweise ließen sie sich zu ausschweifenden Orgien hinreißen. Im Allgemeinen war ihr Sinn darauf gerichtet, auch in der Religion Maß zu halten, während die Semiten ihre Religion ins Maßlose entwickelten.

Was die Semiten im tiefsten Grunde und ganz augenscheinlich von den Indogermanen des Alterthums, namentlich der Griechen und Römer, an die ich hier zumeist denke, besonders unterschied, war das Temperament, aus welchen sich das bisher Erwähnte leicht begreifen läßt. Der Semit war höchst reizbar, nicht nur leicht und schnell ergriffen, sondern die Erregung drang auch tief in das Gemüt und nahm es für den Augenblick völlig ein. Bei seinen Wahrnehmungen überwog das Gefühl die Anschauung. Daher war er bei der Auffassung der Gegenstände innerlich und persönlich mehr betheiligt, inniger berührt. Das machte ihn empfänglich für allgemeine Gedanken: so begeisterte er sich für Prinzipien. Er suchte überall das Innere, das Wesenhafte zu erfassen, und von der Stimmung, in welche ihn die allgemeine Betrachtung der Natur und des menschlichen Lebens versetzt, war er auf Stunden und Tage völlig hingerissen, dabei aber verlor er die Ruhe, welche nötig ist, ein klares Bild von den Gegenständen und ihren Verhältnissen zu gestalten: er nahm die Dinge nicht, wie sie sich einfach gaben, sondern in bestimmter in seiner Seele vorgezeichneter Rücksicht, zuweilen einseitig. Er beurteilte alles nach sich. Wie er von Schmerz und Freude sich heftig ergriffen fühlte, wie ihn die blühende und ersterbende Natur mit starker Sympathie erfüllte, so erkannte er in der Natur thätige und leidende Gottheiten, denen er diente, indem er ihnen in Schmerz und Lust die vollste Teilnahme bewies, und er jubelte und schluchzte an ihren Festen, welche mit den Wendepunkten der Jahreszeiten zusammenfielen. So auf das Innere der Natur gerichtet, faßte er das Leben derselben in allgemeinen Prinzipien zusammen, die ihm die höchsten Götter waren. Die Klarheit der Anschauung aber ging darüber verloren: die Gegenstände wurden nicht in scharfen Umrissen erfaßt.

Solche erwartende, überwältigende Gefühlsstimmung war der Kunst nicht günstig. Namentlich die plastische Kunst verlangt ein ruhiges Auge und eine ruhige Hand, wie sie der Semit nicht hatte. Eine zu starke Erregung schwächt die Fähigkeit, sich zu äußern, darzustellen.

Auch der weiteren Entwicklung der Wissenschaft ist solche innere Unruhe nicht günstig. Die Astronomie der Babylonier veranlaßt folgenden Gedanken. Die Indogermanen lieben den Tag und fürchten die Nacht. Ihrem ruhigeren Temperamente sagt gerade die Erregung zu, welche ihnen das Licht gewährt mit all den beweglichen Bildern der Außenwelt. Die Nacht, welche ihnen diese angenehme Beschäftigung der Augen entzog, ängstigte sie wie die Kinder. Anders die Semiten. Des Tages Licht mit seinem geräusch- und wirrvollen Leben versetzte sie in übermäßige Erregung; sie sind Freunde der stillen Nacht mit ihrem milden Sternenlicht, durch welches ihr leidenschaftlich schlagendes Herz besänftigt wird. Von dem Wechsel der irdischen Natur hingerissen und außer sich versetzt, geben sie sich des Nachts gern dem schwächeren, sanften Eindruck der Außenwelt hin, erkennen sie zuerst in der Sternenwelt eine ruhige Bewegung in gleichmäßigem Gesetz, wodurch sie selbst beruhigt werden.

Richtet sich diese mäßige Gefühlserregtheit auf einen praktischen Zweck, so erscheint sie als Energie und Unbeugsamkeit des Willens, als rastloser Fleiß. So haben die Babylonier und Assyrer die großen Bauten aufgeführt, die Phöniker ihre Schifffahrt unermüdlich so weit getrieben, als man im Alterthum und Mittelalter sie treiben konnte. Auch die altsemitische Industrie beweist eine mächtige Bewältigung des Stoffes.

Das Volk, das zuerst eine bemerkenswerthe Herrschaft über die Natur üben sollte, mußte ein starkes Persönlichkeitsgefühl, eine vorwiegende Subjektivität besitzen. Es mußte keine Rücksicht nehmen auf das, was ein Ding in der Natur an sich gilt, sondern alles nur beachten, insofern es dem Menschen dienlich sein kann. Es mußte gleichgültig sein gegen die Gestalt, die ein Ding durch seine Entstehung hat, um demselben die Gestalt aufzuzwingen, in welcher es den menschlichen Bedürfnissen nützlich werden kann. Solche durch-

aus subjektive Stimmung war zwar der höheren Entwicklung der plastischen Kunst und objektiven Wissenschaft nicht günstig, aber nothwendig für die erste Ueberwältigung der Natur durch den Menschen.

Was für den Anfang gut ist, ist nicht auch gut für die Vollendung. Die Semiten hatten den Geist, die Cultur zu beginnen, aber nicht sie zur Höhe zu bringen.

Ich komme zu den Israeliten, unsern Voreltern. Sie sind freilich im Inhalte ihres Geistes von ihren heidnischen Brüdern sehr verschieden. Wie sehr jedoch das, was ich vom Temperament der Semiten gesagt habe, von ihrer Erregtheit und ihrem Ernst, auch auf die Israeliten zu beziehen ist, das, möchte ich sagen, können wir an uns selbst erleben und können es noch besser aus unserer Erinnerung mit Beispielen belegen. Viele von uns können sich eine jüdische Synagoge vergegenwärtigen, wie unsere Väter und Mütter sie besuchten, und können sich deren ganze Lebensweise zurückrufen. Strenges Fasten während 24 Stunden von Abend bis Abend, nicht bloß der Männer, sondern auch der Frauen, und nicht mit Unrecht möchte man sagen, auch der Kinder; Beten während des ganzen Tages vom Grauen des Morgens bis zum Erscheinen der Sterne: ja kräftige Männer beteten stehend 24 Stunden, ohne sich selbst vom Schlaf unterbrechen zu lassen; das Brustklopfen, die Körperbewegung, die Andacht bis zu Jubel und Thränen: alles dies bekundet semitisches Temperament, wie es die alten Kulturstätten im Libanon, auf Cypros und in Kleinasien kannten. Die Enthaltung von aller Fleischspeise, welche sich der arme Jude während der sechs Wochentage auf dem Lande umherziehend auferlegte, um dem Speisegesetz treu zu bleiben und die vollkommene Ruhe von jeder Arbeit und selbst jedem Schein einer Arbeit am Sabbath ist semitischer Ernst. Der Eifer, mit dem die jüdischen Lehrer und die Schaaren ihrer Schüler Tag und Nacht dem Studium oblagen, ist semitischer Enthusiasmus. So hatte auch semitischer Enthusiasmus alle Propheten begeistert, auch die Makkabäer; Enthusiasmus und Unbeugsamkeit bekundeten endlich die Helden und Eiferer, welche den letzten Kampf für die Unabhängigkeit Judäas gegen die Römer kämpften. Sie kämpften nicht als Verzweifelnde, sondern als Hoffende, Sieg hoffend bis zum letzten Athemzuge.

In den Israeliten hat der semitische Stamm seine Bestimmung vollständig erfüllt, und hier wird es am klarsten, daß diese Bestimmung wesentlich nur in der Richtung der Religion lag. Denn die Israeliten hatten durchaus nichts anderes als ihren Monotheismus. Babylon zählte schon ein Jahrtausend seiner Größe, als das israelitische Volk mit seinem Einzuge in Palästina geboren wurde. Jahrhunderte kämpft es, um sich den Boden zu erringen, auf dem es sich entwickeln sollte. Als Staat aber nahm es selbst in seinen blühendsten Zeiten nur den Rang einer Mittelmacht ein: auch war seine politische Organisation immer mangelhaft, wie die aller semitischen Völker. Wie sich Freiheit mit fester Vereinigung der Individualitäten zu einem starken Ganzen verbinden ließe, das verstand man im hohen Alterthum, also in Asien überhaupt gar nicht; auch die Indogermanen Asiens, die Meder, Perser, Inder verstanden es nicht, und die Griechen und Römer wußten zwar wohl sehr gut Städte zu organisiren, aber nicht Staaten. Und soll ich hinzufügen: noch heute liegen Freiheit und Einheit im Kampf?

Ein einziges freiheitliches Element indessen unterscheidet Israel von allen asiatischen Völkern, Semiten und Indogermanen: die Prophetie. Ein Element nenne ich sie; denn eine Institution war sie kaum, sie war etwas ganz Persönliches und unmittelbarer Ausfluß der monotheistischen Religion. Und sowohl in dieser wie in jener Rücksicht, ich meine: als Erfolg bloß der Religion wie als etwas rein Persönliches, zeigt die Prophetie wieder ihren semitischen Charakter und zwar als höchsten bedeutsamsten Ausdruck und Bethätigung derselben. Die Heiden, auch die hochgebildeten Griechen, deuteten die Zukunft aus gewissen natürlichen Vorgängen, aus Vogelflug und Vogelgeschrei, aus den Eingeweiden geschlachteter Thiere, aus Pferdewiehern, aus den ausgestoßenen Tönen einer von Zuckungen ergriffenen Frau: alles das war dem Israeliten ein Greuel. Der Prophet befragte Gott, den allwaltenden Geist, und vernahm dessen Stimme unmittelbar in seinem eigenen Innern; er war in persönlichem Verkehr mit Gott. In dieser seiner Verzückung war er auch der höchste Idealist, der, je heilloser ihm die Gegenwart erschien, um so sicherer eine um so bessere Zukunft schaute. — Und wie sein Wesen, so trugen auch seine Vor-

gedanken den semitischen Charakter. Der Grundsatz: „Heilig sollt ihr sein, denn heilig ist euer Gott", er ist in der Form ganz semitisch: denn semitisch war die Forderung, der Mensch müsse sich völlig Gott angleichen. Nun ist es betrübend, daß die Götter der semitischen Heiden unheilig waren; so wurden ihre Bekenner unheilig. Als aber der Prophet Gott als heilig erkannt hatte, da war die Forderung gegeben, daß der Mensch, sich Gott anähnlichend, heilig sein sollte. Und wenn es heißt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, ich der Ewige", so bedeutet dies: da ich der Ewige dich und deinen Nächsten in gleicher Weise als Vater liebe, so liebe du, mir nachahmend, deinen Nächsten als Bruder wie dich: thue du ihm alles das und genau so, was und wie du wünschest, daß Gott dir thue; so ist die Nächstenliebe nur die Folge der Forderung der Gottähnlichkeit. — Semitischer Orgiasmus liegt auch in dem Grundgebot: „Du sollst den Ewigen deinen Gott lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit aller deiner Macht", „Du sollst reden von Gottes Wort, wenn du in deinem Hause sitzest und wenn du auf Reisen wanderst, und wenn du dich niederlegst, und wenn du aufstehst". So spricht nur ein Semit; und hat der Jude das nicht wörtlich erfüllt? Er hat es erfüllt, nicht nur in den Zeiten der Verfolgung, wo der Haß und Hohn schnaubende Verfolger das Feuer der jüdischen Begeisterung besonders anfachte: sondern auch in den langen Zeiten ruhigen, gleichmäßigen, kleinlichen Druckes, wo ihm Licht und Luft beengend kärglich zugemessen ward.

An Bau- und Kunstwerken haben die Israeliten nichts hervorgebracht, was auch nur von Weitem den Bauten und Werken Babylons und Ninives nahe käme. Wissenschaftliche Entdeckungen haben sie gar nicht gemacht. Eine umfangreiche Litteratur hatten sie und ein Bruchstück ist uns gerettet. Ein Blatt davon hat mehr weltgeschichtlichen Werth, als alle Werke der Semiramis mit allen Pyramiden und Obelisken Aegyptens. Denn alle diese Werke sind durch die kurzathmige Arbeit von Sclaven entstanden; das Wort des Propheten aber ist der Hauch der göttlichen Freiheit. Und so hat nun längst dieses Wort alle Culturvölker gewonnen.

Bezüglich des Einflusses des Monotheismus auf die

Entwicklung des Menschengeschlechts kann ich es bei der Andeutung bewenden lassen, daß, wie die Israeliten den Semitismus in seiner höchsten Form darstellen, so auch ihre religiöse Wirkung in der Geschichte den religiösen Einfluß der anderen Semiten an Umfang und innerer Bedeutung weit überragt: das Christenthum und der Muhamedanismus sind durch jüdische Anregung entstanden. Nur dies will ich hervorheben. Als durch die Kriegszüge Alexanders und seiner Nachfolger und dann durch die Kämpfe zwischen Römern und Parthern und endlich durch das grausame Aussaugungssystem der römischen Verwaltung ganz Vorder-Asien und Nord-Afrika verödet oder ermattet da lag, da ward die muhamedanische Welt gegründet und wie mit einem Zauberschlage erwachte wieder in Mesopotamien und in Damaskus und in Aegypten und in der südlichen Hälfte Spaniens und auf Sicilien ein mächtig bewegtes Culturleben, mächtiger als es das alte Babylon gekannt hat und mit feinerer, edlerer Cultur. Diese muhamedanische Form des semitischen Geistes ergriff auch die indogermanischen Perser und bewirkte hier das Wunder, daß dieses Volk, die Perser, die bis dahin trotz ihres ehemaligen Weltreiches gar nichts hervorgebracht hatten, was in der Culturgeschichte zählen könnte, weder Poesie noch Wissenschaft, weder Bildwerke noch auch große imposante Bauten, sie, die durch nichts sich ausgezeichnet hatten, als einerseits durch Unterjochung und andererseits durch schmähliche Niederlage und elenden Untergang, die keine andere Rolle in der Geschichte gespielt hatten, als dann später die Mongolen spielten — sie brachten unter muhamedanischem Einflusse eine hohe Cultur hervor und schufen litterarische Erzeugnisse, die in keiner Uebersicht der Weltlitteratur übergangen werden können. Auch als die Perser wieder ein selbständiges Reich bildeten, nachdem sie sich von der Herrschaft der Khalifen befreit hatten, als das nationale Bewußtsein wieder erstarkt war, als Viele so weit gingen, den noch nicht vergessenen altpersischen heidnischen Cultus neu zu pflegen, da waren die Fürsten und die Gebildeten in Persien doch besonnen genug, um dem Muhamedanismus treu zu bleiben und ihn nicht gegen den alten, doch nur kläglichen Feuer-Cultus zu vertauschen. Da waren sie besonnener als unsere heutigen

Fanatiker des Indogermanismus. — Auch Hindostan muß ich als ein indogermanisches Land nennen, das sich in weiten Strecken dem semitischen Geiste unterordnete. Wenn auch die tatarischen Stämme meist muhamedanisch geworden sind, wie auch die Malayen, so führte sie dies zu einem für sie erfreulichen Fortschritte, obwohl es für die Geschichte des menschlichen Geistes überhaupt nicht von Belang ist.

Fragt man nach dem Werthe der muhamedanischen Cultur, so ist es schon etwas, was durchaus nicht gering angeschlagen werden darf, daß eine weite Erdstrecke mit vielen Millionen Menschen einen höchst regen materiellen und geistigen Verkehr pflegen, so daß Gesänge von Mund zu Mund, von Cordova nach Bagdad und noch weiter östlich hin und her wanderten. Auch hat das ganze Leben, namentlich die Dichtung eine eigenthümliche Gestalt und zeigt uns den menschlichen Geist in einer individuellen Form. Ob dabei der Geist auf eine höhere Stufe gehoben wird, als er vorher im Denken und Handeln jemals eingenommen hat? Es mag sein, daß die Araber, wie das ganze Mittelalter, bei einer Ueberschau der Geschichte vom höchsten Standpunkte aus angesehen, nur als ein vermittelndes Glied zwischen dem hellenischen Alterthum und der neueren Zeit gelten können, und daß sie, wie zeitlich, so auch räumlich das Morgenland mit dem Abendlande in Berührung brachten — vielleicht thaten sie nicht mehr; und doch wäre auch dies nicht gering anzuschlagen. Ganz ohne eigene Entdeckungen und Schöpfungen waren sie aber gewiß nicht. Sind sie auch nicht die Erfinder der Zahlzeichen, die sie vielmehr aus Indien holten, so sind sie doch sicherlich um die Arithmetik, besonders die Algebra, auch um die Astronomie, die Chemie und Medicin nicht ohne wesentliches Verdienst. Auch in der Sprachwissenschaft haben sie höchst Beachtenswerthes geleistet. Ein bestimmteres Urtheil ließe sich nur aussprechen, wenn es gestattet wäre, tiefer in die Sache einzugehen. Darum gedenke ich auch der Philosophie der Araber nur obenhin, die Bestimmung ihres Werthes würde eine weite, tief eingreifende Darlegung erfordern. Und was die Kunst betrifft, so haben sie außer der Poesie noch in der Baukunst einen eigenthümlichen Styl geschaffen.

Wie aber alles, was die alten Babylonier und Phöniker geleistet haben, vor den Schöpfungen der Hellenen und Römer verblaßt, so verschwinden auch die Leistungen der Araber im Reiche des Gedankens, wie hoch immer man sie schätzen mag, vor den Arbeiten der europäischen Völker in den letzten Jahrhunderten. Und wie steht es endlich heute mit den Semiten?

Babylon und Ninive, Sidon, Tyrus und Carthago sind längst dahin und nur europäisch-indogermanische Wißbegier gräbt aus dem Schutte die trümmerhaften Ueberreste des semitischen Alterthums hervor. Jene Völker sind völlig verschwunden. Die Syrer hatten in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters durch Vereinigung christlicher und hellenischer Momente der Cultur eine Stätte geschaffen; sie wurde von den Arabern überschwemmt und die Syrer leben heute in einem kaum nennenswerthen Rest. Die Araber sind zwar noch da, und zwar in ziemlich großer Anzahl, aber für die Cultur kommen sie nicht in Betracht, weder die Araber der Städte noch die der Wüste. Sie bilden nicht einmal einen selbständigen Staat.

Endlich die Juden. Zerstreut über die Erde, kann man sagen, entbehren sie alles dessen, was als nothwendige Grundlage zu einer nationalen Selbständigkeit bedingt wird. Man könnte sie eine bloße Religionsgesellschaft nennen, wenn sie nicht auch durch die Gemeinsamkeit des Blutes verbunden wären. So mag man sie einen Stamm nennen, der aber für seine individuelle Existenz die Lebenskraft nur aus der Religion zieht. Diese seine Religion hat der Jude trotz seiner zweitausendjährigen Zerstreuung niemals gewandelt, aber immer und überall hat er sich, je nach der Kultur des Landes, in welchem er wohnte, akklimatisirt. So ist der Jude des 19. Jahrhunderts immer noch Jude, wie der des 9. und des 1., und dennoch in jedem Jahrhundert ein anderer. Er ist jetzt unter Deutschen ein Deutscher, unter Franzosen ein Franzose, unter Engländern ein Engländer u. s. w., wie er schon in Alexandrien unter Griechen ein Grieche war: er ist es bis auf die eigenthümlichsten Nationalzüge dieser Völker, und ist dennoch hier und dort, ehemals und heute, ein Jude.

Die Litteratur der Juden ist theils eine speciell jüdische,

d. h. nur für Juden berechnete, und dann auch meist hebräisch geschriebene, oder eine in die Litteratur des Volkes und der Zeit, wo der Verfasser lebte, eingreifende. Denn der Jude hatte nicht nur den Trieb, sich die herrschende Cultur anzueignen, sondern auch daran mitzuarbeiten, und wo der Zusammenstoß der Verhältnisse glücklich war, da hat er auch aus seiner Eigenthümlichkeit heraus in die bestehende Cultur schöpferisch hineingearbeitet. So glücklich lagen freilich die Verhältnisse nur wenige Male. Der griechische Jude Philo arbeitete unter einem absterbenden Volke in einer schon todten Sprache. Im Mittelalter waren alle Geister befangen: ein freies, von sich selbst anfangendes Denken gab es in jener Zeit nirgends; auch die Juden hatten es nicht. Wie ich schon als Charakter des gesammten Mittelalters die Vermittlung bezeichnete, so waren auch die Juden, das wird die Hauptsache sein, in hohem Grade die Vermittler zwischen den Völkern. Doch verdient wohl hervorgehoben zu werden, daß jüdische Grammatiker im 10. und 11. Jahrhundert die Gründer der vergleichenden Grammatik waren, wie Ibn Esra im 12. Jahrhundert der Vater der biblischen Kritik genannt werden mag. Aber als der neue freie Geist aufging, da gab Spinoza, halb Spanier, halb Holländer und Franzose, aber ganz Jude, der Philosophie einen Anstoß, dessen Wirkung für immer dauert. Mendelssohn lebte in einer schwachen Zeit: aber Börne und Heine gaben dem deutschen Styl in der Lyrik und in der Prosa einen unverwischlichen Stempel.

Spinoza, Börne und Heine heiße ich ein Glück, dessen wir uns freuen dürfen. Warum dürften wir es nicht? Ich könnte Andere, Lebende und Verstorbene, nennen, von geringerer Bedeutung, aber in der Geschichte der Cultur und Wissenschaft nennenswerth, deren wir uns ebenfalls freuen dürfen. Aber ich nenne sie nicht; auch sie heiße ich ein Glück. Das Wesentliche liegt für mich anderswo, wo es geringer erscheint und in gewisser Rücksicht auch geringer ist, und dennoch wesentlicher. Das ist, wie die Juden zu allen Zeiten gerungen haben, nach Maßgabe der jedesmaligen Höhe des menschlichen Geistes ihre Weltanschauung zu vertiefen, zu veredeln. Von diesem Gesichtspunkt finden die Philo, Mai-

monides, Mendelssohn ihre rechte Stellung und Würdigung und die Dichter Gabirol und Jude Halevi waren nicht nur in der lyrischen Poesie Größen, wie sie das europäische Mittelalter nicht hatte und Araber und Perser sie nicht übertroffen haben, sondern sie haben zugleich die jüdische Religion so rein und edel, so beziehungsreich und kräftig, so groß und erhaben gestaltet, wie die Religion keines mittelalterlichen Denkers war. Und endlich alle jüdischen Gelehrten des Exils haben daran mitgearbeitet, die heilige Schrift in ihrer Fassung unentstellt zu bewahren und ihr Verständniß theils unverkürzt zu erhalten, theils immer sicherer zu begründen. Ihnen also verdankt auch die historische Wissenschaft die Rettung eines unschätzbaren Denkmals; ohne ihre Bemühungen könnte man nicht am reinen Quell schöpfen, sondern nur aus den trüben Wassern entstellender und entstellter Uebersetzungen. Das erwies sich damals von besonderem Gewicht, als das Christenthum durch die Reformatoren zum zweiten Male gegründet ward. Für den Protestantismus ward noch einmal der Judaismus zu einem schöpferischen Triebe. Nicht nur steht das protestantische Kirchenlied auf der Psalmenpoesie (ist doch manches gerade der schönsten und beliebtesten dieser Lieder nur die Variirung eines Psalmenthemas), sondern dadurch und durch Luthers Bibelübersetzung erhielt auch die deutsche Sprache selbst manche hebräische Wendung, Ausdrucksweise und Wortbedeutung. Ebenso ging es in England; und wenn die englische und nordamerikanische Freiheit den Puritanern etwas zu verdanken hat, nun, so ist auch in Anschlag zu bringen, daß die Puritaner stark vom alttestamentlichen Geiste genährt waren.

Soll ich nun schließlich auch von der Zukunft reden? Von einer Bestimmung der Juden für das nächste Jahrhundert und für alle Zeiten? Das muß ich ablehnen; ich bin kein Seher, der da schaut, was noch nicht ist, und kann mich auch nicht darauf einlassen, aus Begriffen oder aus Thatsachen die Zukunft spekulativ oder induktiv abzuleiten. Eins aber weiß ich, gerade das, was uns zu wissen noth ist: was wir zu thun haben!

Wir leben jetzt als Bürger bestimmter Staaten, als Glieder bestimmter Völker und haben mit unseren Mitbürgern

gleiche Pflichten und gleiche Rechte. In den Ländern, wo das noch nicht der Fall ist, da muß dafür gearbeitet werden, daß ein solcher Zustand erreicht werde. In allen Staaten aber, wo nicht die Willkür, sondern das Recht herrscht, unter allen Culturvölkern, sind wir vor dem Gesetze als Gleiche unter Gleichen anerkannt. Was also bleibt zu thun? Nichts anderes und nicht mehr, als der Prophet vor Jahrtausenden ausgesprochen — eine Forderung, die er nicht bloß an Israel, sondern an den Menschen richtet: „Es ist dir gesagt, o Mensch, was gut ist und was Gott von dir fordert: strenge Rechtlichkeit, wohlthätige Liebe und Bescheidenheit und Demuth.“ Dies, was von jedem Menschen gefordert wird, sollen auch wir thun, und das ist alles. Keine Sittenlehre kann das Gesetz aussprechen: du sollst ein Genie sein; du sollst in der Kunst ganz Ursprüngliches schaffen, du sollst ein großer Forscher, ein tiefer Denker, ein organisirender Staatsmann sein — das kann Niemand fordern.

Es gab eine Zeit (sie ist nun vorüber, seit länger als einem Menschenalter vorüber), wo der Jude, wenn er zu höherer Bildung gelangt war, sich seiner Abstammung schämte, diese in Wort und That verleugnete so stark er konnte, sich von seinem Stamme völlig ablöste. Man war so feigherzig, nicht seine eigene Meinung von sich und seinen Stammesgenossen zu haben, sondern nach der Meinung der Welt, nach herrschenden Philosophemen, nach den Vorurtheilen der Völker zu denken und zu fühlen. Was die Christen, was die Heiden von den Juden sagten, auf alles horchte man: die eigene Stimme ließ man ungehört, unbefragt. Dank den Männern, welche die Erforschung der jüdischen Geschichte zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, welche eine jüdische Philologie, eine Wissenschaft des Judenthums begründet haben, und Dank dem sittlicheren Geiste, der überhaupt in Deutschland sich aus zuerst schwächlichem, dann sogar unnatürlichem Aestheticismus erhoben hat, Dank all dem ist jene schmachvolle Zeit unter den Juden vorüber. Wir haben jetzt unser ruhiges historisches Selbstbewußtsein, wir wissen, welcher Väter Kinder wir sind und gewinnen daraus Anregung zu allem Edeln. Der Kampf der Wahrheit gegen das Vorurtheil ist freilich auch in Bezug auf alles, was die Juden

berührt, bei weitem noch nicht vollendet: aber dieser Kampf kann und wird mit der Ruhe und Würde geführt werden, wie sie die rein wissenschaftliche Forschung stets begleiten, durch welche nichts anderes erreicht werden soll als die interesselose Wahrheit. Es braucht uns wahrlich nicht zu verdrießen, wenn sich herausstellen sollte, die Juden haben weder die Krankenhäuser, noch die Waisenhäuser erfunden. Wir können ruhig nachweisen, wie sehr solche Vorwürfe dem Geiste der Geschichte widersprechen, und können zeigen, wie בקור חולים Sorge für die Kranken, auch die reichen, nicht blos die armen, und Sorge für Wittwen und Waisen von je her zum jüdischen Geiste gehörte, aber vielleicht ohne jene Erfindungen. Leid müßte es uns nur thun, wenn wir diese schönen Einrichtungen, nachdem sie üblich geworden sind, uns nicht angeeignet hätten, obwohl wir Veranlassung haben, sie anzuwenden. Darüber wollen wir allerdings wachen, daß wir jeden Fortschritt der Cultur, der unseren ererbten Bestrebungen förderlich werden kann, mit Aufbietung aller unserer Kräfte bei uns dankbar einführen. Daß wir für Nothleidende so gut und so umfassend sorgen, als Wissenschaft, Kunst und praktische Organisation thunlich machen — für nothleidende Nebenmenschen, ohne nach etwas anderem zu fragen, als nach ihrer Noth — das allein, und nicht ob wir die Ehre der Erfindung haben, soll uns am Herzen liegen; und gegen den Verwurf, daß wir das nicht thäten, wollen wir sehr empfindlich sein.

Das Schlimmste wäre (aber es ist nicht zu fürchten), wenn in Israel selbst tödtliche Spaltungen ausbrächen. Es ist nicht zu fürchten; die Besonnenheit wird die Leidenschaft überwinden.

So denke ich über unsere Bestimmung. Sie ist gar keine specielle, sondern durchaus nur die jedes Menschen. Wenn wir sie erfüllen, und so weit wir sie erfüllen, Rechtlichkeit, Liebe und Demuth, so haben wir das volle Recht des Daseins. Laßt uns mit aller Kraft danach streben, sie zu erfüllen, und wir können es ruhig lächelnd mit anhören, wenn man uns eine unbegrabene Leiche nennt; denn wer Gottes Gebote erfüllt, sagt der Prophet, der wird durch sie leben. Und wer die Phantasie von einem Greise, der nicht sterben kann und

des Lebens übersatt nach dem Tode begierig ist, ohne ihn je zu erhaschen, — wer diese Phantasie durch den Stamm Juda verwirklicht meint, der kennt die innere Heiterkeit und Herzensfreudigkeit nicht, die unsere Väter in sich trugen und auf uns vererbten.

Das laßt uns üben, was jedes Menschen ist; und wenn in uns noch semitisches Blut und Temperament ist, nun so sei uns das eigen, daß wir das von Allen Geforderte mit semitischem Enthusiasmus thun. Die Indogermanen stehen höher in Wissenschaft, Kunst und Politik: wir wollen willig und dankbar von ihnen lernen. Vielleicht gelingt es niemals wieder einem Juden, etwas in Kunst und Wissenschaft zu leisten, und vielleicht ist alles, was sie bisher hierin geleistet haben, wenig werth. Wir wollen nur danach streben, daß wir unser Erbgut, unsere Religion, so erhöhen, wie die Cultur, welche die glücklichen Völker hervorbringen, es ermöglicht, und können uns dann in dankbarer Gesinnung gegen alle diese Völker des Fortschrittes der Menschheit freuen. Auch die Phantasie von einem neidischen Dämon, der zu jedem Untergange jauchzt und sich jedem Aufgehen eines neuen Geistes hemmend anhängt, ist ein willkürliches Bild, zu dem unsere Väter nie gesessen haben, enthält einen Vorwurf, der unsere Väter nie getroffen hat und uns niemals treffen soll. Wir werden immer beten: Gelobt sei Gott! Gott gebe weiten Raum dem Stamme Japhet, gebe ihm Tiefe der Erkenntniß, Schönheit der Kunst, Freiheit und Recht, auf daß nach des Propheten Wort, wie das Meer voll Wassers ist, so die Erde voll Wahrheit werde.

Nur daß uns alle jene Vorwürfe nicht treffen, darum wollen wir bemüht sein; sie abwehren, ist nicht so noth. Ob sie je verstummen werden? Ich weiß es nicht. Der Jude betet dreimal täglich: Mein Gott, bewahre meine Zunge vor Bösem und meine Lippen vor Trug. Gegen diejenigen, die mich schmähen, schweige meine Seele und sie sei wie Staub demüthig gegen Alle. Oeffne du nur mein Herz deiner Lehre und deinen Geboten strebe meine Seele nach. Thue es um deines Namens willen, hilf mit deiner Rechten und erhöre uns.

Jüdische Märtyrer im christlichen Kalender.*)

Von

Wilhelm Bacher.

Im Kalender der römisch-katholischen Kirche hat der erste August eine zweifache Bedeutung, obwohl in den gewöhnlichen Kalendern nur eine der beiden Bedeutungen verzeichnet ist. Der genannte Tag heißt Petri Kettenfeier, zur Erinnerung an die Ketten des Apostels Petrus, sowie an die Einweihung der Kirche, welche im Jahre 442 in Rom durch die Kaiserin Eudoxia zur Aufbewahrung jener Ketten gegründet wurde. Diese Kirche, die noch jetzt San Pietro in vincoli heißt, birgt seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ein weltberühmtes Kunstwerk in ihren Mauern. Dort ist nämlich, als Hauptschmuck des Grabdenkmals Julius des Zweiten, Michel Angelo's Moses zu sehen. Durch dieses Meisterwerk wurde die Kirche San Pietro in vincoli zu einem der vornehmsten Heiligthümer der menschlichen Cultur, zu welchem auch der jüdische Gläubige seine Schritte hinlenkt, um mit Andacht vor dem Bilde des großen Lehrers Israels zu stehen, wie es ein gottbegeisterter Genius mit wunderbarer Kraft

*) Vorlesung, gehalten (am dritten Chanuckaabende 1900) im Israelitisch-Ungarischen Litteraturverein zu Budapest.

und mit einer in die Tiefen der Seele dringenden Kunst gestaltet hat.

Aber dieselbe Kirche, in der das Werk Michel Angelo's den Begründer der Religion Israels verherrlicht, hütet auch ein anspruchsloseres, aber bei weitem älteres Kunstdenkmal, an welches sich eine der ruhmvollsten Erinnerungen der späteren Geschichte des Judenthums knüpft. Im Jahre 1876 stieß man bei Ausgrabungen, die unter den Stufen des Hauptthors in San Pietro in vincoli bewerkstelligt wurden, auf einen in sieben Abtheilungen getheilten Sarkophag aus Marmor, der seiner Arbeit und seiner Ornamentik nach dem vierten oder fünften Jahrhunderte angehört und gemäß der auf ihm zu lesenden Inschriften die irdischen Reste der sieben heiligen makkabäischen Brüder einschließt. Die Geschichte hat es verzeichnet, daß dieser nach der Vergessenheit vieler Jahrhunderte so unerwarteter Weise wieder an's Tageslicht gekommene Sarkophag gerade tausend Jahre vor dem Meisterwerke Michel Angelo's in die Kirche San Pietro in vincoli gelangt ist. Den Heiligen aber, deren Reliquien er birgt, verdankt der erste August seine zweite Bedeutung. Der Kalender der römischen Kirche bezeichnet diese so:[1] Commemoratio Sanctorum Macchabaeorum Martyrum (Gedächtniß der heiligen makkabäischen Märtyrer). Und in dem officiellen Verzeichniß der Heiligen und Märtyrer, in dem im Jahre 1584 durch den Papst Gregor XIII. herausgegebenen Martyrologium Romanum[2] lesen wir unter dem ersten August die folgende, aus alten Quellen stammende Angabe: „In Rom auf dem Esquilinus die Einweihung der Kirche San Pietro in vincoli; in Antiochien das Leiden der sieben heiligen makkabäischen Brüder und ihrer Mutter unter dem Könige Antiochus

---

[1]) Nicolaus Nilles, Kalendarium normale utriusque ecclesiae orientalis et occidentalis. Oeniponti (Innsbruck) 1898, I. Bd., S. 17.

[2]) Martyrologium Romanum Gregorii XIII. Editio novissima, Roma 1890, S. 111: Romae in Exquiliis dedicatio sancti Petri ad Vincula. Antiochiae passio sanctorum septem fratrum Machabaeorum cum matre sua, qui passi sunt sub Antiocho Epiphane Rege. Eorum reliquiae Romam translatae in eadum Ecclesia sancti Petri ad Vincula conditae fuerunt. Ebenso bei Nilles a. a. O. I. 405.

Epiphanes. Ihre Reste wurden nach Rom gebracht und in demselben Tempel beigesetzt."

Durch die Entdeckung des alten Sarkophags wurden die makkabäischen Heiligen zum Gegenstande neuen Interesses. Neuestens hat kein Geringerer als der Kardinal Rampolla, der päpstliche Staatssekretär, eine eingehende Studie über den Cultus dieser Heiligen und die Geschichte ihrer Reliquien veröffentlicht.[3] Diese Studie ergänzt auf sehr werthvolle Weise die Daten, welche im achtzehnten Jahrhundert das große Werk der berühmten Bollandisten über die Heiligen des ersten August geboten hat.[4]

Die Makkabäer des christlichen Kalenders sind natürlich auch für uns von Interesse. Wir feiern zwar die Siege der Makkabäer, und an diesen ihnen geweihten Tagen tritt neben dem Gedächtnisse ihres Triumphes in den Hintergrund die Erinnerung an das Leiden der Märtyrer, das dem Siege vorausgegangen war und ihn vorbereitete. Aber die von der christlichen Kirche als heilige Märtyrer Gefeierten waren in erster Reihe unsere Märtyrer, sie haben für den Glauben Israels gelitten, für ihn ihr Leben geopfert. Darum ziemt es sich, daß wir auch ihnen unsere Aufmerksamkeit widmen. Auf welche Weise gelangten die jüdischen Märtyrer unter die Heiligen des christlichen Kalenders; und warum wurde der erste August zum Tage dieser Heiligen? Diese beiden Fragen will ich im Folgenden kurz beantworten.

I.

Die makkabäischen Brüder, deren Andenken im christlichen Kalender an den ersten August geknüpft ist, sind nicht identisch mit jenen Brüdern, die, als die wahren Inhaber dieses Namens,

---

[3]) Italienisch in der Zeitschrift Bessarione (1897); französisch in der Revue de l'Art chrétien, Jahrg. 1899 (S. 290—305, 377—392, 457—465): Martyre et sépulture des Machabées. Auf der auch in besonderer französischer Ausgabe erschienenen Abhandlung Rampolla's beruht der Aufsatz von Dr. Max Maas in der Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums, 44. Jahrg., S. 145—158.

[4]) Acta Sanctorum Augusti, t. I (1733): De SS. Martyribus Eleazaro sene, septem fratribus Macchabaeis et horum Matre Antiochiae in Syria.

denselben für ewige Zeiten in die Geschichte des jüdischen Volkes, ja der Menschheit eingegraben haben. Bekanntlich bekam zuerst Juda, der Sohn des Mattathias den Beinamen Makkabi (Makkabäer), und zwar, wie man annimmt, weil er wie ein Hammer die Feinde niederschlug. Nach ihm nannte man seine Brüder, sowie die ganze Familie der Hasmonäer: die Makkabäer. Auch die Geschichtswerke, in denen die Thaten der hasmonäischen Helden und Fürsten erzählt werden, nannte man die Bücher der Makkabäer. In einem dieser Werke, dem zweiten Makkabäerbuche, lesen wir, ohne Nennung ihrer Namen, von jenen Märtyrern, welche die Kirche als die makkabäischen Brüder verehrt. Dieses Buch beleuchtet nämlich die grausamen Verfolgungen des Antiochus Epiphanes und die treue Anhänglichkeit des jüdischen Volkes an den väterlichen Glauben durch zwei Beispiele.[5] Es zeigt uns zuerst Eleazar, den greisen Schriftgelehrten, der ohne zu wanken die größten Qualen erleidet und mit seinem Tode den Jünglingen ein ermuthigendes Beispiel bietet. Und es zeigt dann das Märtyrerthum der sieben Brüder und ihrer Mutter, die einander aneifernd dem Befehle des Tyrannen trotzen und die auch der qualvollste Tod in ihrem Glauben nicht erschüttern kann.

Diese Episode der syrischen Verfolgungen spielte sich nicht in Palästina, sondern wahrscheinlich in Antiochien ab, in der Residenzstadt des königlichen Verfolgers, unter persönlicher Mitwirkung des Königs.[6] Diesem Umstande kann man es zuschreiben, daß gerade diese beiden Fälle der Blutzeugenschaft berühmt wurden unter all' den zahllosen Martyrien, welche die erbarmungslose Religionsverfolgung des Antiochus hervorgerufen hat und unter denen die Chronik jener traurigen Zeiten sonst kein einziges besonders hervorhebt. Es giebt keine ernste Ursache zu zweifeln, daß die Erzählungen von Eleazar und von den sieben Brüdern auf geschichtlicher Grundlage beruhen. Der Verfasser des zweiten Makkabäerbuches fand sie in jenem Quellenwerke vor, aus dem er, wie er selbst

---

[5]) II. Makkab. 6, 18 — 7, 42.

[6]) Rampolla a. a. O. S. 202 ff. Vergl. Grätz, Geschichte der Juden, II B., S. 317.

sagt, nur Auszüge giebt, im Geschichtswerke des Jason von Kyrene; dieser aber lebte nur einige Jahrzehnte nach den erzählten Begebenheiten.

Zu einem späteren ebenfalls griechisch geschriebenen Werke, das als viertes Makkabäerbuch bekannt ist, lieferte zum größten Theile das Martyrium Eleazars und der sieben Brüder den Stoff. In diesem Werke, das man früher fälschlich dem Geschichtsschreiber Flavius zugeschrieben hat, beweist ein philosophisch gebildeter griechischer Jude in rednerischer Form die These, daß die menschliche Vernunft über die menschlichen Triebe Herrin ist, und er baut seinen Beweis auf den im zweiten Makkabäerbuche erzählten Martyrien auf. Die Reden der Märtyrer bilden den eigentlichen Inhalt des Werkes. Schließlich verherrlicht der Verfasser seine Helden mit folgenden Worten, zunächst die Mutter der sieben Jünglinge apostrophirend:[7] „Wenn es uns möglich wäre, wie auf einem Gemälde die Geschichte dieser Frömmigkeit zu malen, würde dann nicht ein Schauder alle die ergreifen, die eine Mutter von sieben Kindern um der Frömmigkeit willen die mannigfachsten Qualen erdulden sähen? Ja es wäre auch in der Ordnung, auf eben dieses Grabgemälde auch folgende Worte zum Gedächtniß für die Volksgenossen zu schreiben: Hier sind bestattet ein greiser Priester, ein greises Weib und sieben Knaben durch die Gewalt eines Tyrannen, der Willens war, der Hebräer Verfassung zu vernichten. Sie haben das Volk gerettet, zu Gott aufblickend und den Folterqualen bis in den Tod Stand haltend."

Der Verfasser des vierten Makkabäerbuches fügte diese hypothetische Grabschrift um der rednerischen Wirkung willen an den Schluß seines Buches. Aber es kam eine Zeit, da in Antiochien eine wirkliche Grabschrift das Grab der gepriesenen Märtyrer bezeichnete. Es ist nicht wahrscheinlich, daß innerhalb der Judenheit von Antiochien das Gedächtniß der Stelle, an der man die Märtyrer beigesetzt hat, wirklich sich erhalten habe; aber später muß sich irgendwann das Gedächtniß der Märtyrer belebt haben und mit einer bestimmten Oertlichkeit des von den Juden bewohnten Theiles der Stadt verknüpft worden

---

7) IV. Makkab. 17, 7—10.

sein, die man für die Stätte ihres Grabes hielt. Wie das Licht der Geschichte zuerst auf diese Grabstätte fällt, ist sie bereits von der Pietät der Bekenner des Christenthums umgeben. Im vierten Jahrhunderte erhebt sich über dem Grabe der ungenannten Brüder, die jetzt schon Makkabäer heißen, eine christliche Basilika, die an der Stelle einer ehemaligen Synagoge erbaut war.[8] Die Makkabäer hatten damals bereits ihren Tag, und an diesem Tage preist Johannes Chrysostomus mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit das Gedächtniß der jüdischen Märtyrer.[9] Den Ursprung dieses Cultus der makkabäischen Heiligen kennen wir nicht. Aber wir dürfen annehmen, daß schon von alten Zeiten her mit jener alten Synagoge, an deren Stelle die mit dem Namen der Makkabäer bezeichnete Basilika gebaut wurde, das Andenken der Märtyrer verknüpft war und daß unter den antiochenischen Christen, die zum Theile aus der jüdischen Gemeinde hervorgegangen waren, durch die Wirkung der Makkabäerbücher das Gedächtniß der Märtyrer lebendig wurde und sich festigte, bis sich endlich ein wahrhafter Cultus daraus entwickelte. Und so wurde den Märtyrern des makkabäischen Zeitalters anfangs in Antiochien, bald aber auch anderwärts, im Osten wie im Westen eine besondere Verehrung unter den Heiligen der christlichen Kirche zu Theil. Fand doch der christliche Gläubige in seinen heiligen Schriften — denn auch das zweite Makkabäerbuch gehörte zu ihnen — die Geschichte jener ersten Märtyrer, die als wahres Muster der Erzählungen betrachtet werden können, in welchen man die Leiden und die Standhaftigkeit der Blutzeugen des neuen Glaubens verherrlichte.

Aber die Aufnahme der jüdischen Märtyrer unter die christlichen Heiligen geschah nicht ohne Widerspruch. Ein Zeitgenosse des Johannes Chrysostomus, Gregor von Nazianz sagt in einer Predigt über die Makkabäer,[10] daß diese, „ob-

---

8) S. Rampolla, S. 381 ff.

9) Acta Sanctorum a. a. O. Cap. I., § 19, 20; Rampolla, S. 303.

10) Acta Sanctorum ib. § 18. Rampolla, ib. Die Rede „Oratio in laudem Macchabaeorum“ wurde vor 373 gehalten, und zwar im cappadocischen Antiochien.

wohl sie von Vielen nicht geehrt werden, weil sie vor Christus gelitten haben, dennoch würdig sind, von Jedem in Ehren gehalten zu werden, weil sie für die Beobachtung der angestammten Gesetze große Seelenkraft bewährt haben." Und Hieronymus, der in Modëin die Gräber der wirklichen Makkabäer sah, wundert sich darüber, daß auch in Antiochien die Gräber der Makkabäer gezeigt werden.[11] Er hatte also keine bestimmte Kenntniß von dem antiochenischen Cultus der makkabäischen Märtyrer. Aber zu seiner Zeit hatte sich dieser Cultus bereits in den westlichen Provinzen des römischen Reiches festgesetzt. Ambrosius, der berühmte Bischof von Mailand, erwähnt in einem im Jahre 388 an den Kaiser Theodosius geschriebenen Briefe, daß einige Geistliche, einen alten Brauch befolgend, unter Absingung von Psalmen zum Feste der makkabäischen Märtyrer gingen.[12] Und in Afrika hält Augustinus, die große Säule der lateinischen Kirche, am Makkabäertage eine Festrede, in welcher er unter anderem sagt:[13] „Diesen Tag hat uns zum Feste der Ruhm der Makkabäer geweiht. Als ihre wunderbaren Leiden verlesen wurden, da haben wir dieselben nicht nur gehört, sondern gleichsam vor uns gesehen." Dann fährt er, wie um die Feier der jüdischen Märtyrer zu rechtfertigen, fort: „Die Makkabäer sind die Märtyrer Christi. Denn nicht unpassender Weise, sondern auf die entsprechendste Art feiern zumeist die Christen ihren Tag und ihr Fest. Was dieser Art verstanden die Juden zu feiern?[14] Man erwähnt, daß die heiligen Makkabäer eine Basilika in Antiochien haben, also gerade in jener Stadt, die den Namen des Verfolgers trägt. Diese Basilika befindet sich im Besitz der Christen, Christen haben sie auch erbaut." Theophil endlich, der Patriarch von

---

[11]) Rampolla, S. 296. Die Aeußerung des Hieronymus (Ed. Vallarsi III, 250) lautet: Modëin vicus juxta Diospolin (= Lydda), unde fuerunt Macchabaei, quorum hodieque ibidem sepulcra monstrantur; satis itaque miror quomodo Antiochiae eorum reliquias ostendent, aut quo hoc certo auctore sit creditum.

[12]) Rampolla, 301: psalmos canentes ex cousuetudine usque veteri pergebant ad celebritatem Macchabaeorum Martyrum.

[13]) Acta Sanctorum ib. § 24. Rampolla, 301.

[14]) Quid tale Judaei celebrare noverant?

Alexandrien, äußert sich in einem Briefe des Jahres 404 auf folgende Weise: „Die Makkabäer werden in den christlichen Kirchen des ganzen Erdkreises mit Lobpreisungen verkündigt.“[15])

Zugleich mit den sieben Märtyrer-Brüdern verehrte man auch ihre Mutter und nennt sie Macchabea (die Makkabäerin). In den syrischen Quellen heißt sie Schemûni, ursprünglich Aschmûnith, was nichts anderes ist, als: Hasmonäerin, denn Makkabäer und Hasmonäer sind Benennungen derselben Familie.[16]) Bei den Gläubigen griechischer Zunge verwandelt sich der Name Schemûni zu einem wirklichen Eigennamen; die griechischen Quellen nennen die Mutter der Makkabäer Salomone.[17]) Die Legende nannte in ihrer weiteren Entwickelung auch die Brüder mit Namen.[18]) In einer Gestalt entlehnt die Legende die Namen den eigentlichen makkabäischen Brüdern, indem sie die makkabäischen Märtyrer mit den makkabäischen Helden in verwandtschaftlichem Zusammenhang bringt.[19]) Dasselbe Verfahren befolgte ein Dichter der Neu-

---

[15]) Rampolla, 301: Totiusque orbis in Ecclesiis Christi laudibus praedicantur.

[16]) Ueber den Namen Schemûni und seine Varianten s. Rampolla, S. 304. Der Name ist bisher meines Wissens nicht erklärt worden. Seine ursprüngliche Gestalt, Aschmûnith, findet sich in dem arabischen Werke eines anonymen christlichen Autors, der auf Grund alter Quellen die Basilika der Makkabäer in Antiochien als die Kirche der heiligen Aschmûnith bezeichnet und von dieser sowie von ihren sieben Söhnen spricht (Rampolla, S. 319). Offenbar ist das Wort nichts anderes als das hebräische Chaschmonith, was mit Maccabaea gleichbedeutend ist. In Payne Smith's großem syrischen Wörterbuche (Col. 4213) finde ich, obgleich nur mit einem Beispiele, das Wort Schemunaja verzeichnet, das mit „Hasmonaeus“ erklärt wird.

[17]) S. Rampolla, 304. Auch die Form Salomonis findet sich, die dem ursprünglichen Aschmunith näher steht.

[18]) Zwei solche Namenslisten in Acta Sanctorum, § 2. Griechisch bei Nilles, I. 230.

[19]) Aus Bar Bahlûls Wörterbuche citirt Payne Smith (Col. 2147) eine Stelle folgenden Inhaltes: Der Vater der sieben makkabäischen Brüder und Mattathias waren Brüder. Nachdem jene den Märtyrertod erlitten hatten, fügten die fünf Söhne des Mattathias die Namen von Fünfen ihrer ruhmvoll gestorbenen Vettern als Beinamen zu ihren eigenen Namen; und das sind die Beinamen, die wir im I. Buche der Makkabäer (2, 2) neben den Namen der Söhne des Mattathias verzeichnet finden.

zeit, Otto Ludwig, der in seinem bekannten Drama[20]) die Geschichte der Siege der Makkabäer mit der Legende von den Märtyrer-Brüdern in einander webt und zur Hauptgestalt der Tragödie die heldenmüthige fromme Mutter macht, die bei ihm Lea heißt und Gattin des Matthathias, Priesters von Modëin ist und deren Söhne theils auf dem Schlachtfelde, theils als Märtyrer dem Unterdrücker ihres Volkes und ihres Glaubens entgegentreten. Auch den alten Eleazar hat die Legende in engere Verknüpfung mit den Märtyrer-Brüdern gebracht, indem sie ihn bald ihren Erzieher, bald ihren Vater sein läßt.[21])

Die Basilica der makkabäischen Martyrer stürzte bei einem großen Erdbeben, das um die Mitte des sechsten Jahrhunderts Antiochien verwüstete, in Trümmer. Ihren Sarkophag brachte man nach Konstantinopel, von wo er nicht lange darauf, unter dem Papste Pelagius I. nach Rom gelangte, und zwar in dieselbe Kirche, deren Einweihung man an dem den Makkabäern gewidmeten Tage, dem ersten August, feierte.[22])

II.

Auf dem Boden der griechisch redenden Judenheit ist die litterarische Verherrlichung des Martyriums der sieben Brüder, im zweiten und vierten Makkabäerbuche, erwachsen. Aber auch in der großen Masse der Judenheit, in Palästina und Babylonien, wo nach dem endgiltigen Aufhören des jüdischen Staates sich Israel auf alter traditioneller Grundlage zu neuem Leben organisirte, blieb das Andenken des wunderbaren Martyriums der sieben Brüder lebendig. Nur daß man es von der Geschichte der makkabäischen Siege loslöste. Das Gedächtniß der Märtyrer des makkabäischen Zeitalter verschmolz mit den

[20]) Die Makkabäer, Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Außer den Söhnen des Mattathias, die Otto Ludwig unter ihrem geschichtlichen Namen auftreten läßt, giebt er ihm noch zwei Söhne: Joarim und Benjamin. So erhält er die Siebenzahl der makkabäischen Märtyrer.

[21]) S. Rampolla, 464. Die letztere Auffassung steht mit den ursprünglichen Quellen über die makkabäischen Märtyrer in Widerspruch.

[22]) Rampolla, 458.

trauervollen Erinnerungen, die sich an die letzten Kämpfe gegen die römischen Unterdrücker knüpften. Die Stelle des Antiochus Epiphanes nimmt der Kaiser ein, und der Tod der sieben Brüder wird mit den Nachrichten und Legenden in Verbindung gebracht, die sich auf die Zerstörung Jerusalems und auf den letzten großen Kampf gegen Hadrian beziehen. In solchem Zusammenhange lesen wir die Erzählung vom Martyrium der sieben Brüder im babylonischen Talmud.[23]) Dort geht ihr der Ausspruch eines berühmten Amora des dritten Jahrhunderts[24]) voraus, wonach die Psalmworte[25]): „um deinetwillen wurden wir alle Tage getötet“, eine Anspielung auf den Tod der sieben Brüder und ihrer Mutter enthalten. Und im palästinensischen Midrasch knüpfte man die Erzählung von den Märtyrer-Brüdern an die Worte der Klagelieder[25]): Ob dieser weine ich![26]) Die babylonische und die palästinensische Erzählung haben dieselbe Grundlage, nur daß die letztere ausführlicher ist und auch den Namen der Mutter der Märtyrer kennt: Mirjam, die Tochter Tanchums.[27]) Vielleicht hat eine wirkliche, in die Epoche der syrischen Verfolgungen reichende Ueberlieferung den Namen bewahrt. Aber wahrscheinlicher ist es, daß die Tradition den Namen einer späteren Frau, die ein ähnliches Schicksal erlitten hatte, in die Legende von den sieben Brüdern einfügte.[28]) Uebrigens gleicht

---

[23]) Gittin, 57 b.
[24]) Jehuda b. Jecheskel, der Gründer der Schule von Pumbeditha.
[25]) Psalm 44, 23.

[26]) Echa rabbathi zu 1, 16. Kürzer, zum Theile mit neuen Zügen, die den Einfluß des zweiten Makkabäerbuches zeigen, in Pesikta rabbathi, Cap. 43 (180 b). — Die Version in Elija rabba Cap. 30 stammt aus Echa rabbathi; der Kaiser heißt dort Hadrian. Im Midrasch der zehn Gebote (Beth-Hammidrasch I, 70) bildet der Talmud die Grundlage der Erzählung.

[27]) In der gewöhnlichen Ausgabe des Echa rabathi ist Tanchum irrthümlich zu Nachtum („Bäcker“) geworden. S. Zeitschrift d. Dtsch. Morgenl. Gesellschaft, LIII, 694.

[28]) Mirjam, die Tochter Tanchums, kommt noch in einer anderen Erzählung an der angeführten Stelle des Echa rabbathi vor, ebenfalls als Beispiel frommer Gesinnung, die sie bei einem unbedeutenden Vorfalle bewährt. — Im Maasijoth-Buche, das Gaster edirt hat (im Jahresberichte des Judith-Montefiore-College in Ramsgate für 1896), findet sich unter Nr. 57 (S. 35) in gekürzter Form die Erzählung von

die Erzählung des Talmud und Midrachs vielfach der Erzählung der griechischen Quelle. Hier wie dort legt jeder einzelne Bruder ein Glaubensbekenntniß ab, bevor er in den Tod geht. Nur daß sie es in der griechischen Quelle mit wortreicher und mannigfaltiger Beredsamkeit thun, während in den hebräischen Quellen jedem Bruder je ein Bibelvers in den Mund gelegt ist, mit dem er die Einheit Gottes bekennt. Hier wie dort eifert die Mutter ihre Kinder an, eher zu sterben, als dem Befehle des Tyrannen zu gehorchen. Hier wie dort will der Tyrann den jüngsten Bruder retten und durch freundliches Zureden von der Befolgung des durch die Brüder gegebenen Beispiels abhalten. In der einen der griechischen Quellen weist die Mutter auf das Beispiel Abrahams, des seinen Sohn aufzuopfern bereiten Vaters, und Isaaks, des freudig gehorchenden Sohnes, hin;[29]) in der hebräischen Quelle nimmt die Mutter von dem letzten Sohne mit folgenden Worten Abschied:[30]) „Mein Sohn, verzage nicht! Du gehst zu Deinen Brüdern und wirst mit ihnen im Schooße Abrahams, unseres Vaters, sein; sage ihm in meinem Namen: Du hast nur einen Altar errichtet, um Deinen Sohn zu opfern, aber es war nur eine Versuchung und Du mußtest ihn nicht in Wirklichkeit opfern; ich hingegen habe sieben Altäre errichtet und alle meine sieben Söhne Gott zum Opfer dargebracht."

Trotz dieser Aehnlichkeit braucht man nicht anzunehmen, daß die im Talmud und Midrasch zu lesende Erzählung aus der griechischen Quelle geflossen ist. Beide beruhen auf der-

---

der Märtyrerin und ihren sieben Söhnen (nach Echa rabbathi); sie heißt dort die „fromme Mirjam". Im Josippon (Cap. 19) ist das Martyrium im richtigen Zusammenhange, auf Grund des zweiten Makkabäerbuches, erzählt. Die Mutter heißt dort Channa. Das beruht darauf, daß ihr am Schlusse der Erzählung der Psalm Channa's, der Mutter Samuels (I. Samuel, 2), mit entsprechender Verwendung seiner einzelnen Sätze, in den Mund gelegt ist. Dem Josippon entnahm die Erzählung die Chronik Jerachmel's, die von Gaster in englischer Uebersetzung edirt wurde (The Chronicle of Jerahmel. London 1899. S. 263—267).

29) IV. Makkab. 16, 20 (vgl. 14, 20; 15, 28).

30) Echa rabbathi a. a. O. In den „Maasijoth" sagt sie es jedem Einzelnen, ebenso im Talmud.

selben Grundlage, der mündlichen Ueberlieferung.[31] Aber während diese Ueberlieferung im zweiten und dann im vierten Makkabäerbuche schon frühe litterarische Gestalt gewonnen hat und den geschichtlichen Zusammenhang der Märtyrer-Brüder mit den syrischen Verfolgungen beibehielt, gewöhnte man sich in den Schulen und Synagogen Palästina's und Babylonien's daran, die Geschichte der Märtyrer mit den auf die Zerstörung Jerusalems und des Tempels bezüglichen Ueberlieferungen in Zusammenhang zu bringen. Zugleich mit diesen Ueberlieferungen wurde an den Trauertagen des Monats Ab in den Versammlungen Israels die Erzählung von dem Martyrium der sieben Brüder vernehmbar. Auch in der Judenschaft Antiochiens, die mit dem Mutterlande Palästina in engem Verkehr stand, wurde im Monat Ab das Gedächtniß der Märtyrer-Brüder lebendig; nur daß in Antiochien, als an dem Schauplatze des Martyriums, wohl auch Lokaltradition das Gedächtniß verstärkte und die Kenntniß des ursprünglichen geschichtlichen Hintergrundes des Martyriums der sieben Brüder nicht verloren ging. Als nachher bei den antiochenischen Christen, die zum Theile jüdischer Herkunft waren, unter der Wirkung der Makkabäerbücher sich die Ehrung des Gedächtnisses der Märtyrer-Brüder zu größerer Bedeutung erhob und sich an ihr ein dem Geiste der Kirche entsprechender Kultus entwickelte, da verband man diesen Kultus, gestützt auf den Gebrauch der Synagogen, mit dem Monate Ab; und so wurde der erste Ab, d. i. der erste

---

Freudenthal's richtiger Annahme (Die Flavius Josephus beigelegte Schrift über die Herrschaft der Vernunft, S. 79), auf Grund einer älteren Quelle. Das II. Makkabäerbuch verhüllt den Selbstmord der Mutter in der kurzen Angabe (7, 41): Zuletzt nach den Söhnen fand auch die Mutter ihr Ende.

[31]) Auf solcher gemeinsamen traditionellen Grundlage beruht die Angabe des Talmuds, daß die Mutter, nachdem ihre Söhne den Märtyrertod gestorben waren, freiwillig aus dem Leben geschieden sei, indem sie sich vom Dache herabstürzte. In Echa rabbathi wird, wie um den Selbstmord zu rechtfertigen, hinzugefügt, daß die Frau in ihrem Schmerze wahnsinnig geworden sei. Die späteren Quellen (Pesikta rabbathi, Maasijoth) beseitigen den Selbstmord; nach ihren Söhnen wird auch die Mutter getödtet. Den Selbstmord der Mutter erwähnt aber auch das IV. Makkabäerbuch (17, 1) und zwar, nach

August, zum Tage der makkabäischen Märtyrer. Auch der jüdische Ritus beginnt die Trauer des neunten Ab bereits mit dem ersten Tage des Monats. Ein sehr beachtenswerther Umstand ist es, daß in dem Ritus der koptischen Kirche nicht der erste, sondern der achte August den Makkabäern gewidmet ist.[33] Der achte August aber entspricht dem achten Ab, an dessen Abende in den Synagogen die Klagelieder und trauervollen Reminiseenzen vernehmbar werden. Wer weiß, ob nicht der koptische Ritus den ursprünglichen Tag der kirchlichen Feier der Makkabäer bewahrt hat, der sich so dem jüdischen Trauertage genau angeschlossen hätte.[34] Derselbe koptische Ritus widmet noch einen Tag den makkabäischen Blutzeugen: den fünfundzwanzigsten Dezember.[35] Offenbar machte sich auch hierin der Einfluß des jüdischen Ritus geltend: den ersten Tag des jüdischen Makkabäerfestes machte man zum Tage der den Namen der Makkabäer tragenden Märtyrer.

Im jüdischen Ritus hat das Martyrium der sieben Brüder und ihrer Mutter keine Spur zurückgelassen. Nur ein alter Dichter, Joseph b. Salomon aus Carcassonne, widmet ihm in seiner für den Chanukka-Sabath verfaßten liturgischen Dichtung einige Strophen und bringt es so gewissermaßen in seinen ursprünglichen geschichtlichen Zusammenhang zurück.[36] Aber es giebt eine jüdische Gemeinschaft, in deren Schooße die Geschichte der sieben Brüder größere Bedeutung erlangte. Bei den Juden Bochara's in Mittelasien, deren Muttersprache das Persische ist, bildete die ergreifende Erzählung von den sieben Brüdern, wie es scheint,

---

[32]) Tanchuma, der große paläst. Agadist des ausgehenden vierten Jahrhunderts, kam auch nach Antiochien und disputirte dort mit Vertretern des Christenthums (Genesis rabba Cap. 19).

[33]) Nilles, a. a. O. II, 723.

[34]) Die antiochenischen Christen nahmen an den jüdischen Festen Theil, wie wir aus den Predigten des Johannes Chrysostomus wissen: S. Grätz, Geschichte der Juden IV, 306.

[35]) Nilles II, 712.

[36]) S. die Dichtung in Baer's großem Gebetbuche (Seder Abodath Jisrael, 624—632). Darüber s. Zunz, Literaturgesch. d. synagogalen Poesie, S. 123. Der Dichter lebte im XI. Jahrhunderte.

die Lieblingslektüre der Trauertage des Monates Ab. Und sowie man in der griechischen Periode die Rhetorik der hellenistischen Philosophie in den Mund der jungen Märtyrer und ihrer Mutter legte, ebenso erstand bei den die Dichtkunst liebenden und pflegenden Juden Bochara's ein Schriftsteller, der die Märtyrer-Brüder und ihre Mutter in der Sprache Firdosi's und mit den wirkungsvollen Wendungen und Bildern der persischen Poesie reden ließ. Am Ende des siebzehnten Jahres verfaßte Joseph b. Isaak, den man auch Jussuf Jehudi (Joseph der Jude) nannte — denn er war auch in nichtjüdischen Kreisen als Dichter geschätzt — eine größere Dichtung unter dem Titel: Die sieben Brüder.[37]) Die Reden der sieben Märtyrer und ihrer Mutter bilden den hauptsächlichen Inhalt des Werkes. Ein geringer Theil der Reden, sowie die dieselben verknüpfenden Erzählungen sind in Prosa geschrieben, das Uebrige in Versen. Hier und da finden sich einzelne hebräische Sätze in dem interessanten Werke, welches vermuthlich zur öffentlichen Verlesung und zwar an dem Trauertage der Zerstörung Jerusalems und des Tempels bestimmt war.

In derjenigen Handschrift der Dichtung, welche ich benutzte, leitet den den zweiten Bruder betreffenden Theil folgende Weisung in hebräischer Sprache ein: „Ueber den Zweiten, laut zu sagen.“[38]) Im Schlußabschnitte erwähnt der Dichter, daß er „am Mittwoch, dem achten Ab, das Schreibrohr niedergelegt habe.“ Er beendete also seine Dichtung am Vorabende des neunten Ab. Ihre Grundlage bildet die oben erwähnte Stelle des Midrasch zu den Klageliedern und demgemäß sind die in ihr verherrlichten Märtyrer die Opfer der römischen Verfolgung.[39]) Die persische Dichtung des

---

[37]) Persisch: Heft Birâderân, oder: Heft Dâderân. Hebräisch: Schibea Achim. Ueber das Gedicht und seinen Verfasser s. meine Mittheilungen in Z. d. D. M. G. LIII, 395.

[38]) *Al ha-schēni bekôl rām.*

[39]) Die Mutter heißt Marjam bath Nachum (= Tanchum); der Tyrann Kaisar, d. h. Kaiser. In den von Gaster edirten Maasijoth (s. oben) heißt der Tyrann „Kesar ha-melech“ (der König Kesar); das den Kaisertitel bezeichnende Wort ist also zum Eigennamen geworden.

jüdisch-bocharischen Dichters Joseph erfreut sich bis heute großer Beliebtheit.

Sie erhielt sich unter den Juden Bocharas in zahlreichen Handschriften und erschien im Jahre 1884 in Jerusalem auch im Drucke. Wer weiß, ob nicht die bocharischen Juden einer uralten Sitte folgten, wenn sie in den Trauertagen des Ab gerade die Geschichte der sieben Märtyrer lasen, und ob nicht diese Sitte ein Nachklang jener Verehrung ist, mit welcher einst in Antiochien im Monate Ab das Gedächtniß der Märtyrer-Brüder belebt wurde und aus welcher die Bedeutung des ersten August im christlichen Kalender hervorgegangen ist?

* * *

Der griechische Mythos kennt eine ergreifende Gestalt, die der Mutter der makkabäischen Märtyrer ähnlich ist: es ist Niobe, die unglückliche Tochter des Tantalus, vor deren Augen ihre Kinder, sieben Söhne und sieben Töchter, sterben. Alle werden von den sichertreffenden Pfeilen Apollons und der Artemis getödtet: und Niobe, nachdem sie den entsetzlichsten Schmerz des Mutterherzens vielfach erlitten hatte, erstarrt zu Stein.

Aber welcher Gegensatz zwischen der Makkabäermutter und Niobe! Niobe strafte der Zorn erbarmungsloser Götter, weil sie in prahlerischer Rede ihren mütterlichen Hochmuth geäußert hatte. Die Mutter der makkabäischen Märtyrer opferte, im Vertrauen auf den erbarmenden Gott, mit der Demuth einer gläubigen Seele ihre mütterlichen Empfindungen und eifert selbst ihre Kinder zum qualvollen Tode an. Niobe und ihre Kinder werden von den Göttern getödtet: die makkabäischen Brüder und ihre Mutter lassen sich freiwillig für ihren Gott tödten. Verzweiflung umgiebt den Tod der Niobiden, Hoffnungslosigkeit gesellt sich zum Schmerze ihrer Mutter: Glaube und Hoffnung haben bis zu Ende eine Stätte im Herzen dieser Märtyrer-Brüder und lindern den Schmerz ihrer Mutter. Die zu Stein erstarrte Niobe ist das Sinnbild des der Vernichtung geweihten Heidenthums; die in ihrem Schmerz Gott bekennende und Gott preisende

Märtyrer-Mutter ist das Symbol des Glaubens und des Schicksals Israels.

Wie oft wiederholte sich in unserer Geschichte das erhebende Beispiel der zugleich mit ihren Kindern den Märtyrertod erduldenden Mutter! Und wieviele jüdische Mütter erduldeten mit ihren Kindern ein Leben, das oft qualvoller war als der Tod, sie aneifernd zur Treue und zur unerschütterlichen Liebe zu ihrer Religion! Die Epoche der Makkabäer, in der Israel zum ersten Male den Verfolgern seines Glaubens entgegentrat, stellt zwei Bilder vor unsere Augen: die Heldenbrüder, die ihr Vater zur Thatkraft und zu entschlossenem Kampfe anfeuert; und die Märtyrer-Brüder, in deren Seele das Wort der Mutter die Kraft zum Dulden und zum Leiden lebendig hält. Diese beiden Bilder zusammen zeigen die Größe und den Ruhm jener Epoche. Märtyrer und Helden haben Israel und seine Religion gerettet.

O, daß es zu jeder Zeit in unserer Mitte Väter gebe, die ihre Söhne zur That und zum Kampfe begeistern, und zu jeder Zeit Mütter, deren Wort ihren Kinder Seelenstärke einflößt, daß auch sie mit unzerreißbarer Treue festhalten am Glauben ihrer Ahnen!

Ueber Gegenwart und Zukunft der jüdischen Religion.

Von

Ludwig Blau.

Es wird allgemein geklagt, daß es mit der alten Frömmigkeit aus sei, daß das religiöse Leben aus den Familien allmählich verschwinde, daß die Synagogen veröden. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Religiosität, die einst gegen den Siedepunkt strebte, seit Jahrzehnten sich immer mehr dem Gefrierpunkt nähert. Die Reformirung des Gottesdienstes, seine äußere Verschönerung und innere Veredlung, von denen man ehemals eine Wendung zum Besseren erwartete, hat sich als eine trügerische Hoffnung erwiesen. Andere bekannte und lobenswerthe Bestrebungen zur Hebung des religiösen Sinnes und Lebens haben bislang ebenfalls nicht zum gewünschten Ziele geführt, wenngleich nicht behauptet werden soll, sie wären ganz fruchtlos geblieben. Wir fühlen es alle, daß wir das Erbtheil unserer Ahnen, unseren Stolz, unsere tausendjährige Religion, der unsere Väter in den Stürmen der Jahrhunderte unerschütterlich treu geblieben, nicht dem Untergang Preis geben können. Mit Klagen und Thränen ist's nicht gethan, sie können unserem Herzen Erleichterung verschaffen, aber nicht den Uebelständen abhelfen. Wir müssen wissen, woher wir kommen und wohin wir gehen. Wir müssen die Vergangenheit und die Zukunft klar sehen,

damit wir die Ursachen erkennen, welche die trostlose Gegenwart heraufbeschworen; wir müssen jene Kräfte erforschen, welche das Leben des Judenthums in der Gegenwart beherrschen, um die Ideen auffindig zu machen, deren Triebkraft in der Seele der Gebildeten noch intact fortlebt.

* * *

Der Niedergang der Religiosität nimmt, wie bekannt, mit dem Vordringen der modernen Bildung seinen Anfang. Die Veränderung, welche im letzten Jahrhundert im Schoße des westeuropäischen Judenthums vor sich gegangen, findet kaum ihres Gleichen in der Völkergeschichte. Vor hundert Jahren war bei den Juden die Kunst, eine Briefadresse zu schreiben das Geheimniß weniger Auserwählten: heute sind unsere Glaubensgenossen an den Mittel- und Hochschulen verhältnismäßig in sechsfacher Zahl vertreten. Vor hundert Jahren wurden die Juden durch strenge Regierungsmaßregeln gezwungen, sich an die europäische Kultur anzuschmiegen: heute werden sie in Rumänien und Rußland mit noch strengeren Regierungsmaßregeln aus den höheren Unterrichtsanstalten hinausgedrängt. Vor hundert Jahren, als das Volk seine Kinder mit Teufeln und Juden schreckte, war Moses Mendelssohn ein wahres Weltwunder; heute arbeiten Juden in nicht geringer Zahl auf allen Feldern der Litteratur, Poesie und Wissenschaft, und nicht selten mit Erfolg. Vor hundert Jahren glaubte man allgemein, die Juden, denen ihre Religion die Bilderanbetung verbietet, besäßen für die Kunst weder Sinn noch Begabung: heute glänzen am Himmel der Malerei, Bildhauerkunst, Musik neben den großen Sternen auch Namen von Juden und an jüdischen Schauspielern ist wahrlich kein Mangel. Vor hundert Jahren bestand der größere Theil unserer Confession aus wandernden Kaufleuten: heute sind die Juden bedeutende Factoren des Handels, der Industrie und des Ackerbaues. Die Parias haben den Völkern, soweit sie es gestatteten, auch Regierungskünstler gegeben. Es ist nicht meine Absicht, unserer Eitelkeit zu schmeicheln, es soll mit diesen paar Strichen nur gezeigt werden, daß das äußere Bild des jüdischen Lebens fast bis zur Unkenntlichkeit ver-

ändert worden ist. Die Wiedergeburt ist allzu rasch vor sich gegangen; über das Judenthum ist eine wahre Revolution dahingebraust, wohl ohne Säbelgeklirr und Gewehrfeuer, aber nicht ohne schwere sociale und religiöse Erschütterung. Und diese Erschütterung hat noch lange nicht ihr Ende erreicht, denn der Verjüngungsprozeß spielt sich noch zum Theil vor unseren Augen ab mit all' seinen Glanz- und Schattenseiten. Wie die europäische Renaissance war auch die jüdische der Religiosität nicht günstig. Die gierig eingesogene neue Kultur hat der religiösen Lebensweise tiefe Wunden beigebracht, aber nicht den Ideen unserer Religion: schwächer geworden ist unsere Religiosität, aber nicht unsere Religion. Wir dürfen daher nicht verzagen, sondern in der Vergangenheit forschend Fingerzeige suchen für die Zukunft.

* * *

Die Kultur und ihre Begleiterscheinungen sind in der Geschichte des ältesten lebenden Volkes nicht neu. Das jüdische Volk hat in seinem langen Dasein zwei Weltkulturen in sich aufgenommen: im Alterthum die hellenistische, im Mittelalter die arabische. Beide haben Israel bestürmt, aber unsere großen Denker haben den Ideenschatz unserer Religion an's Licht gestellt, der seine Anziehungskraft nie verliert. Es sind namentlich zwei große Religionsphilosophen, die das jüdische Religionssystem von den höchsten Gesichtspunkten, die die Bildung ihrer Zeit ihnen an die Hand gab, entwickelten: Philo und Maimonides. Es wäre schwer, von ihren Lehren in einem kurzen Aufsatz ein Bild zu entwerfen; zum Glück hoben sie selbst jene Ideen hervor, die sie als die Grundlehren der jüdischen Religion betrachten und welche wenigstens in Betreff Maimuni's allbekannt sind, da seine 13 Glaubenslehren nicht nur in unsere Lehrbücher, sondern auch die Liturgie Eingang gefunden haben.

Philo, dessen Philosophie auf die christliche Religion von unermeßlichem Einfluß gewesen, dessen Wirkung bis auf den heutigen Tag andauert, lebte am Anfange unserer Zeitrechnung in Alexandria. Der ideenreiche Denker und fruchtbare Schriftsteller, der in vielen Beziehungen an Plato erinnert, äußert

sich über die Grundlehren des Judenthums in seinem midrasch-artigen Werke über die Weltschöpfung folgendermaßen:

„Vieles lehrt uns Moses durch die eben dargestellte Schöpfungsgeschichte; vorzüglich verdanken wir ihm die fünf schönsten und vortrefflichsten Lehren, nämlich:

1. Gott ist und regiert. Dies lehrt Moses im Gegensatz zu den Atheisten, von denen manche das Dasein Gottes bezweifeln, manche mit frecher Stirne sogar leugnen, indem sie behaupten, daß nur diejenigen davon reden, die mit fabelhaften Dichtungen die Wahrheit verdunkeln.

2. Gott ist Einer. Dies der Gegensatz zu den Polytheisten, die sich nicht entblöden, die schlechteste Regierungsform, die Ochlokratie nämlich, von der Erde in den Himmel zu verlegen.

3. Die Welt ist erschaffen. Dies der Gegensatz zu der Meinung derer, welche die Schöpfung nicht Gott zuschreiben, sondern die Welt als ungeschaffen und von Ewigkeit her bestehend ansehen.

4. Die geschaffene Welt ist nur eine, wie der Schöpfer Einer ist u. s. w.

5. Gottes Vorsehung waltet über die Welt. Denn der Urheber sorgt nach einem allgemeinen, nothwendigen Naturgesetz stets für sein Werk, wie die Eltern für ihre Kinder sorgen (Vergl. Löw, Gesammelte Schriften I, 50).

Der griechisch-jüdische Weltweise schöpft seine Lehren aus der heiligen Schrift; er wußte wohl, daß die jüdische Religion auch andere Lehren, namentlich ethische Prinzipien verkünde, die er selbst in seinen theologischen Werken schön entwickelt: er formulirt jedoch nur die angeführten fünf Grundlehren, um der herrschenden gefährlichen Weltanschauung des Heidenthums entgegenzutreten: mit einem Worte: Philo war aktuell.

Von demselben Gesichtspunkte aus sind die 13 Glaubenslehren des Maimonides zu beurtheilen. Die arabische Kultur war im XII. Jahrhundert, als die europäischen Völker tiefe Nacht bedeckte, eine hellstrahlende Sonne. Die großen Schöpfungen des griechischen Geistes befruchteten die Gedankenwelt der hochstrebenden Araber, ihr Leitstern war Aristoteles. Maimonides war auch ein Anhänger dieses Philosophen, dessen System die Geister beherrschte und

machte den gewaltigen Versuch, die jüdische Lehre mit der aristotelischen Weltweisheit in Einklang zu bringen, jedoch derart, daß zugleich die Fundamentalunterschiede zwischen der jüdischen und mohamedanischen Religion herausgehoben wurden. Dies springt auf den ersten Blick in die Augen, wenn wir seine 13 Dogmen betrachten. Die Lehren von der Weltschöpfung, der Einheit, Körperlosigkeit, Einigkeit, Allwissenheit Gottes sind Dogmen, die nicht eben gegen Anschauungen außerhalb des Judenthums stehender Kreise gerichtet sind. Aber die übrigen Lehren, daß nämlich Moses der größte Prophet sei, daß die in unserem Besitze befindliche Tora in ihrer gegenwärtigen Gestalt Moses geoffenbart worden, daß Gott diese Thora nicht durch eine andere ersetzen, also nicht abrogiren werde, und daß der Erlöser der Menschheit noch nicht gekommen sei, sind Lehren, deren Spitze sich offenkundig in erster Reihe gegen den Islam, aber auch gegen das Christenthum wendet. Moses ben Maimon, der große Adler der Synagoge, war also ebenfalls aktuell; er schützte die jüdische Lehre gegen die Angriffe seiner Zeit und wehrte von ihr ab die herrschenden krankhaften Strömungen.

Dasselbe Streben finden wir aber nicht nur bei Philosophen, wie Philo und Maimonides, sondern auch bei den Autoritäten des Talmuds. Ihre Weltanschauung, die aus der heiligen Schrift und aus dem lebenden Born der Volksseele geschöpft ist, enthält viele Elemente, die zur Abwehr herrschender schädlicher Ansichten dienen. Sie erklärten in der Regel für Grundlehren jene bedeutenderen Lehrsätze, welche in Folge der herrschenden Ideen der Zeit in Gefahr schwebten. Ich will mich jedoch mit der Erörterung dieses Gedankens nicht weiter beschäftigen, da nur der Beweis erbracht werden soll, daß das Judenthum sich zu keiner Zeit von den geistigen Strömungen abgeschlossen, daß es nicht die Augen schloß, um nicht zu sehen, sondern seine ererbten Lehren stets in's Treffen führte zum Heile der Menschheit.

* *
*

Die Stärke der jüdischen Religion besteht im Reichthum ihrer Ideen und in der Mannigfaltigkeit ihrer Ideale, mit

deren Hilfe sie auf jeder Entwicklungsstufe und bei jeder neuen Formation der menschlichen Gesellschaft als lebendiger und treibender Faktor erscheint. Die alten Völker glaubten an so viele Götter, daß es leichter war, einem Gotte als einem Menschen zu begegnen. Diesem Heidenthum stellten die Juden die Idee des Monotheismus entgegen. Aber der Gott des Judenthums ist kein Tyrann, der die Menschen nach Willkür und Laune beherrscht, der den Sterblichen die irdische Wohlfart mißgönnt, wie die griechisch-römischen Götter, der die Sittlichkeit nicht respectirt, wie die Baale der Phönicier, sondern heilig, gerecht und sittlich. Wie ihre Götter, so sind die Völker, und wie die Völker, so sind ihre Götter. Freilich gilt dieser Satz nur von naturwüchsigen Völkern, die ihr Gottesideal selbstständig geschaffen, aber nicht von Völkern, die in den Bannkreis fremder Ideen gerathen. Bei diesen klafft ein Abgrund zwischen Ideal und Wirklichkeit. Der liebende und heilige, gerechte und sittliche Gott fordert auch von seinen Geschöpfen Liebe und Heiligkeit, einen gerechten und sittlichen Lebenswandel. Die heilige Schrift ist überfüllt von diesen Ideen, die sie in mannigfacher Gestalt zum Ausdruck bringt. Man sagt, das Judenthum habe in dieser Beziehung keine Mission mehr, da die Idee des Monotheismus bereits alle civilisirten Völker erobert habe. Der Meister lehre nicht mehr, denn seine Lehre ist eine siegreiche: 800 Millionen Menschen haben dieselbe schon angenommen in der alten und neuen Welt. Wir gehen jeder Polemik gerne aus dem Wege; gegen diese Behauptung müssen wir jedoch auf die Thatsache hinweisen, daß man dasselbe 1500 Jahre hindurch verkündete, bis die Reformation ihr Werk mit Hilfe der hebräischen Bibel vollbrachte.

Der Berliner Professor, A. F. Berner, ein begeisterter Anhänger seiner Religion, spricht in seinem Vortrage „Judenthum und Christenthum und ihre Zukunft“ (Leipzig 1891) von den „polytheistischen Elementen des Christenthums“, die erst die Zukunft eliminiren wird (Seite 19 und 40). Er äußert sich an einer andern Stelle über den fraglichen Punkt mit einer heute so seltenen Unbefangenheit und Klarheit, daß wir es uns nicht versagen können, seine Meinung wörtlich anzuführen: „Das Judenthum nun ist es, in

welchem die ältesten und mächtigsten historischen Wurzeln des Monotheismus lagern, und welches den Monotheismus bis zur Stunde am reinsten bewahrt hat. Diese älteste und stärkste Macht des reinen Monotheismus, welcher das unvergängliche Verdienst zukommt, der Menschheit den Glauben an den ewigen Gott gegeben zu haben, ist vorzugsweise geeignet und berufen, den Kampf gegen die atheistischen Strömungen der Zeit aufzunehmen." (S. 28.)

Wir müssen ferner noch eine allgemein bekannte und doch so selten gewürdigte Thatsache in Erinnerung bringen. 600 Jahre verkündete man unablässig, daß das Judenthum keine besondere Mission mehr habe, bis auf ein Mal der Prophet des Ostens erschien und der jüdischen Gottesidee auf weiten Gebieten zum Siege verhalf. Der Islam zählt heute nicht weniger als 300 Millionen Menschen zu seinen Bekennern.

Fast die Hälfte der ganzen Menschheit und zwar diejenige, in deren Mitte die höhere Kultur ihr Zelt aufgeschlagen, huldigt der monotheistischen Religion, mit deren Hilfe sie sich zugleich aus dem moralischen Pfuhl des Heidenthums emporgearbeitet hat. Denn der Glaube an einen einzigen Gott bedeutet nicht, daß die Götter und Göttinnen des griechischen Pantheons und der orientalischen Völker zu einer Person zusammengepreßt werden, sondern das, daß ein vollkommenes Wesen das Weltall regiere und die Herrschaft der Tugend unter den Menschen fordere. Der Cult der Götzen bestand in Zuchtlosigkeit: Adonai fordert menschliche Vollkommenheit, sittenstrenges Leben, Liebe und Gerechtigkeit. Das Judenthum verkündet mit der Einheit des Schöpfers die Einheit der Schöpfung und die Einheit des Menschengeschlechts (Luzzatto, Moraltheologie 13). Jahrtausende vor Rousseau und dem aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert haben die Propheten Israels die Gleichheit der Menschen verkündet. „Wir haben alle Einen Vater, Ein Gott hat uns geschaffen," spricht Maleachi 2, 10. Gott spricht durch Jeremia (9, 22 23): „Der Mensch rühme sich nicht seiner Weisheit, seiner Kraft, seines Reichthums, sondern seiner Gotterkenntniß." Und worin besteht diese Erkenntniß? Darin, daß „Gott Liebe, Recht und Gerechtigkeit übt auf Erden und daß er an diesen

Gefallen findet". Die Pflichten des Menschen werden von Micha (6, 8) in wenigen Worten zusammengefaßt: „Es ist dir gesagt, o Mensch, was gut ist und was Gott von dir verlangt: handle gerecht, übe Liebeswerke und wandle demüthig vor deinem Gotte." Der Talmud meint, alle 613 Gebote, die in den fünf Büchern Moses enthalten sind, sind inbegriffen in den zwei prophetischen Worten: „Suchet Gott und lebet" (Amos 5, 4). Gott suchen und alle guten Werke üben, sind nach jüdischer Anschauung identische Begriffe. Glaube und Moral sind untrennbar mit einander verbunden. Die Grundlage des Judenthums bilden zwei Elemente: religiöse und sittliche Wahrheit. H. Grätz, der bedeutendste jüdische Historiker, hält die Verbindung von Religion und Moral für den charakteristischsten Zug des Judenthums. Er entwickelt den Gehalt der beiden Elemente folgendermaßen:

„Jedes der beiden Elemente hat eine positive und eine negative Seite. Der positive Inhalt des ethischen Elements ist Liebe, Wohlwollen, Demuth, Gerechtigkeit: der negative Inhalt desselben ist Achtung des menschlichen Lebens, Enthaltsamkeit von Unkeuschheit, Unterdrückung der Selbstsucht und der Bestie im Menschen, Heiligkeit im Handeln und Denken. Das zweite Element ist das religiöse, in welchem die negative Seite die vorherrschende ist. Es fordert, daß man kein vergängliches Wesen als Gott verehre, möge es nun dem Thierreiche, der menschlichen Race oder der himmlischen Welt angehören, daß man jeden Götzendienst für nichtig halte und vollständig abweise. Die positive Seite ist, das höchste Wesen als einzig und einig, als das Wesen aller ethischen Vollkommenheiten zu betrachten und als Gottheit zu verehren — mit einem Worte: „Monotheismus in weitestem Umfange des Begriffes. Das Ethische ist mit dem religiösen Element deshalb so innig verwachsen, weil die göttliche Vollkommenheit für das moralische Leben das Ideal bietet. Refrainartig wiederholt sich in unseren heiligen Schriften der Satz: „Seid heilig, denn heilig bin ich" (Jewish Quarterly Review I, 9).

Und das sind keine neuen Wahrheiten, die etwa geniale Forscher entdeckt, sondern solche, die in der jüdischen Volksseele seit Jahrtausenden leben, die unsere Gelehrten in ihren

Schriften, unsere Rabbiner in den Synagogen, unsere Lehrer in den Schulen verkünden. Sie bilden auch kein Geheimniß vor der Außenwelt. Ein bedeutender ungarischer Denker meinte, die jüdische Religion vermag auch ein philosophisches Gehirn zu befriedigen, und Renan sprach das witzige Wort, die jüdische Religion fordere ein Minimum von Glauben.

Die Propheten und Rabbinen gelangten nicht auf dem Wege metaphysischen Denkens zu ihren religiösen und ethischen Wahrheiten, diese brannten wie Feuer in ihren Knochen. Sie gaben nur den Gefühlen und Gedanken, die in der Volksseele lebten und webten, die passende Formel und den geeigneten Ausdruck; folglich ist es allein das jüdische Volk, das diese Ideen zu behüten und zu verbreiten berufen ist. Angelernte Wahrheiten kann man vergessen, in der Aufwallung der Leidenschaft bei Seite schieben und gegen andere umtauschen, aber die Volksseele läßt sich nicht auswechseln. Das Judenthum ist nicht darauf angewiesen, seine Bekenner mit Dogmen zu regieren, wie etwa der Staat seine Unterthanen mit Polizeiverordnungen, die er für nützlich erkannt, denn die Kraft des Judenthums besteht nicht in physischer Gewalt, sondern in dem unwiderstehlichen Reiz, den seine Ideen auf seine Bekenner ausüben. Der weltgeschichtliche Beruf des Judenthums ist, den Völkern ein Beispiel zu bieten, aber nicht der, durch Eroberungen sich selbst zu stärken. Seine Großen sind in der That keine Eroberer gewesen, sondern Helden des Geistes und des Charakters. Ein Held ist derjenige, der seine Leidenschaften bezwingt, lehrten die vielgeschmähten Talmudisten. Das Judenthum hat eine Mission, aber es missionirt nicht, denn es kennt kein Paktiren und kannte ein solches auch in der Vergangenheit nicht. Das Judenthum ist die einzige Confession, die von der irdischen Macht keinen Antheil verlangt; es leugnet aber auch das bekannte Prinzip: cuius regio illius religio. Die Juden sind keine Nation, wie andere, gerade deshalb sind sie geeignet, als weltgeschichtliches Beispiel zu dienen, da ihre Aufgaben und Ziele unvermischt religiöser Natur sind. Völker kommen und vergehen, aber die Zehngebote leben und werden leben, so lange es eine menschliche Gesellschaft geben wird. Das Judenthum ist die einzige Religion, die von weltlicher Macht nicht gestützt wird,

die ausschließlich durch die Wahrheit ihrer Ideen und durch die Reinheit ihrer Gefühle auf die menschliche Vernunft und das menschliche Herz einwirkt: ihre Triumphe sind nicht Triumphe des Schwertes, sondern der Ideale.

Und Israel ist reich an Idealen. Es verkündet seit uralten Zeiten die allgemeine Menschenliebe, den ewigen Frieden, die Ankunft einer schönern Zeit. Wagt es Jemand zu leugnen, daß das Ausstecken solch' höherer Ziele der Menschheit zum Heile gereicht hat? Das mosaische Gebot: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, ist allerdings noch nicht zur Wirklichkeit geworden; auch der Hillel'sche Spruch, der die Nächstenliebe in volksthümlicher Form zum Ausdruck bringt und so recht eigentlich der jüdischen Volksseele entnommen ist, harrt noch der Erfüllung; er lautet nämlich: Was dir verhaßt ist, thue auch deinem Nächsten nicht. Wagt es jemand zu leugnen, daß dieses Gebot seinen Zug durch die Welt angetreten, daß es schon manche Triumphe gefeiert, daß es endlich Sieger bleiben wird auch gegen die Racentheorie von Gestern, die vom Gesichtspunkte der Religion und Moral nichts anderes ist als die wissenschaftlich aufgeputzte heidnische Anschauung vom Verhältniß der Menschen zu einander? Auch die Hoffnungen des Propheten, das Lamm werde friedlich neben dem Wolf weiden, die Völker werden ihre Schwerter zu Pflügen und ihre Lanzen zu Sensen umschmieden, haben sich noch nicht erfüllt. Wagt es aber Jemand zu leugnen, daß in den seither verstrichenen zweiundeinhalbtausend Jahren sich die Anhänger des ewigen Friedens vermehrt haben, und zwar nicht nur in den ärmlichen Hütten, sondern auch auf den mächtigen Thronen? Nach diesen vielverheißenden Anfängen kann auch die Hoffnung auf eine schönere Zukunft, in der die Gotteserkenntniß die Menschen erfüllen wird, wie das Wasser das Meer, und in der Gerechtigkeit auf Erden herrschen wird, keine reine Utopie sein. Die Zeit ist unendlich.

* * *

In diesem engen Rahmen konnte ich den Ideenschatz des Judenthums natürlich nicht erschöpfen, ich griff blos einige religiöse Wahrheiten und ethische Forderungen heraus. Die ganze Gedankenwelt des Judenthums ist in seiner großen Litteratur und im lebenden Gefühl seiner Anhänger niedergelegt, aus welchen es zu allen Zeiten nach dem jeweiligen Bedürfniß schöpft. Das Judenthum kann in Folge dieser unversiegbaren Quellen nie verknöchern oder veralten. Es ist bekannt, daß der Socialismus, das die Gegenwart und die nächste Zukunft beherrschende Problem, aus der Bibel nicht nur Anregungen erhalten, sondern mehrere Gedanken direkt entlehnt hat. Die moderne „Sonntagsruhe", das Verbot nämlich, Sonntag zu arbeiten, ist nichts anderes als die Uebertragung des uralten, schon von den alten Völkern bewunderten jüdischen Sabbaths auf den Sonntag. Von den Ritualgesetzen, von ihren moralischen Grundlagen und Wirkungen, haben wir überhaupt nicht gesprochen. Jedoch schon die wenigen Ideen, die wir zur Sprache brachten, geben ein Bild von der Wirkung des Judenthums in der Vergangenheit und von seiner Sendung in der Zukunft.

Vielleicht denken aber meine Leser, der jüdische Theologe, der seine Tage in der Gesellschaft von Großen dahingeschwundener Zeiten verbringt, den in der Stille der Nacht die Geister der Ahnen umschweben, um ihm von den Kämpfen des Geistes, von seinen Siegen und Niederlagen, von Märtyrerthum und Beruf zu erzählen, lebe in einer Welt der Phantasie und der Träume. Der jüdische Theologe kenne das praktische Leben nicht, verstehe nicht die geschäftige Menge, die fieberhafte, im Kampf ums Dasein versunkene Zeit, sei also nicht im Stande, die Gegenwart zu beurtheilen und auf die Zukunft Schlüsse zu ziehen. Es sei mir also verstattet, zum Schluß zwei berühmte nichtjüdische Denker zu Worte kommen zu lassen, die in dieser realen Welt gelebt und über das Judenthum unbefangen gedacht haben.

Im Jahre 1882 traurigen Angedenkens, in welchem die antisemitische Hochfluth eine Ritualmordklage nach Ungarn schwemmte, und um welche Zeit ein hochberühmter deutscher Gelehrter die Juden vertheidigte, ihnen aber zugleich die Apostasie anrieth, gab der französische Philosoph und ehe-

malige Minister des Aeußern Barthelemy Saint Hilaire auf die Frage, ob die Juden die Taufe nehmen sollen, folgende Antwort: „Nein, die Juden sollen sich nie taufen. Ich würde diesen Uebertritt für ein riesiges und nie gut zu machendes Unglück für die ganze Menschheit betrachten. Es giebt kein Volk auf dem Erdenrunde, welches ein solch' erstaunliches Beispiel der Ausdauer und der Glaubensstärke gegeben; es giebt kein zweites, das einen so mächtigen Einfluß ausgeübt hätte. Seine Bibel mit der Genesis und den Psalmen übertrifft weit die heiligen Bücher sämmtlicher Nationen, und diese Bibel hat es zum Volke Gottes gemacht. Es wäre ein unglückseliger Tag, an dem die Juden zu Christen würden und die Lücke, die dieser Uebertritt verursachte, könnte nie ausgefüllt werden. Die Juden müssen ihre Religion bewahren, für welche drei Jahrtausende zeugen und welche die Zeit nicht zu erschüttern vermochte. Der menschliche Geist verlöre ein Musterbild, das nicht seines Gleichen auf Erden hat; dieser Verlust wäre aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen um so trauriger, da die Gottesidee in vielen Köpfen, die sich für aufgeklärt und gelehrt halten, wohl nur vorübergehend, bis zum Verschwinden abgeschwächt ist. Das menschliche Gewissen bedarf für immer und ewig Israels lebendiger Protestation und jener unerschütterlichen Stütze, welche sie darin gegen ihre eigenen Schwächen und gegen jene Zweifel findet, die das Christenthum bedrohen. Ich spreche im Namen der Philosophie. Diese Ansicht ist bei mir nicht neu, ich habe ihr schon mehrmals öffentlich Ausdruck gegeben. Die gegenwärtigen Verfolgungen aber mögen die Juden mit jenem Muthe dulden, mit dem sie schon andere und nicht weniger grausame Verfolgungen ertragen haben. Diese schändlichen Barbareien werden ihr Ende erreichen und es wird der Tag kommen, an dem der Israelit überall das sein wird, was er in Frankreich ist, ein Bürger, wie die anderen, und wo die Juden, ebenso wie die Katholiken und Protestanten unter der Herrschaft allgemein gültiger Gesetze leben werden." (Vgl. Singer, Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage, 1884, S. 78.) Der begeisterte Denker ist seither in das Reich der ewigen Wahrheit eingegangen und hat nicht gesehen, wie nach kurzen anderthalb

Jahrzehnten seine eigenen Volksgenossen Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um die französische Nation um ein Jahrhundert zurückzuwerfen. Diese gewaltigen Anstrengungen lieferten aber nur einen neuen Beweis für den Beruf Israels, die wahre Nächstenliebe und andere sittliche Ideale zu verbreiten.

Der andere große Denker, auf dessen Aeußerung ich aufmerksam zu machen mir erlaube, ist Ernest Renan, der weltbekannte Historiograph des Christenthums und des alten Israel. Er untersuchte die Vergangenheit der Religionen, forschte nach ihrer Zukunft und kam zu folgendem Resultat: „Das Judenthum, welches in der Vergangenheit so große Dienste geleistet hat, wird deren auch noch in der Zukunft leisten. Die reine Religion, mit einem Worte, die wir als das einstige, die gesammte Menschheit zusammenhaltende Band ahnen, wird die Verwirklichung der Religion des Jesajas sein, die ideale, von allen beigemischten Schlacken befreite jüdische Religion." (Renan, Judenthum und Christenthum, S. 28.)

Das Judenthum ist ein großer und kühner Gedanke der Weltgeschichte; sein Erbtheil ist die wahre Thora und ewiges Leben; seine große Vergangenheit verpflichtet es zu einer großen Zukunft auf dem Felde des ewigen und glorreichen Cultus der Ideen und Ideale.

Meyer Aaron Goldschmidt.

Von

Georg Brandes.

Meyer Aaron Goldschmidt starb am 15. August 1887 im Alter von 67 Jahren in Kopenhagen. Er erwarb sich unter allen Zeitgenossen das größte Verdienst um die dänische Prosa. Die Sprache hat in ihm ihren Meister verloren. Er behandelte sie, wie der klare klassische Virtuose sein Instrument und er behandelte sie in ihrem Geiste, mit Einfachheit und ausgesuchtem Takt. Er war ihr Lehrling, er hatte sie unermüdlich und demütig ausgebildet, bis er über sie eine Herrschaft gewann, die in ihrer Art einzig war. Wenn einmal die Geschichte der dänischen Prosa geschrieben werden soll, wird man ihn nicht allein nicht übergehen können, sondern er wird einen großen Platz einnehmen.

Er war ein Erzähler und Schilderer ersten Ranges, gedämpft und fein, stets im Ausdruck beherrscht, immer eigenartig, hin und wieder etwas anspruchsvoll oder gesucht, aber stets ein bestimmter Wortbildner. Er hat eine lange Reihe von Bänden geschrieben, aber man findet darin keine formlose Zeile. Und er besaß die Eigenschaft des großen Schriftstellers: Alles war aus dem Innern geschaffen: er nahm keine Wendung in den Mund, die Andere ausgespieen hatten.

Goldschmidt war ein großer Verstand. Er war ein

kluger Mann und trat unter den dänischen Schriftstellern in vieler Hinsicht als der kluge hervor. Er besaß die bei unseren dichterisch begabten Männern seltene Eigenart, daß er — wenigstens in seinen glücklichen Tagen — seine Zeit verstand, daß er begriff, was in seiner Zeit geschah, sowohl in der übrigen Welt als in Dänemark, und er brachte stets die heimischen Verhältnisse mit den auswärtigen in Verbindung. Seit Baggesens Zeit hat sich keiner unserer Schriftsteller, so wie er, in europäische Kultur und politische Verhältnisse versetzt. Er gehörte zu den äußerst Wenigen, die es verstehen, zu reisen und auf der Reise zu lernen. Er kannte einen großen Teil von Deutschland, Frankreich, England, Oesterreich und Italien, kannte alle diese Hauptländer ungefähr gleich gut. So grunddänisch er in seiner Sprachform und in seiner Behandlung verschiedener Stoffe war, die viel Rücksicht verlangten, so weltbürgerlich war er in seiner Anschauung dänischer Zustände. Während die meisten seiner Landsleute und Berufsgenossen beim Zeitungsschreiben und Dichten einen Atlas benutzten, worin Dänemark und Rußland ein Stück Papier gleicher Größe einnahmen, hatte er offenbar einmal in einem frühen Stadium seiner Entwicklung einen Globus zu sehen bekommen, und diesen Anblick vergaß er nie.

Und er erkannte nicht allein die äußere Stellung seines Vaterlandes, sondern er erkannte auch mit Schärfe dessen Parteien und leitende Persönlichkeiten. In seinen jungen Tagen sprach er ziemlich offen aus, was er von ihnen hielt, später wurde er immer zurückhaltender. Er sah ein, daß es hier zu Lande unklug war, zu sprechen, daß man gut daran that, zu schweigen. Hin und wieder sagte er etwas mehr, als er meinte, oder etwas, dessen Klang der Meinung nicht entsprach. Es konnte aus Klugheitsrücksicht geschehen, aber es geschah auch, weil ihn die Stimmung fortriß. Zuweilen sieht man deutlich, wie seine Stimmung sich verändert.

Im Grunde genommen glich Goldschmidt's Leben fast bis zu seinem fünfzigsten Jahre einer Reihe von Kämpfen und Niederlagen. Immer wieder rannte er mit der Stirn gegen die nationalliberale Mauer. Wenn er es zuletzt aufgab, geschah es, weil er aus Schaden klug geworden war. Aber es trat auch noch etwas Anderes hinzu.

Er war nämlich nicht nur ein großer Verstand, sondern auch ein großer Stimmungsmensch. Was er schrieb, wurde so gut, weil er die feinste Stimmungsempfänglichkeit, einen überflüssigen Vorrat von Stimmung besaß. Mit dem Sinn für die Mitwelt, für das Moderne, den seine ganze Umgebung der Poesie nicht abgewinnen konnte, vereinte er die Fähigkeit, das Empfinden in schimmernder Stimmung wiederzugeben. Dieses Brüten über Stimmungen, dieses Leben in Stimmungen machte ihn zum Poeten. Der scharfe Beobachter und verständige Schriftsteller wurde Dichter, weil er das Erkannte in einer stimmungsvollen Auslegung wiedergab.

Es ist wohlbekannt, daß Goldschmidt mit einer Kampf- und Skandalieder begann.

Im „Corsaren", den er von 1840—46 herausgab, von seinem 21.—27. Jahre, verriet er zuerst nur seinen Witz, seine Lust, Aufsehen zu erregen und sich gefürchtet zu machen, und seine Befähigung zum Angriff auf den baufälligen Absolutismus, der sich der Mittel bediente, die ihm seine Machtfülle bot. Hier spricht sich ein junger Schriftsteller ohne viele Kenntnisse und ohne tiefe Bildung aus, etwas wählerisch in der Wahl seiner Waffen, gewöhnlich jedoch radikal und höchst spöttisch. Er verhöhnte die alte Amtsgewalt, so daß sie die Fassung verlor, und mußte dafür die grenzenlose Verachtung aller Wohlgesinnten ertragen. Der Zusammenstoß mit Kierkegaard, der für diesen von so großer Bedeutung wurde, gewann für Goldschmidt bestimmt nicht die Bedeutung, die er hineindichtete, als er weit später auf sein Leben zurückblickte, und als Kierkegaards Ansehen auf dem Höhepunkt stand.

In diesem Punkte lagen zwischen seinen mündlichen Aeußerungen und den gedruckten offiziellen Aeußerungen nicht geringe Widersprüche.

Er betonte im Gespräch stets, die Kierkegaardsche Religiosität sei eine reine Phantasiebewegung. Ich habe, sagte er, sie im „Corsaren" sehr richtig mit den Worten gestempelt, die ich Kierkegaard in den Mund lege: „Ich fühle den Drang, wohl zu thun. Ich will mir denken, ich hätte einer armen Frau 8 Pfennige gegeben." Er betonte stark die Phantasie, das Blutlose bei Kierkegaard. Sein ganzes Wesen, sagte er, entspringt dem Umstand, daß er keine Waden hatte.

Aber in jenem jugendlichen Kampfverhältnis kam Goldschmidts tiefes Wesen nicht zum Durchbruch. Nur der Verstandsmensch, nicht der Romantiker, brach hier durch. Erst der Roman: „Ein Jude“ verriet, daß der leichtsinnige Corsar einen ganzen Ballast von Kindheitserinnerungen und Eindrücken mitschleppte, aus dem er sich nie herausarbeiten und dessen er nie ledig werden konnte, und der den Grundquell bildete, woraus er als Poet schöpfte.

Seine jüdische Abkunft erhielt für ihn eine entscheidende Bedeutung, gleichbedeutend mit derjenigen der meisten deutschen und englischen zeitgenössischen jüdischen Schriftsteller. Man empfindet bei allen, daß die Welt der Zivilisation ihnen erst später geöffnet worden; sie haben als Kinder noch das Dröhnen der Ghettopforte vernommen, die hinter ihrem Rücken zufiel.

Goldschmidts Abstammung machte ihn zuerst zum Schwärmer. Immer kehrte er in Gedanken und Träumen zu seinem Stamme zurück, dem von Menschen und Göttern verfolgten und verachteten, den man in einer Weise schildern mußte, daß sie die Achtung und das Mitgefühl der dänischen Landsleute erwecken könne, ihre Teilnahme und ihr Wohlwollen. Aber zunächst machte diese Abstammung ihn streitsüchtig. Er empfand seine Stellung als Paria. Nur Wenige nahmen ihn voll, und man fand gegen ihn immer ein stärkeres Schimpfwort, als gegen alle Andern, ein Schimpfwort, das niemand ungesprochen ließ (obgleich es nichts besagte), denn es appellierte kräftig an den rohesten Instinkt, den blinden Rassenhaß. In seinem Jugendroman faßt er das Verhältnis von der gefühlvollen Seite auf; während seiner abgesonderten Stellung als Schriftsteller beruhte sein Ausnahmeverhältnis zum großen Teil auf seiner Polemik.

Von 1848 ab ist Goldschmidt in politischer Hinsicht ein Bewunderer und Anhänger der großen europäischen Revolutionspartei. Während der langwierigen Rückschlagszeit, die dann folgte, trat bei ihm alles romantisch Rückblickende hervor. Aber von Anfang an war er der Kenner und klaräugige Kritiker des Nationalliberalismus. Er bekämpfte die Nationalliberalen auf allen Feldern, er entschleierte deren Unwissenheit und Dünkel, er enthüllte deren Herrschsucht und

Unterdrückungslust, er bekämpfte in seinen Artikeln ihre Politik, er enthüllte sie in seinen Romanen; sein großer Roman „Heimatlos“ ist vor allem ein Denkmal und ein Schandpfahl, den er über ihr Wesen und Treiben erhebt. Seine Zeitschrift „Nord und Süd“ wird von Niemand übergangen werden können, der diese Partei in ihrem wirklichen Wesen schildern will. Goldschmidts Anlagen haben sich in diesem Kampfe entfaltet und entwickelt. Um den Nationalliberalismus zu treffen, näherte er sich zu dieser Zeit der Landwirtspartei und erstrebte ein gemeinsames Vorrücken, das jedoch an der damals überlegenen Stärke der Nationalliberalen scheiterte.

Während dieser langwierigen Fehde hat er eine nicht geringe Hartnäckigkeit an den Tag gelegt. Er wurde vom Rechtsbewußtsein getragen. Hin und wieder bewies er in seinem Leben einen nicht geringen politischen Mut; wie er z. B. zur Zeit der Volksstimmung hetzte und allein gegen die Einverleibung Schleswigs auftrat. Aber er wollte keine Früchte aus seinen Feldzügen ernten, denn gerade als die Partei im Rückgange war, brach Goldschmidt seltsamer Weise zusammen. Müde des Kampfes, suchte er Ende der sechziger Jahre Frieden und Vergleich mit den zwei dänischen Großmächten, dem „Vaterland“ und dem „Tageblatt“. Er hatte sich schon mehrere Jahre des politischen Tagesstreites enthalten. Er begann seine größte dichterische Wirksamkeit zu entfalten: in wenigen Jahren schrieb er den „Erben“, den „Raben“ und eine ganze Reihe vorzüglicher, teils mustergültiger Novellen, darunter „Maaser“ und „Liebesgeschichten aus vielen Ländern“: er bedurfte der Ruhe, um sie herauszugeben. Es gelang ihm auch, das Lob der augenblicklichen Machthaber zu erlangen, und die Folge war, daß seine Bücher Aufsehen erregten und gekauft wurden. Aber die jüngere Generation, die ihn sich plötzlich an Plong anschließen, ihn mit einem Kritiker fraternisieren sah, der ihn bisher mit größter Ausdauer verfolgt hatte, wurde von diesem mangelnden Zusammenhang in seinem Leben und Streben peinlich berührt. Er wäre, als sich das Blatt drehte und die Bewegung gegen die Nationalliberalen zunahm, deren natürlicher Führer gewesen. Aber er hatte seine Aussichten verspielt und zog sich von da ab ganz aus dem öffentlichen Leben zurück. Er trat jetzt nur als

Dichter auf, als Selbstbiograph und als dilettantischer Religionsphilosoph.

Goldschmidt war ein kleiner, kräftig gebauter Mann, von gedrungener Haltung und schnellem Gang, dunkel, hatte scharfe Züge, einen klugstechenden Blick und eine ungewöhnliche Unterhaltungsgabe. Er war im Gespräch unterhaltend und lebhaft.

Wenn er wollte, war er gewinnend, und doch stieß ein Zug in seinem Wesen förmlich zurück. Durch die langwierigen Kämpfe seines Lebens, im Bewußtsein, eine Zeit hindurch im Gegensatz zu allen, und von allen bekämpft, gelebt zu haben, war er mißtrauisch geworden. Er war stets auf seinem Posten, immer von sich erfüllt, ängstlich auf seine Würde bedacht, leicht verletzt und dabei andere leicht verletzend. Er hatte mit fast allen dänischen Größen in Streit gelegen, hatte Grundtvig und die Grundtvigianer angegriffen, hatte sich von Heiberg zurückgesetzt gefühlt, den er als eine kalte diplomatische Natur verabscheute, sich von Kierkegaard verachtet gefühlt — dessen Tagebücher verraten, welche Schimpfworte ein Mann auf dieser Bildungsstufe in Monologen über Goldschmidt ergoß — er war von Frederik Greier verhöhnt worden, der scharfe Keulenschläge gegen seine romantische Halbheit richtete, er war äußerst unbeliebt bei Bröchner, der ihn oberflächlich fand, und den er wiederum als Atheisten haßte.

Daraus entsprangen auch, was in jener Zeit so viel Aufsehen und Gerede erregte, seine häufigen Scharmützel mit seinen Verlegern. Sie verrieten allerdings ein reizbares und empfindliches Gemüt.

Eine allgemeine volle und runde Anerkennung, wie er sie in vieler Hinsicht verdiente, wurde ihm nie zu Teil. Goldschmidts sehr starkes Selbstgefühl konnte nur schwer die Anerkennung entbehren, er dürstete danach und fühlte sich dauernd einsam. Er war gerade nicht bitter und zu Bitterkeit hatte er keinen Grund, aber das Abweisende, Kritische in ihm gebar das Einsamkeitsgefühl.

Daneben trat in seinem Wesen, in seiner Unterhaltung wie in seinen Schriften der tiefliegende romantische, mystische Hang stets stärker hervor. Als der Verfasser dieser Zeilen einmal mit ihm durch eine Gemäldegallerie ging, auf einige Gemälde holländischer Genrebildmeister zeigte und ausrief:

„Maestro! So ist Ihre Kunst in Arbeiten, wie Simon Lewi und Awromche Nachtigall“, antwortete Goldschmidt mit heftigem Protest: „Wie können Sie das sagen! Bei mir ruht immer ein Hintergedanke — etwas im Hintergrunde“. Das stimmte insofern, als er in der Regel auf die deutsch-romantische Grundanschauung zurückkam, die darin besteht, daß die äußere Welt dieser Dinge eine innerlich andere verbirgt, die ihr in wunderbarer Weise entspricht: zwischen Dingen und Personen, die einander in Zeit und Raum ganz fern stehen und einander scheinbar fremd sind, giebt es deshalb dunkle und unerforschliche Verbindungen, die aus den uns unbekannten Gesetzen und Verhältnissen entspringen.

Wenn auch Goldschmidts Sinn für Ideen und Grundfragen, sein ganzes Folgern und Erörtern von Zeitgedanken etwas an seinen Zeitgenossen Karl Gutzkow erinnert, so ist er in seinem stillen Sinn doch ein Romantiker des weit älteren Typus, ganz abgesehen davon, daß er ein mannigfach größerer Künstler ist. Für ihn bildete das Verborgene immer die Schönheit.

Dieser Stimmungsdruck, der von Kindheit an auf seinem Gemüt gelastet hatte, bewirkte deshalb auch, daß das Große und Wahre vor ihm stets im Unklaren stehen blieb, wie jene Ideale, die in seinem späteren Leben als eine geheimnisvolle Nemesis-Macht ausgelegt wurden. Er besaß Anlage zum Weltmann, hatte Sinn für Behaglichkeit und geziemendes Wohlleben, aber in seinem Innersten war er frühzeitig ein Nazarener, betrachtete den Genuß im Grunde als Sünde und besaß nur Respekt vor Opfern und Entbehren, besonders in rein äußerlicher Hinsicht.

Goldschmidt hegte z. B. von Jugend an eine gewisse Sympathie für den Sozialismus, besonders ein starkes Gefühl für das Ungerechte in der Stellung der begünstigten Klassen. Als man 1871 von nationalliberaler Seite ihn zum vereinten Auftreten gegen die sozialdemokratische Bewegung aufforderte, stellte er als Bedingung, daß man einen Verein gründen solle, dessen Mitglieder sich verpflichteten, beim Mittagessen nie mehr als drei Gerichte einzunehmen. Da die Uebrigen darauf nicht eingehen wollten, hielt Goldschmidt sich zurück. Die Bedingung

war im vollen Ernst gestellt, so seltsam es klingt. In dieser Denkweise liegt ein Gleichheitspunkt zwischen ihm und seinem Gegner Kierkegaard.

Er war ohne wissenschaftliche Vorschule. Mit einer sehr hohen allgemeinen und künstlerischen Bildung verband er einen vollständigen Mangel wissenschaftlicher Befähigung. Dadurch wurde im Laufe der Jahre die romantische Mystik in seinem Sinn allein vorherrschend. Er ging allmählich ganz in seine Nemesis-Lehre auf, aus der, außer ihm, kein Zeitgenosse klug werden konnte, und die eine einfache und richtige Beobachtung in widersinnige Schlußfolgerungen überführte. Sein Buch über diese Nemesis gleicht zumeist einer schlechten Doktordissertation. Aber selbst sein rastloses Ersehnen, die Runen des Daseins zu deuten, beweist, daß sich sein Blick stets ausweitete, und daß sein geistiges Streben bis zu Ende währte.

Seine bleibende und große Bedeutung besitzt er doch als der erste Ausbilder einer modernen dänischen Kunstprosa. Seine Sprache ist das beste Erbe, das er uns hinterließ. Sie umschließt die Beobachtung und den Eindruck wie ein durchsichtiger Schleier, sie ist stimmungsvoll und melodisch trotz seines immer natürlichen Parlando und sie eröffnet stets Perspektiven, aufwärts und abwärts, als sähen wir von einem freundlich an einem Abhange hochliegenden Waldwege bald zum Himmel hinauf, bald zur Meerestiefe hinab.

* * *

Der Grundzug in Goldschmidts Schriftstellerthätigkeit läßt, wie gesagt, in höherem Grade als bei irgend einem anderen dänischen Schriftsteller, Mynster vielleicht ausgenommen, den Stilisten erkennen.

Unter Stil verstehe ich bei einem Prosaschriftsteller den Ton, worin er gewöhnlich spricht (schlicht, geschraubt, logisch, begeistert, oratorisch, belehrend, gefühlvoll, munter, ernst u. s. w.), die Ordnung, worin er Ereignis oder Gedanken schildert (systematisch oder launisch, sprunghaft oder stufenweise abgemessen, langsam vorbereitend oder plötzlich und improvisiert

beginnend), und das Tempo, das seine Prosa zum Hineinlesen bedingt (Andante oder Allegro oder Allegro furioso). Der gute Stil liegt allein in der Kunst, gelesen und verstanden zu werden. Aber Jeder wird leicht begreifen, daß verschiedene Schriftsteller sich verschiedene Stilideale bilden, nicht willkürlich, sondern ihrer besonderen Natur entsprechend. Denn der wahre Stil besteht wohl nur in dem schlichten Stil, in dem aufrichtigen und ungetheilten Ausdruck des Fühlens und Denkens des Schriftstellers, wie er es gefühlt und gedacht hat.

Goldschmidt besaß von Anfang an diese Fertigkeit. Er ist kein Mann, der in jahrelangem Vertiefen eine Grundsumme gesammelt und aufgespart hat. Er hat früh begonnen auszugeben, hat oft sein geistiges Vermögen zugesetzt und hat dann auf's Neue begonnen zu sehen, zu reisen, zu leben, unterwegs Vorrat zu sammeln, bis neue Ernte neue Erzeugnisse ausschied. Wenn man ihn von Ferne beobachtet, sieht man zuerst eine Feder, eine ungeheure Gänsefeder, und dahinter entdeckt man einen Menschen, der, da er bedeutend kleiner als die Feder ist, ganz davon bedeckt wird.

Um den guten Stilisten zu schildern, muß man zuerst Goldschmidt beschreiben. Seine Sprache ist zuvörderst echte Prosa, deren Mittelpunkt mit dem Mittelpunkt unserer Prosa zusammenfällt. Selbst eine Genie wie S. Kierkegaard steht im Wohlklang seiner Prosa weniger zentral als er. Die Eigenart der guten Prosa liegt nämlich darin, daß sie, obgleich aus lauter Rhythmen zusammengesetzt, die zu Versen werden könnten, jene alle Augenblicke hemmt, gegeneinanderstellt, und dadurch einen ruhigen, stets beherrschten Fortschritt erzeugt. Die Prosa bildet den Trab der Sprache, der Vers den Galopp. Jeder Reiter weiß, daß der Galopp sich zwar schöner ausnimmt als der Trab, daß der feste Trab jedoch schwieriger einzuhalten ist, weil das Pferd geneigt ist, Galopp zu laufen und es thäte, wenn es nicht gezwungen davon abgehalten würde. In Kierkegaards ästhetischen Schriften ist der Stil jedoch fast stets rhythmisch bewegt, er steht auf der Grenze zwischen Prosa und Vers. Mitten im Lauf schlägt er in Galopp über, mitten im Lauf beginnt er zu fliegen. Unruhig, parenthetisch, gewaltsam in seinen Sprüngen vom Pathos zur Ironie, zuweilen wunderlich, oft manieriert, bewegt er sich in

solch heftigem Beben und Schwingen, daß, sobald die Stimmung seinen Strom steigen läßt, alle Ufer des prosaartigen Rythmus übertreten. Bei Heiberg lag der Mittelpunkt des Prosareiches noch in Rom, Kierkegaard verlegt ihn mit seinem gekünstelten Stil nach Byzanz. Aber Goldschmidt bleibt gesichert durch seinen Takt, wie durch seine Begrenzung, auf dem klassischen Boden. Und während Heiberg, der den Vers beherrschte, seine flotte, witzige Prosa nicht zur Kunstprosa ausbildete und in seinen Abhandlungen fast stets die Nerven und Sehnen des Gedankens verspüren läßt, trägt Goldschmidts Stil Farbe, milde Säfte, sogar Blut, wenn auch nicht sehr warmes.

Als guter Prosaiker ist Goldschmidt im Ausdruck gemäßigt, er vermeidet Antithesen und Deklamation, er häuft nie Effekte. Sein Aufschwingen ist häufig, jedoch vorbereitet, seine Darstellung steigt einfach und natürlich zur Lyrik und Schwärmerei durch zahlreiche, jedoch nicht abstechende Gleichnisse. Seine natürliche stilistische Anlage schützte ihn vor verführerischer Effektation (selbst wenn sein Empfinden halb gekünstelt ist, bezeigt es der Ausdruck selten) und veranlaßte, einzelne Fälle ausgenommen, wo ihn in seiner Jugend die Sentimentalität auf Abwege führte, sein frühzeitiges Verschmähen loser Bilder und Blumen. Alles kam ihm als Stilist zu statten, seine mangelnde philosophische Begabung und Bildung schützte ihn vor dem Gebrauch von Kunstausdrücken und Fremdwörtern. Deshalb schreibt er einfach, ohne starke Farben, ohne blendende, ausmalende Anschauung, besitzt jedoch die Gabe, einen Inbegriff von Mittelgefühlen hervorzurufen, wie Wehmut, Sehnsucht, gewinnende Lebensfreude, die Fähigkeit, einen Inbegriff von Mittelstimmungen auszudrücken: Scherz, Spott, neckischen Witz und Ironie, die Gewandheit, behend und leicht den Uebergang vom Ernst zum Spott, von der Freude zum Schmerz zu finden. Hierin liegt etwas echt dänisches.

Derjenige, dem das Große versagt ist, besitzt noch die Fähigkeit, das Kleinere fein zu bemeistern. Goldschmidts frühester anspruchsloser Stil („Der Zimmerplatz meines Onkels“ u. s. w.) gewann allmählich stets mehr Feinheit und wuchs, je mehr die künstlerische Fähigkeit zunahm, von feiner zu verfeinerter, von anspruchsloser zu anspruchsvoller Schilderung

des Seltsamen, des Interessanten. — Schiller hat das berühmte Epigramm geschrieben:

> Jeden andern Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
> Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

Der Kern dieses Stils zeigt auf's Bestimmteste, was Schillers Kraftspruch gerade als Kern des Stils bezeichnet: Die Fähigkeit, durch Verschweigen anzudeuten und durch Andeuten auszusprechen. Indem nun diese Fähigkeit schon in der frühen Jugend des Verfassers, als er den „Corsar" gründete, auf den Druck der Zensur stieß, wurde sie von außen gepflegt und genährt, allen Treibhausbedingungen unterworfen, daß sie allmählich seinem ganzen Geist und allen seinen übrigen Anlagen den Stempel verlieh. Sie machte ihn witzig, denn Humor besitzt Goldschmidt nicht: aber es ist ein Witz vorhanden, der etwas Ungesagtes durch das Ausgesprochene schimmern läßt. Sie machte ihn geheimnisvoll und tief, denn Tiefe hat Goldschmidt nicht; aber es giebt einen Tiefsinn, der darin besteht, einen Hintergrund oder Abgrund ahnen zu lassen. Sie machte ihn schließlich geistreich, selbst wenn das, was er zu sagen hatte, ziemlich banal war, denn was wir auf dänisch zum Unterschied vom Geistvollen geistreich nennen, liegt gerade in der Kunst, einen banalen Einfall so darzustellen, daß er sich außerordentlich ausnimmt.

Mit der Zeit mißbrauchte Goldschmidt diese Fähigkeit, es wurde ihm zur Gewohnheit, hier und dort ein geheimnisvolles Zeichen, ein bedeutungsvolles Kreuz zu setzen. Man glaubt: Hier liegt der Hund begraben: aber beginnt man zu graben, so findet man nichts. Ein Beispiel bietet die Geschichte von Mephistopheles und den Photographien. Während die ältere Schriftstellerschule unserer Litteratur z. B. Hauch oder Oehlenschläger, ehrlich arbeitet, so weit ihre Kräfte reichen, sodaß das Schwache oder Mischungen in ihnen ganz einfach darin seine Ursache hat, daß sie es nicht besser machen können, verhält es sich bei diesem Schriftsteller wie auch bei seinem jüngeren Zeitgenossen Björnson ganz anders. Bei ihnen tritt der springende Punkt immer auf, wo die Fähigkeiten versagen, sie haben dann gerade das Höchste erreicht, das Dunkle erscheint als das Bedeutungsvolle. Aber der Mißbrauch hebt nicht den Gebrauch auf, und derjenige ist in Wahrheit ein

Meister des Stils, worauf Schillers Worte so passen, wie auf Goldschmidt. Es wäre ein leichtes, zahlreiche Beispiele seiner Meisterschaft wiederzugeben. Ich will hier beispielsweise nur einige Arbeiten nennen, wie die Einleitung zu „Liebesgeschichten aus vielen Ländern" oder die kleine Beschreibung der Illumination der Peterskirche, oder den „Bergzauber No. 1", der in seiner Art eines der feinsten Meisterstücke ist, mit einer Goldfeder geschrieben.

Als Stilist ist Goldschmidt ein Ausnutzer. Wenn seine Feder nach Tinte dürstet, nach Stoff hungert, dann verwertet er alles, Tageseindrücke und welthistorische Ideen, Politik und Aesthetik, revolutionäre und romantische, radikale und reaktionäre Anschauungen, Erlebnis und Dichtung, Erlebtes und Empfundenes, Beobachtung und Erinnerung. Er verschmäht nichts, wenn die Feder Beschäftigung und Motive verlangt. Er besitzt wenig freie Phantasie, aber viel umbildende Einbildungskraft; er beobachtet und beschreibt, sieht und stellt wieder dar, jedoch mit so großem physiologischen Feingefühl und mit so viel Leben, daß selbst die einfachste Erscheinung, in der Auffassung seines gefärbten Schleiers, des Verweilens lohnt. Am glücklichsten war er in der Schilderung der kleinen Eigenheiten, die er durch sein eigenes Leben Gelegenheit fand, aus nächster Nähe zu gewahren, besonders die Eigenthümlichkeit der Kleinwelt und des jüdischen Wesens. Er ist in solchem Grade von der Beobachtung abhängig, daß er als Erzähler zuweilen unzusammenhängend wird. Die Menge seiner Erzählungen besteht aus mosaikartig zusammengesetzten Beobachtungen (z. B. Echo) und selbst in den besten findet man jeden Augenblick lose Sinnesbeobachtungen eingeschoben. So ist in den „Wankelmütigen auf Grauheide" die Schilderung des Eindrucks, den Karens entblößter Hals auf Marie macht, ein loser, unzugehöriger Einfall, ein der Wirklichkeit abgeschriebener Eindruck, und so zerfällt, um etwas größeres zu nehmen, der Roman „Heimatlos" schließlich vollständig. Es ist deshalb Goldschmidt unmöglich, ein Werk in langem Atemzug zu schreiben; um eine große Komposition zu beseelen, fehlt ihm der mächtige dichterische Hauch in Kopf und Brust. Je kleiner seine Erzählung, um so glücklicher gestaltet er sie, und selbst in den kleineren verrät sich nicht selten der Benutzer

kleiner, eingesetzter Märchen oder Legenden, wenn sie auch immer so klug und sinnreich angewandt sind, daß sie selbst, ohne Goldschmidts Erfindung zu sein, sein wohl erworbenes Eigentum werden. In den großen Büchern ist der Aufbau am schwächsten; wenn beim beginnenden Mannesalter den Helden eine Leere befällt, greift der Verfasser zu seinem unfehlbaren Hausmittel, er schickt ihn ins Ausland (Ein Jude, Heimatlos, Der Erbe). Reisen, Reiseerlebnisse, Reisegespräche bieten vorzügliche Füllsel. Der mit diesem Füllsel ausstaffierte Held kehrt dann in sein Land zurück, um zu sterben. Er ist, wie die Komtesse in „Heimatlos" zu Otto sagt, nur Kind und Greis, das Zwischenliegende fehlt. Aber die Ursache dieses Mangels darf bei dem Schriftsteller nicht in der Geschicklichkeit, sondern in der Natur gesucht werden.

Betrachten wir nun den Menschen abseits der Feder. Wir erblickten das Feine, Geheimnisvolle im Vortrage. Dieses Geheimnisvolle ist eine Stilbestimmung. Aber es ist zugleich ein Charakterzug. „Ein paar Kindheitsjahre", sagt Goldschmidt, „in der jüdischen Religion unter strenger Beobachtung der Zeremonien verbracht und in dem steten Gedanken an eine ferne aufmerksame Gottheit üben eine Wirkung auf das ganze Leben aus. — Die Seele erhält einen Druck, der sie verhindert sich jemals frei emporzuschwingen und eine gewisse Furcht vor dem Unbekannten abzuschütteln". Diese Stelle ist beim Abdrucke verändert worden, ist in ihrer ursprünglichen Form jedoch bezeichnend.

Ich finde es nicht schön, wenn Schriftsteller jüdischer Abkunft, wie z. B. Hertz, in ihrem Schriftstellerleben alles thun, um ihre Abstammung vergessen zu lassen, sie fast wie einen Schandfleck verbergen, vor allem nie einen jüdischen Stoff wählen. Wer weiß, ob Hertz dadurch seiner Lyra nicht eine Oktave entzogen hat; ein Gedicht aus seiner frühesten Jugend „Die Versuchung" läßt erkennen, daß er eine mögliche urkräftige Leidenschaft besaß, die später aus seiner Poesie verschwunden ist. Aber andererseits kann ich es auch nicht ansprechend finden, daß ein Schriftsteller immerwährend darauf zurückkommt, daß er ein Jude ist, teils wenn er schlicht berichtet, teils wenn er als Dichter in jeder Weise Juden schildert, aller Art, junge und alte, en face und im profil,

mit Dialekt und ohne Dialekt, und gerade so stark mit dieser Eigenheit kokettirt, wie andere sie erwähnt zu hören fürchten. Goldschmidt sollte, wie ich es einmal einen geistreichen Juden ausdrücken hörte, „nicht stets seine Großmutter mit scharfer Sauce servieren". Ich habe natürlich nicht die Absicht, die Beschuldigung gegen ihn zu richten, daß er als nicht getauft die Sache des Judentums hätte ruhen lassen sollen. Denn ich weiß nicht, mit welch größerem Recht man vom Dichter verlangen will, daß er den Glauben seiner Vorfahren Jakob oder David haben soll, als man von einem Nordländer verlangen wird, daß er Harold Hildentands oder Regner Lodbrogs Glauben haben soll. Goldschmidt kränkt kein Pietätsgefühl, aber besitzt es selbst; er schildert das jüdische Wesen stets mit der innigsten Teilnahme. Soviel ist jedoch sicher und unbestritten, daß Goldschmidt hier ein Gebiet betrat, worauf er vor allem zu Hause war, und es ist voll berechtigt, daß er es pflegte, selbst wenn er daraus etwas zu viel Wesen machte, und in seiner Schwäche für das Geheimnisvolle das moderne Judentum mehr abgeschlossen geschildert hat als notwendig war; er machte sich und das Judentum interessant durch seine Erzählungen. Er hat einen berechtigten Stolz in seine jüdische Abkunft gesetzt, und hat als jüdischer Däne einen besonderen Platz in unserer Litteratur erstrebt. Er hat, trotz seines weltbürgerlichen Hangs, stets zwei Nationalitäten höher als alles andere geliebt: die jüdische und die dänische. Er hat sich selbst als eine Art von edelgeborenem Bastard angesehen, sowie er in der Fabel die Fledermaus wechselweise zu den Mäusen sagen läßt: „Ich bin Maus" und zu den Vögeln: „Ich habe Flügel". Er hat sich bestrebt, seinen Beitrag zur Beantwortung der Frage zu liefern, was die Aufgabe des Juden in der modernen Kultur ist.

Die jüdische Begabung ist künstlerisch in der Musik hervorgetreten (Mendelssohn, Meyerbeer, Halévy, Rubinstein, — Offenbach), auf diesem Gebiete vorzugsweise in Frankreich, und in der Litteratur (Mendelssohn, Heine, Börne, Auerbach, Lassalle, Disraeli, Zangwill), auf diesem Gebiete zumeist in Deutschland und England. Der jüdische Geist scheint leicht in den französischen überzugehen: nie werden z. B. auf dem französischem Theater Juden lächerlich gemacht, nie kommt bei

Molière ein Jude vor, während die Juden im nordischen Lustspiel stehende Typen bilden. Die Jüdinnen, die wie die Rachel und Sarah Bernhardt auf der französischen Bühne aufgetreten, und die Juden, die wie Léon Gozlan, Catulle Mendès und andere in der französischen Literatur auftreten, sind deshalb auch ganz in den allgemein französischen Geist aufgegangen. In Deutschland haben sie sich ein kräftigeres Gepräge bewahrt; die einzigen witzigen Schriftsteller in der deutschen Litteratur sind, wenn man Lichtenberg, der Halbengländer war, ausnimmt, insgesammt Juden.

Ein gewisser Vorzug scheint dem jüdisch geborenen Schriftsteller förderlich zu sein: Wie sehr auch eine romanische oder nordisch-germanische Persönlichkeit daran arbeitet, sich von nationalen Einflüssen zu befreien, die sich in ihr und in ihrer Umgebung geltend machen, so wird sie, ohne ihre Natur zu verleugnen, doch schwerlich dahin gelangen, die Begrenzung ihres Stammes zu überschreiten. Aber der jüdische Geist ist schon von Geburt an frei. Die romanische und antiromanische Kultur, die Formenschönheit und der Inhaltswert, Katholicismus und Protestantismus, klassische und romantische Zivilisation, alles liegt ihm gleich nahe und gleich fern. Er ist Spinozas Sohn. Deshalb steht er von Geburt an jeder europäischen Beschränkung feindlich gegenüber, ist frei geboren sowohl als wissenschaftlicher Betrachter, wie als dichterischer Wiederdarsteller.

Dieses Verhältnis hat Goldschmidt zu einem Auserwählten gemacht. Schon sein Stil verrät es. Er ist ein Kraftauszug, aus sieben Kraftauszügen zusammengesetzt. Mit deutlichen Spuren der Erzählungsart der Sage vereint er starke Goethesche Einwirkung, er hat alttestamentarische Ausdrücke für das Leidenschaftliche, jüdische Wendungen in seinem Witz und seiner Wehmut, Heldenliedtöne in seiner Sehnsucht und seiner Romantik. Bald schmückt sich der Dichter mit dem Ehrwürdigen und dem Feierlichen in der Religion seiner Vorfahren, bald schlägt er nordische, ja Björnson'sche Saiten an, bald schildert er einen jütländischen Bauernknecht ebenso sachlich, wie er einen Türken vorführen würde, aber stets schmiegt sich sein Stil zu dem sanften Wellengange an, der unsern vater-

ländischen Erdboden, unsere Suade und unsere Sprache aus-zeichnet.

Seiner jüdischen Abstammung dankt Goldschmidt di meisten Vorzüge, seine ursprünglich jüdische Gläubigkeit bilde vielleicht die erste Ursache seiner Schwäche. Als Dichter be hielt er stets, was er als fortschreitender Geist verließ. De religiöse Mysticismus, der in der Kindheit seinem Gemüt di Richtung verlieh, er wurde förmlich in Kraft einer chemische Verwandschaft zur modernen deutsch-romantischen Mystik hin gezogen, woran Goldschmidt, so verständig und bewußt er auc sonst ist, kraft einer Parteinahme, sich ein für alle Mal an schloß. Dieser Mysticismus verursacht auch, daß das Außer gewöhnliche, das Poetische, das Große in ihm, nie die feste Formen der Vernunft nach Goethe'schem Muster annahm oder die festen Shakespeare'schen Charakterformen, sonder stets im Unklaren stecken blieb, beim Unerklärlichen und o sinnlos Bedeutungsvollen, oder es fällt, um sein eigenes Stich wort zu gebrauchen, mit dem Ideal junger Studenten un ältlicher Damen zusammen. Für ihn ist die Wahrheit nich das vernünftig Wahre. Er erreicht nie die lichten Gegende des Geistes, sondern bleibt in Kindlichkeit und Glauben nac dem Unbekannten stecken in Sehnsucht und Verlangen un „saugendem Entbehren“, in unentwickeltem Sinn für das Große Bei all seiner Klugheit kann er sich in seiner Dichtung nich von der Naiverät befreien, die ihm seine Entwicklung sei langem geraubt hat, denn er besitzt das Poetische nicht i anderer Form. Daher kommt es, daß seine Kinderfiguren fas in allen seinen Erzählungen vorzüglich sind, aber dahe kommt es auch, daß das Treuherzige, das Unwillkürliche, da er selbs so stark bewußt ist, oft absichtlich gewählt und gewollt erscheint, un der poetische Glaube das Gepräge von etwas in sich Unhaltbare trägt, woran die nervös angestrengte Natur sich ungesun und ohne Vernunft geklammert hat. Hieraus das Unwahre be Goldschmidt.

Wenn Jakob in seinem „Juden“ an der Spitze seine Eskadron entehrt wird, weil die weißen Burnusse der Beduine eine so überwältigende Kindheitserinnerung vom Aussehen de Juden am großen Versöhnungstage in der Synagoge hervor rufen, daß sie ihm den Angriff unmöglich machen, ist di

Stärke und Wirkung dieses Kindheitseindruckes hier in solchem Grade übertrieben, daß man das Buch mit dem Unwillen fortlegt, den man gegen Koketterie und Affektation empfindet. Wenn im „Kolerabriefe“ der junge Mann, allein von seinem geheimnisvollen Glauben geleitet, daß dort in jenem Haus sich das ihm verheißene Weib befinden muß, auf das Zimmer losstürzt und die Füllung aus der Thüre schlägt, dann ist dieses kindliche Vertrauen zu einer Art von Nervenkrampf geworden, und wenn der Autor zu unserer Zeit in dem „Raben“ einen dänischen Seemann in der Welt herumfahren läßt, um einen Raben zu finden und zu fangen, der, wie ihm angegeben wurde, einen Glückstein im Munde trägt, so erinnert diese weitgetriebene Unschuld lebhaft an jene berühmte Replik von Voltelen Marcus Braut: „Denke, ich bin so naiv, daß ich glaube, der Storch bringt die kleinen Kinder!“ Anspruchslos und halb scherzhaft dargestellt wirkt Goldschmidt's poetischer Glaube als Glaube an den lenkenden Zufall ansprechend („Die fliegende Post“, die Liebesgeschichte „Henrik und Rosalie“), aber zuweilen wird der Zufall tiefsinnig und romanartig in schlechtem Sinne, z. B. wo Otto in „Heimatlos“ auf seiner Wanderung mit Camilla plötzlich Pauline in einem Kloster in der Schweiz trifft.

Wie also für Goldschmidt das Erstrebte im Allgemeinen nicht das klar Geistige, sondern das angestrengt Kindliche ist, so bildet auch seelisch der Charakter für ihn nicht das höchste, sondern das ideale Streben, das auf jeder Seite seiner Romane vorkommt, zweimal auf jeder Seite in „Heimatlos“. Bis zu einem gewissen Grade entspricht Charakter geistiger Beschränktheit. Goldschmidt ist zu vielseitig, um Geistesbeschränktheit zu mögen, selbst in Gestalt von Charakter. Es steht auch nicht in seiner Macht, eine männliche Persönlichkeit zu schildern. Den besten Beweis dafür bietet der unheimliche Eindruck, den man während des Lesens bei den Anfällen von Gewaltthätigkeiten erhält, die er seine Helden bisweilen ausführen läßt, um auch diese Seite der Mannesnatur einzuschließen.

Ein Beispiel bietet vor Allem die lächerliche Stelle in „Heimatlos“, wo Otto Schiödt auffordert, „nach der Stadt

zu reiten, alle Feinde niederzuschießen und sterbend zu fallen . ."

Ein anderes Beispiel bietet der Ausgang der portugiesischen Liebesgeschichte, wo der eifersüchtige Ehemann nur mit einem Blick auf die Büste seiner Frau den pflichtschuldig dienstthuenden südländischen Dolch aus seinem Gurt zieht und ihn dem Künstler ins Herz stößt. Ein drittes Beispiel bietet Jakobs Ausruf in seinem Juden: „Ich habe einen Augenblick daran gedacht, auf die Straße hinauszueilen, mit einem Messer in jeder Hand, und niederzustoßen, so lange ich mich rühren könnte."

Daß Goldschmidt in seinen Bildungsromanen zuweilen seine Helden zu Offizieren macht, beweist nur, daß er den Drang empfindet, ihnen einen recht männlichen Beruf zu verleihen, während jede Stufe ihrer Entwicklungsgeschichte ihre Schwäche und Zerfallenheit beweist. Ermangeln Goldschmidts Hauptpersonen also der Kraft und des Charakters, so verleiht er ihnen als Ersatz Glauben, Begeisterung, unbeschreibliche Sehnsucht oder reiche äußere Lebenseindrücke und unbegrenzten Ehrgeiz. Sie sind nie Naturen, sie denken nie orginell, sie handeln nie mit Instinkt. Aber jeden Augenblick vergleichen sie sich selbst mit einem selbst entworfenen, großen und formlosen Schattenbild, mit dem eigenen Ideal. Ihre Kräfte sind nur allzu begrenzt, aber ihr Ersehnen und ihr Selbstgefühl ist gleich unendlich, sie erinnern zuweilen an die Helden in „Liebe ohne Strümpfe", die wohl klein handeln können, es aber unterlassen, große Worte zu gebrauchen.

Das Ideal ist nämlich ein gutes und willfähriges Ideal, das sich gerne übertreten läßt, um das Vergnügen zu haben, vollständigen Ablaß zu gewähren; selbst große Dinge verlieren ihre Bedeutung für denjenigen, der sich mit dem Ideal verhüllt, er nimmt es nicht so genau, mit einigen gebrochenen Verpflichtungen oder mit einigen verlassenen Fragen.

Aber andererseits erhalten kleine Dinge eine unbegrenzte Bedeutung, wenn sie um des Ideals willen gemacht werden; so erschien Otto am Schlusse von „Heimatlos" sich selbst ungeheuer wichtig durch seine zeitweilige freiwillige Enthaltsam-

keit, Zigarren zu rauchen, denn er thut es um des Ideals willen, und Pastor Bregning, den er einweiht, wird von Bewunderung und Anerkennung so gerührt, daß er nicht weiß, was er thun soll, um Otto seinen Respekt zu bezeigen. Selbst in der lustigen Posse „In der andern Welt“ schickt der armselige alte Etatsrat Frau Södring nach Jütland „um der Idee willen“ und fühlt sich dadurch gehoben.

Man darf nicht erwarten, bei einem Stilisten eine Lebensanschauung zu finden. Goldschmidt besitzt keine. Aber es ist auch ein Aberglaube, den unter andern Kierkegaard verbreitet hat, daß die Lebensanschauung in moralischem Sinne zuvörderst den Dichter und Künstler gestalten müsse. Viele Bücher sind nichts weiter, als Lebensfragmente und nichtsdestoweniger Kunstwerke.

Man freut sich bei Goldschmidt über das vorhandene, über alles, was er in seinen Werken niedergelegt hat: ein ganzes kleines Magazin vorzüglich gemachter, scharfer und feiner, meisterlich erzählter Beobachtungen, eine ganze Skala starker, einnehmender, bewegender, herrlich wiedergegebener Stimmungen.

Welche Vereinigung der Beobachtung und Stimmung findet man in der malerischen Stelle im „Raben“, wo die junge Gattin im März 1848, während sie mit ihrem Manne geht, die Rekruten am Wall trifft! Hier fühlt man, welches feine, empfängliche, in allen Stimmungen abwechselnd erzitternde Instrument Goldschmidt in seiner Seele trägt. Er hat sich in unserer Litteratur ein Gebiet erobert, in dem er Meister ist.

Als Politiker hat Goldschmidt durch seine Kenntniß der mittelalterlichen Unterdrückung, die er von Geburt an als Mitglied einer Pariakaste erfahren hatte, mit dem gerechten Zorn seiner Rasse gegen die Knechtschaft die Partei der Freiheit ergriffen, und dank dem freien Gesichtskreise seiner besonderen Stellung war er zugleich weniger dem Irrtume ausgesetzt, die Freiheit mit der Partei zu verwechseln.

Als Politiker, als Herausgeber eines Blattes, und als Dichter hat er kraft der Freiheit von jeder Leibeigenschaft, die sein Stammerbe bildete, allseitige Sym-

pathieen hegen können, widersprechende Stimmungen empfinden und mit Sympathie und Stimmung confrontieren, vieles verstehen und sich aneignen können, was Anderen durch ihre unfreiwillige oder freiwillige Beschränktheit versagt wurde. Diese durch seine Abstammung begründete Unabhängigkeit in Bezug auf Gegenstand und Stoff — eine Quelle großer Stärke und großer Schwäche — wird durch seine stilistische Kraft verdoppelt.

Gegenüber einer Natur und einem Wirken, wie Goldschmidts, gebraucht ein unwilliger Betrachter das Wort „entwurzelt"; aber das Wort paßt nicht. Will man diesen Schriftsteller mit einem Baume vergleichen, so gleicht er nicht einem entwurzelten Baume, sondern einem umgepflanzten und gepropften, dessen Zweige sich stark in die Breite ausweiten, dessen Stamm hoch empor wächst und dessen liebliche Früchte einen feinen und gemischten Geschmack haben.

Ein altes Symbol in neuer Beleuchtung.

Von

Max Grunwald.

Die Frage: Giebt es ein Symbol des Judenthums? wird den meisten müßig erscheinen, indem sie auf den bekannten Davidsschild hinweisen, welchen man allenthalben an Gebäuden und Geräthen des jüdischen Gottesdienstes antrifft. Doch dieses Zeichen so ohne weiteres als vollwerthiges Symbol des Judenthums gelten zu lassen, hindern uns gewichtige Bedenken. Zunächst ist das Hexa- oder Diagramm (✡) weder ausschließlich in jüdischen Kreisen in Gebrauch, noch ist es von jeher und allein als jüdisches Symbol bekannt. Vor allem aber ist auf den ersten Blick weder eine geschichtliche Erinnerung noch ein leitender Gedanke in dem Glaubensgehalt des Judenthums aus diesem Zeichen zu lesen, und ein Symbol darf keine Räthsel aufgeben, sondern es muß, was die Volksseele bewegt, klar und unzweideutig zum Ausdruck bringen.

Das Hexagramm ist also zunächst nicht ausschließlich jüdischer Provenienz. Wir finden es in arabischen Schriften, am frühesten, und zwar neben dem Pentagramm (⛤), in einem arabischen Amulet aus dem 9. Jahrh. post im Papyrus Erzherzog Rainer (Nr. 948), ferner vermuthlich in griechischen Zauberformeln aus der byzantinischen Zeit, ja früher noch bei Alexander von Tralles und den Ophiten,

einer gnostischen Sekte. In Zauberschriften des christlichen Mittelalters kehrt es unzählige Male wieder. Der deutsche Volksglaube kennt es neben dem ⛤ als „Drudenfuß", was beiläufig einen findigen Kopf auf die Kombination: dawid (in magen dawid „Dawidsschild") durch Weglassung des r aus drud gebracht hat. In der Alchimie bezeichnet ✡, vereinfacht als Stern (*), den Stein der Weisen,*) als das Steinmetzzeichen (✡:) haben es die Freimaurer in ihr Wappen aufgenommen, und König Johannes von Abessinien machte es 1874 zum „Orden vom Siegel Salomonis."

Selbst als architektonische Zierath ist das ✡ kein spezifisch jüdisches Zeichen. Der spätromanische Baustil verwendet es mit Vorliebe als Fassadenrosette, und seit dem frühen Mittelalter findet es sich an den Giebeln von Backsteinbauten, so heute noch an den Domen zu Brandenburg und zu Stendal, an der Marktkirche zu Hannover, in Lüneburg u. s. w. Sein Gebrauch als Aushängeschild an Wirthshäusern soll darauf zurückzuführen sein, daß die Pythagoräer auf ihren Bettelreisen jedes Haus, in welchem sie gastliche Aufnahme gefunden, dem Nachfolger durch das ✡ bezeichnet haben.

Somit begegnet uns dieses Zeichen seit dem frühen Mittelalter an den verschiedensten Orten und in den mannigfachsten Beziehungen *außerhalb des Judenthums*.

* * *

Daß das ✡ nicht von jeher als jüdisches Symbol in Gebrauch war, bezeugen die älteren literarischen und Kunstdenkmäler des Judenthums. Ob die Darstellung des „heiligen Geistes" in der *Taube* Matth. 3, 16 einer Anschauung des hebräischen Alterthums entspringt, und ob wir in der Taube am Tempel der Samaritaner, die ja sonst freilich durch Beibehaltung der alten hebräischen Schrift, der alten Altarform

---

*) Außer dem ✡ gilt auch der Pelikan als Zeichen für den Stein der Weisen. Dem Wasser, welches das Feuer erzeugt (s. unten), gleicht der Pelikan, welcher, wie im *Siegel der Amsterdamer Gemeinde*, seine Brut mit seinem eigenen Blute speist. Den Siegeln der beiden alten Gemeinden Prag und Amsterdam scheint somit die gleiche symbolische Bedeutung zu Grunde zu liegen.

(El-Harakah auf dem Berge Garizim) nota bene auch des Nasenschmuckes (Nezem), sowie durch ihren Antheil an dem letzten Entscheidungskampfe ihre Zugehörigkeit zu Alt-Israel lebhaft bekunden, ob wir ferner in dem Buche Jona, als einer Allegorisirung der Geschicke Israels, und in der mit auffallender Sorgfalt durchgeführten Vergleichung Israels mit der Taube in den Commentaren zum Hohenliede (1, 15) Spuren einer solchen Anschauung zu erblicken haben, ist mehr als zweifelhaft. Nicht sowohl die Taube, als vielmehr ihr *Friedensgruß* nach der Sintfluth, das *Oelblatt*, hat und behält bis auf den heutigen Tag unzweideutig symbolischen Sinn — zunächst in dem Bilde der *Menora*.

* * *

Die *Menora*, der mit Oel gespeiste heilige Leuchter, ist in Wahrheit das älteste Symbol des Judenthums der Diaspora. Ja, sie erscheint in ausgesprochen symbolischer Bedeutung schon weit früher. Auf einer am Grund der Tempelmauer gefundenen Vase mit phönikischen (!) Götterbildern und Emblemen erkennt man deutlich, als spätere, die Vase gleichsam ihres heidnischen Charakters entkleidende jüdische Aufprägung, ringsherum eine Kette aus ungestielten, mit dem untersten der drei Arme einander zugekehrten Menoras (), welche im Gegensatz zu der Schilderung des Leuchters bei Sacharia, mit dem durch den Leuchterschaft vertretenen siebenten Arm sich mehr der im Exodus anschließen. Dieselbe Form zeigen die Menoras auf der Fassade des Felsengrabes zu Tibneh. Die Menora auf dem Architrav der Synagoge zu Nebratein entspricht der Gestalt des zuerst von Juda Makkabi aus im Tempel vorgefundenen Lanzen neuhergestellten Leuchters, wie er auf dem Titusbogen zu sehen ist. Dieser Leuchter war mit den übrigen Tempelgeräthen, welche Titus erbeutet hatte, nach Rom gekommen. Er wurde nach Josephus im Tempel der Pax (!) aufgestellt, gerieth aber später nach einander in den Besitz Alarichs, der Vandalen und Belisars, der ihn nach Konstantinopel brachte. Wie die Sage geht, hat ihn Justinian, von den Juden an das Bei-

spiel des babylonischen Tempelschänders gemahnt, nach Jerusalem zurückgeschickt.

Dieser Leuchter begegnet uns nun, außer an den erwähnten Stellen, auf einem Basrelief aus dem alten Gadara, auf den Ruinen in Baschan, als eine Erinnerung an die herodianische Ansiedelung, in Nâwâ, wo er, wie jedesmal in Palästina, den Beweis für eine vormalige jüdische Bevölkerung liefert, in dem Mosaik der 1883 entdeckten Synagoge zu Hammâm-Lif (oder = el Enf) sowie in den Holzsynagogen Polens aus neuerer Zeit. Wir finden ihn ferner auf Inschriften in Rom, Brescia, Sizilien, Gallien, Griechenland, Kleinasien, Aegypten, besonders in den Katakomben Roms, Venosas u. s. w., auf Grabsteinen in Narbonne (i. J. 689), in der Krim, in der Nachmanidessage und im modernen Rom, auf Lampen, wie solche nach Joma 3, 10, Jer. Meg. 3, 2 als Votivstücke beliebt waren und in Rom, Jerusalem und Nordafrika gefunden worden, auf geschnittenen Steinen, Amuletten, in Handschriften, z. B., wie wir hören, auch auf Handschriften des Josephus in der Vaticana, auf Münzen, mitunter, vielleicht mit Rücksicht auf das Verbot, die heiligen Geräthe nachzubilden, fünfarmig, auf Kultgeräthen (in französischen Synagogen 9 armig, einfach darum, weil hie und da die Sefaradim den „Schammasch" in eine Reihe mit den Chanukkalichten stellen) und vor allem eben in der Gestalt*) des freilich 8 armigen weitverbreiteten Chanukkaleuchters bis auf die neueste Zeit.

Hierbei ist, im Gegensatz zum ✡, nachdrücklich zu betonen, daß die Menora überall ausschließlich jüdisches Symbol ist, und daß sie einen Grundgedanken des Judenthums deutlich und unverkennbar zum Ausdruck bringt.

Welches ist dieser Gedanke?

Auf dem Postament des Leuchterreliefs auf dem Titusbogen sehen wir Seeungeheuer dargestellt, wie sie der Bibel als die ungethümen Erreger der Meerestiefen geläufig sind, und die sieben Flammen des Leuchters gelten seit den

---

*) Wie auf dem Wiener Grenzstein von 1656 ✡ sich neben dem Kreuz findet, so die Menora neben dem Adler des borghesischen Wappens an einer Fontaine, die Paul V. 1614 errichten ließ.

ältesten Zeiten (Josephus, Philo) selbst in jüdischen Kreisen als die Vertreter der sieben Planeten, aus denen das himmlische Feuer heilsam herniederleuchtet.*) Die mit Oel gespeiste Menora, welche übrigens durch die biblische Auffassung als Baum lebhaft an die verschiedenen Mythologien eigene Vorstellung von einem Weltenbaum sowie an die Bezeichnung „Arbores“ für die siebenarmigen Kirchenleuchter und den „Baum“ der Kabbalisten lebhaft erinnert, bedürfte nicht erst der so häufig darunter angebrachten Inschrift Schalom „Friede“, um als sichtbare Vermittlung zwischen Wasser und Feuer, den konträrsten Gegensätzen, als Zeichen des welterhaltenden und -tragenden Friedens erkannt zu werden.

Nichts anderes, werden wir sehen, hat auch der Dawidsschild zu bedeuten.

* * *

Die äußere Verbindung zwischen diesen beiden wichtigsten Emblemen des Judenthums ist eine recht lockere. Die Siebenzahl (7×7), nach welcher der heilige Leuchter gegliedert war, legte die Beziehung auf den 67. Psalm nahe, welcher, abgesehen vom fünften, sieben Verse, außer der Ueberschrift 49 (7×7) Worte enthält und als „Leuchterpsalm“ in der Omerzeit (7×7 Wochen), an manchen Orten täglich, gesagt wird. Dieser Psalm, heißt es, sei auf dem Schilde Dawids eingegraben gewesen. Wir finden ihn noch heute neben dem ✡ auf Kultgeräthen, in Gebetbüchern, in Amuletten und vor allem auf dem bekannten und einst so beliebten Lesezeichen.

Das Hexagramm (✡) selbst begegnet uns unter dem Namen „Dawidsschild“ nur in jüdischen Kreisen, und zwar verhältnißmäßig sehr spät. Codex Hamburg. 296 aus dem Jahre 1564 hat fol. 6 ein ✡ mit der Inschrift: magen dawid; dies dürfte einer der ältesten sicheren Belege sein. In neuerer Zeit gilt es allgemein als das jüdische Symbol katexochen. Wir finden es auf der bekannten Fahne in der Altneuschul zu Prag, auf dem Thurm des dortigen jüdischen

*) Vergl. Offenbar. Johannes 1, 11: 7 Sterne und 7 heilige Leuchter.

Rathhauses, auf den Siegeln der Gemeinden Prag, Kremsier, Niamtz (Rumänien), der Wiener Leopoldstadt und ferner auf Grabsteinen in Prag, Ofen u. s. w., auf Matsoth, auf Kultgeräthen, vor allem unzählige Male auf, an und in Synagogen.

Die Gestalt des ✡ war freilich den Juden schon weit früher, nur unter anderem Namen bekannt. Nach P. O. Wolf war bereits der Tempel Salomos nach dem System des ✡ gebaut. Daß in dem, wie, nach Steinschneider, bisher bekannt, ältesten Beleg für das ✡ in der jüdischen Literatur, im Eschkol ha-kofer des Karäers (!) Jehuda hadassi (12. Jahrh.) dieses Zeichen vom Glossator im Sinne des Verfassers als „Dawidsschild" bezeichnet worden, ist zu bezweifeln. Ebenso wenig ist die Benennung der, übrigens auch chronologisch nicht bestimmbaren ✡ ✡ im Sefer Raziel gewiß. Jedenfalls sagt Abraham Abulafia in seinem „Jmre schefer" (13. Jahrh. Ende) ausdrücklich, daß der hebräische Vocal Segol (∵) in seinen drei Punkten die Winkel des gleichseitigen Dreiecks ▽ bezeichne, welches das halbe Siegel Salomos, also nicht Schild Dawids! bildet.

Welche Bewandniß hat es mit diesem Siegel Salomos? Diese der arabischen wie christlichen Welt bis auf den heutigen Tag geläufige Bezeichnung begegnet uns zuerst in dem von Dietrich herausgegebenen Leydener jüdischen Zauberpapyrus (aus vorchristlicher Zeit). In der talmudischen Aschmedaisage (Gittin 68b), deren Motiv in 1001 Nacht, in den Virgilsagen des Mittelalters, in der Geschichte neuester Erfindung „Der Dalles in der Butterbüchs" u. s. w. wiederkehrt, ist von Salomos Kette mit dem heiligen Namen und seinem Ring (Siegelring) die Rede. 1354 schreibt Karl IV. den Prager Juden eine rothe Fahne mit dem Dawidsschild und Salomos Siegel vor. Auch Isak Lampronti (18. Jahrh.) stellt in seinem Compendium einen „Kescher" Salomos und den Dawidsschild zusammen.

Die letzten beiden Stellen zeigen, daß man doch unter dem Siegel Salomos hier und da etwas anderes als den ✡ verstanden hat. Es liegt nichts näher, als an das Pentagramm ⛤ zu denken, welches sich deutlich auf dem Fries der uralten Synagoge zu Tell Hum findet und auf

dem Banner gesehen wurde, mit welchem die Juden 1476 dem König Matthias Corvinus und seiner Gemahlin entgegenzogen*). Wir finden beide Zeichen neben einander in dem erwähnten arabischen Amulet im Papyrus Rainer; noch im 18. Jahrh. weiß ein arabischer Schriftsteller nach Steinschneider: (bei Hammer, Ltrgesch. d. Araber V, 1075) nicht anzugeben, auf welches von beiden Zeichen die Benennung „Siegel Salomos“ zutrifft, sie werden in Deutschland unter dem Namen „Drudenfuß“ zusammengefaßt. Erst Keppler bleibt es vorbehalten, zwischen beiden Zeichen klar zu unterscheiden; ⛤ ist ein mathematisches Gebilde, ✡ ist es nicht.

* * *

Doch ist, offenbar im Gegensatz zum Siegel Salomos, in älteren arabischen Quellen und ebenso bei Mai (Catal. mss. Uffenbach. p. 375) auch von einem sechseckigen Schild Salomos die Rede. Hier schimmert eine Unterscheidung des ✡ und ⛤ als Schild und Siegel Salomos durch, und damit ist zugleich eine Brücke zu dem Verständniß der Bezeichnung „Dawidsschild“ geschlagen.

Die Juden hatten in ihrer Literatur wohl (in der Aschmedajsage) ein Siegel Salomos**), doch keinen Salomos-Schild. Hingegen kannten sie, was dem kriegerischen auch besser, als dem weisen Könige anstand, einen Schild Dawids, und zwar in den Segenssprüchen hinter der Prophetenlektion (Haftara) nach der üblichen Lesart (vergl. Midrasch tehillim zu Psalm 18, 36: „Du gabst mir den Schild Deines Heils“ und Pesachim 117 b).***) Mitgewirkt hat wohl das schon in der jüdischen Agada sich deutlich kundgebende Streben, statt Salomos, den der Islam in den

*) Vergl. das Bild von Izso Köveß in Budapest. — Die Makkabäerdukaten mit dem ✡ sind nicht jüdischen Ursprungs.

**) Als Curiosum sei erwähnt, daß man u. a. das ✡ nicht dem Könige Salomo, sondern einem von Paracelsus und anderen genannten Salomo Judaeus vindiziren wollte.

***) Magen Dawid ist auch als Büchertitel beliebt. — Die Chebra Kadischa in Johannisburg nennt sich „Gesellschaft zum rothen Mogen Dowid!“

Vordergrund drängt, der Person Dawids zu ihrem Rechte zu verhelfen, vielleicht auch eine Vorstellung, deren Spur wir in Aboth VI, 3 wittern könnten, wo von „zwei Dingen“ (den beiden im ✡ vereinigten magischen Dreiecken!) gehandelt wird, die Dawid von Achithofel, dem jüdischen Mephisto, gelernt hat.

Wir sehen also, daß der ✡ weder ausschließlich jüdisch ist, noch allein und von jeher als jüdisches Symbol in Gebrauch war. Nach dem Gesagten geht man wohl, zumal wenn man an die ältesten Belege für seine jüdische Provenienz, an den Karäer Jehuda hadassi und an den mit arabischer Literatur vertrauten Abraham Abulafia denkt, nicht fehl, wenn man seine Herkunft aus dem Arabischen herleitet.

Damit ist jedoch durchaus nicht gesagt, daß die dem ✡ zu Grunde liegende Vorstellung denselben Ursprung haben muß. Hier sind wir daran, „das Buch mit 7 Siegeln“ zu erschließen.

Mit 6 Siegeln ist, nach dem hebräischen mystischen „Buch der Schöpfung“, welches jedenfalls in den ersten Jahrhunderten der üblichen Zeitrechnung in Babylonien, der Heimath auch anderer noch heute erhaltener Denkmäler jüdischer Mystik*) entstanden ist, das große Geheimniß**) der Schöpfung in Höhe, Tiefe, Osten, Westen, Süden und Norden — man erinnert sich hierbei der Richtungen der Tenufa, (der Bewegung der Gott geweihten Person oder Sache), und des Lulabhschwingens — besiegelt mit dem Palast des Heiligthums (Hekhal-ha-kodesch) in der Mitte.***) Mit Letzterem sind es also im Ganzen sieben Siegel. Legt dieser Gedanke schon das Bild des ✡ nahe, so wird diese Vorstellung vollends begründet durch die dem „Buche der Schöpfung“ aus der babylonischen Kosmogonie zufließende Lehre, daß das Wasser das Feuer aus sich erzeugt hat, und daß sie beide vereint eine Grundlage des Weltsystems bilden. Diese Vorstellung wirkt noch bis in das späteste Judenthum und bis in unseren

*) So der aramäischen Zauberschaalen in London, Berlin u. s. w.

**) Raza rabba umgekehrt gelesen: abbar azar = Abrasax?

***) Vergl. den „Palast der Mitte“ der Chinesen. — ✻ = ✡ ist also gewissermaßen die jüdische Windrose.

Gottesdienst (an Simchat Thora) nach in der Lehre, daß die Engel, die *Friedensboten*, aus Wasser und Feuer gebildet sind.

Nun hat die in der babylonischen wurzelnde indische Götterlehre für Wischnu und Indra (Wasser und Feuer) die Zeichen ▽ und △*), dieselben, welche die Alchimie für diese beiden Elemente kennt. Das Zeichen ✡ für den Stein der Weisen weist also auf die friedliche Vereinigung beider in dem letzteren hin, wie nach der diesem Gedanken zu Grunde liegenden alten jüdischen Vorstellung in schamajim (Himmel) sich esch (Feuer) und majim (Wasser) verbinden. Wir erkennen hier denselben Grundgedanken wieder, welcher in der *Menora* zum Ausdruck kommt: die *Idee des welterhaltenden Friedens*, das eine Mal (in der siebenarmigen Menora) plastisch, das andere (im Dawidsschild, den *sieben* Siegeln) graphisch dargestellt. Die eine Form (die Menora, auch der „Leuchterpsalm") hat ihre Heimath im heiligen Lande, die andere (der ✡) in Babylonien.

* * *

Mit dieser Lösung erschließt sich noch manches andere Räthsel, zunächst das alte *Metatron*geheimniß.

Der ✡ erscheint auf Amuletten neben anderen Figuren, welche die Engel, deren Namen sie tragen, darstellen sollen. Der ✡ trägt in der Mitte entweder das Tetragramm oder den Gottesnamen Schaddaj, stellt also offenbar einen Engel dar, dessen Name mit dem Namen Gottes zusammenfällt. In der That wird Sanhedrin 38 b von dem Engel Metatron gesagt, sein Name gleiche dem seines Herrn: der Zahlenwerth der Buchstaben in dem Worte Metatron ergiebt nämlich dieselbe Summe (314) wie der der Buchstaben Sch(a)d(da)j.

Andererseits stimmt Metatron mit Makom „Ort", bekanntlich auch eine Bezeichnung Gottes, sachlich überein. Metatron ist, nach Krauß, das byzantinische Metatorion „Palast". Das ist der „Palast des Heiligthums" in der Mitte des ✡, von dem es im „Buche der Schöpfung" heißt:

*) Die nach oben züngelnde Flamme!

„Er (Gott) ist der „Ort“ der Welt, aber die Welt = Metatron, Palast des Heiligthums, ist nicht sein „Ort“, d. h. vermag ihn nicht völlig zu fassen“. Wir haben hier das Weltbild, den Makrokosmus, vor uns.*) Und wenn der Zohar, das Standardbook der Kabbalisten, worin übrigens Metatron mit Matrona-Schekhina = Erscheinung Gottes identificirt wird, zu Genesis I, 26: „Gott schuf den Menschen in seinem Ebenbilde“ bemerkt „nach dem Bilde des Metatron“, so mochte ihm dabei die Idee des Mikrokosmos vorschweben.**)

*   *
*

Hieran schließt sich eine weitere Vermuthung. Metatron füllt also nicht den ganzen ✡ aus, er ist, wie Jehuda Hadassi sagt, nur der „kleine Gottesname“. Sollten wir demnach nicht in dem ganzen ✡ den großen Gottesnamen sehen dürfen? Wie bekannt, unterscheidet man einen 4-, 12-, 42-, 72-buchstabigen, letzteren als den „großen“ Gottesnamen. Diese Unterscheidung wird verständlich durch Addirung der Zahlenwerthe der Buchstaben im Gottesnamen, nach der Aufstellung des alten Kircher:

יייי	=	40
ההה	=	15
וו	=	12
ה	=	5
	=	72

oder wenn man mit Blau das Tetragramm dreimal in derselben Linie und mit Weglassung je eines Buchstaben immer wieder darunter schreibt, also folgende Figur erhält:

---

*) Auch die Menora läßt die Deutung als Weltbild zu. Die 3 Arme mit dem Schaft in der Mitte sind (Aboth I, 18) Recht, Wahrheit und Frieden, auf denen die Axe der sittlichen Welt ruht.

**) An den Androgynosmythus erinnert Otte's Erklärung des ✡ als: Bild der Durchdringung des männlichen und weiblichen Prinzips. (Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie 479.)

```
. . . .   . . . .   . . . .  = 3×4 = 12
. . . .   . . . .   . . .    =        11
. . . .   . . . .   . .      =        10
. . . .   . . . .   .        =         9
                                      ——
                                      42
. . . .   . . . .            =         8
. . . .   . . .              =         7
. . . .   . .                =         6
. . . .   .                  =         5
. . . .                      =         4
                                      ——
                                      72.
```

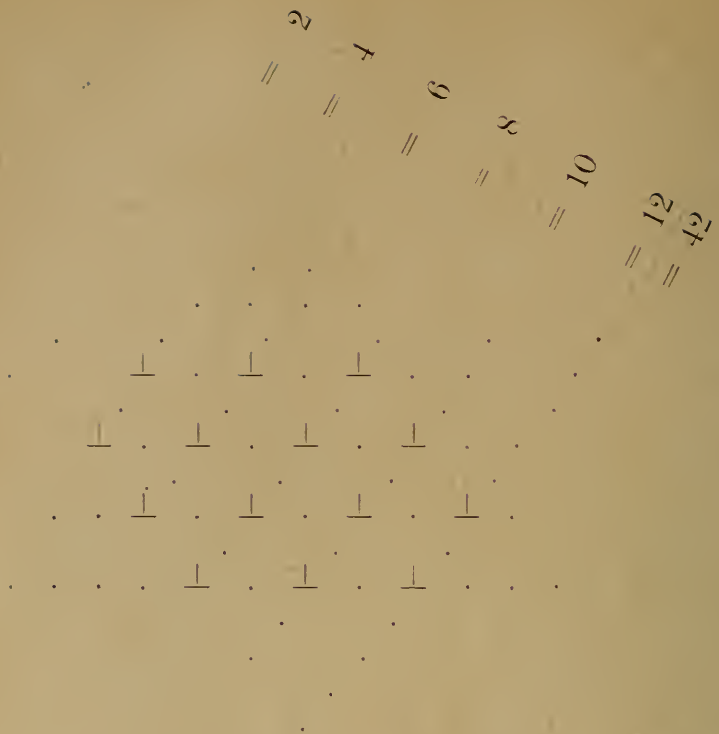
Nun fehlt uns ein jüdisches Symbol, welches dieser Form des „großen Gottesnamens“ entspräche. Wenn man hingegen nach dem auch in jüdischen Kreisen bekannten Schema „Abracadabra“*) durch Wiederholung des 4-buchstabigen Gottesnamens das Dreieck

```
. . . . . . . . . . . .  = 12
  . . . . . . . . . .    = 10
    . . . . . . . .      =  8
      . . . . . .        =  6
        . . . .          =  4
          . .            =  2
                           ——
                           42
```

bildet und ein zweites derselben Art so hineinschiebt, daß in des letzteren Basis der 4. Buchstabe von oben mit dem 5. in der Basis des ersteren von rechts, der 3. in der zweiten Reihe des ersteren mit dem 6. in der Basis des zweiten sich decken, so fallen im Ganzen 14 Buchstaben zusammen, und wir erhalten das Ergebniß:

---

*) S. Mittheil. d. Gesellsch. f. jüd. Volkskunde VII, Inhaltsverzeichniß.



= 2
= 4
= 6—3
= 8—4
= 10—4
= 12—3
= 42–14
= 28.

Wir haben hier nicht 72, sondern nur 70 Buchstaben, entsprechend den 70 Namen des Metatron in Cod. Hamburg. 248 und sonst (70 Theile zählt Josephus Ant. 3, 6. 7 an der Menora!) und der alten Erklärung von Exodus 17, 16, daß, so lange Amaleks Andenken lebendig, der Gottesname nicht vollständig sei.

* * *

Noch ein oft behandeltes Problem sei hier erwähnt, die Frage nach der Erklärung des Wortes Abraxas, nach welchem auch eine Anzahl jüdischer Gemmen benannt ist. Wir finden dieses Wort im Sefer Raziel (ed. Lemberg 1805 p. 6b oben), als Abrax bei Rubin, Geschichte des Aberglaubens 80 u. s. w. Es scheint nichts anderes, als die Zusammensetzung von abh (Vater) und ruach (Geist) zu sein, wobei, wie auch sonst üblich, aus dem ch ein x geworden ist.

Der Geist (ruach) gilt bei Sanchûnjatôn (Cosmologia et theologia Phoenicum) und sonst (Dietrich, Abraxas 59) als Emanation Gottes. Nun wurde das Pentalpha (oder Trialpha)  in christlichen Kreisen als Symbol der Dreieinigkeit: Vater, Sohn, Geist, betrachtet. Vielleicht sollte das Diagramm (✡) im Gegensatz hierzu die Weglassung des Sohnes betonen. Der Gedanke der Emanation (des „Geistes“ aus dem „Vater“) entspräche dem Grundgedanken des ✡, der Entstehung des Feuers aus dem Wasser und der friedlichen Vereinigung beider.*)

Mögen nun auch die letzten Aufstellungen mehr oder minder hypothetischer Natur sein, sie erfüllen ihre Aufgabe, wenn sie die Diskussion über diese wichtigen Fragen der jüdischen Alterthumskunde wieder in Fluß bringen. Als gesichertes Ergebniß darf jedenfalls wohl die eine Erkenntniß gelten: das Zeichen ✡ hat seinen letzten Grund in der Kosmogonie der Babylonier und ist unmittelbar durch Vermittlung der Araber in das Judenthum eingedrungen, dem daran nichts weiter als der Name „Schild Davids“ (statt „Schild Salomos“ bei den Arabern) eignet. Der übermächtige Einfluß Babylons und der Mystik, besonders später der Kabbala, hat an die Stelle des alten Symbols, der Menora, den „Davids-Schild“ gesetzt. Doch wohnt beiden der nämliche Grundgedanke inne: die Idee der Versöhnung der wiederstreitendsten Elemente, des Wassers und des Feuers, die Idee des Friedens.**)

---

*) In Fleckeisen's Jahrbüchern Suppl. XIX p. 768 steht vor Abraxas das Wort *σεμεσιλαμ*, worin wohl das hebr. sim schalom „gieb Frieden“ (! zu erkennen ist. — Beachtung verdient auch die Erklärung Stern's im Ben-Chananja I, S. 37, Abraxas sei einfach die umgekehrte Lesung von ין עִזְקָא רבא, d. h. „dies der große Siegelring“.

**) Mit Rücksicht auf den Charakter dieser Darstellung mußte auf genauere Quellenangabe verzichtet werden. Nachträglich wurden mir die Zusammenstellung im „Jüd. Litter.-Blatt“ 1900 Nr. 2 und „Magyar-Zsido Szemle“ Okt. 1900 bekannt.

Beim Patriarchen.

Erzählung

von

Theodor Weiß.

Der Geheime Kommerzienrath Josua Benas erhob sich von seinem Arbeitstisch. Ein zufriedenes Lächeln lag auf seinem breiten, behäbigen Gesicht. Nachdenklich blickte er vor sich hin und streichelte bedächtig den kurzgeschorenen, bereits ergrauten Bart, der sein Antlitz umrahmte.

„Sehr gut," schmunzelte er, „ausgezeichnet. Elkisch hat die Sache propper dargestellt, à la bonheur! Wir werden 14 pCt. Dividende geben; wenn wir uns ein bissel anstrengen, vielleicht $14^1/_2$ pCt. — dazu genügende Abschreibungen, fein, pikfein . . . . wie stehn wir da? Keine Kleinigkeit! Die Herren werden sich wundern. Gott, eigentlich sind sie's gewöhnt. Josua Benas ist niemals hinter den Erwartungen zurückgeblieben, die man an ihn gestellt hat. . . ." Er drückte auf die elektrische Klingel.

„Bitten Sie Herrn Elkisch, heraufzukommen, wenn er aus dem Comptoir geht," bedeutete er dem Diener, der geräuschlos eingetreten war, dann blickte er auf eine Stutzuhr, die auf dem Schreibtisch stand, einen Merkur aus helltönter französischer Bronze von Barbedienne darstellend.

„Schon 5 Uhr! Elkisch soll um 5½ Uhr bei mir sein.“

Der Diener verneigte sich. Als er im Begriff war, das Zimmer zu verlassen, rief er ihm noch nach:

„Ist der Herr Referendar zu Hause?“

„Nein, Herr Geheimrath.“

„Und meine Tochter?“

„Das gnädige Fräulein ist mit Mademoiselle Tallien in die Klavierstunde zu Professor Jedlitzka gefahren“. . .

„Hm! So! Schon gut! Also bestellen Sie Herrn Elkisch meinen Auftrag, Franz!“

In diesem Augenblick trat eine vornehm aussehende ältere Dame in das Zimmer.

„Störe ich, Jo?“

Er machte dem Diener eine entlassende Geberde.

„Nein, liebe Fanny. Wenn Dir mit einer halben Stunde gedient ist, dann erwarte ich Elkisch. Also um 5½ Uhr, Franz!“

Dieser entfernte sich ebenso geräuschlos, wie er gekommen war, und der Geheime Kommerzienrath Josua Benas und seine Frau waren allein.

Ihr Blick glitt mit hausfräulicher Sorgfalt durch den Raum. Der große Reichthum, in dem sie lebten, hatte die traditionellen Gewohnheiten ihrer in's Einzelne gehenden Wirthschaftlichkeit nicht beeinträchtigt. Von ihrer Mutter hatte sie es gelernt, das Haus mit liebevoller Fürsorge zu behüten, den wachsenden Wohlstand zu pflegen und ein scharfes Auge, eine sorgsame Hand für all' die schönen und werthvollen Gegenstände zu haben, mit denen Kunst- und Erwerbssinn ihr Heim schmückten. Die zahlreiche Dienerschaft war gut geschult und tüchtig, dennoch ließ Frau Fanny es sich nicht nehmen, das Hauswesen persönlich zu leiten und auf Allem ihre wachsamen Blicke ruhen zu lassen.

Ihre Erscheinung aber verrieth nichts von diesen Gepflogenheiten. Sie war 49 Jahr alt. Ihr dunkles, nur von einigen grauen Fäden durchzogenes Haar trug sie wohlfrisirt über einer etwas hohen Stirn, der breite Mund mit den gut erhaltenen Zähnen und das volle Doppelkinn gaben dem Antlitz einen Zug von Energie, der aber durch gütig und klug blickende Augen gemildert wurde. Die Nase war

leicht gebogen, genug, um dem Gesicht das unverkennbare Rassenmerkmal ihres Volkes aufzudrücken. Aber das vermochte das Gepräge der Vornehmheit nicht zu beeinträchtigen, durch die Frau Geheimrath Benas sich auszeichnete.

Ihr rascher Blick hatte mit Befriedigung wahrgenommen, daß Alles in bester Ordnung sei in dem mit großem Luxus ausgestatteten Arbeitszimmer ihres Gatten. Kein Stäubchen lag auf den kostbaren Broncen, die auf dem Schreibtisch, dem Kaminsims und auf Konsolen und Etagèren in absichtsvoller Zwanglosigkeit umherstanden. Nicht aufdringlich und doch vielsagend erzählten sie, daß der Geheimrath ein Kunstmäcen war und daß er die Werke hervorragender Meister in rechter Auswahl um sich zu sammeln verstand.

Die herrlichen Gobelins über dem Sofa, alt flandrische Arbeit, sahen auf die mit den Meisterwerken aller Litteraturen reich bestandenen Bücherschränke herab und auf die verschiedenen Gegenstände, die ein guter Geschmack hier zusammengetragen hatte. Mit einer gewissen Zärtlichkeit aber haftete der Hausfrau Blick auf einigen alterthümlichen Silbergeräthschaften, die sich wunderlich unzeitgemäß in diesem stilvoll eingerichteten Zimmer ausnahmen. Erbstücke aus ihrem Elternhause in Rogasen, wo ihr Vater, Samuel Friedheim, Reb Salme Friedheim genannt, eine angesehene Stellung eingenommen hatte. Den Kiduschbecher dort, die Psomimbüchse, die Menora und die große silberne Sederschüssel hatte ihr seliger Vater benutzt und vor den silbernen Leuchtern hatte ihre verstorbene Mutter die Lichter „gebenscht". Der Vater, ein fleißiger, aber nicht sonderlich mit Glücksgütern gesegneter Wollhändler, war ein Talmudgelehrter gewesen, würdig, die Urenkelin des berühmten Rabbi Meïr Friedländer zu heiraten, dessen Schüler er selbst einst gewesen.

Die Würde dieser Abstammung trug Frau Fanny Benas unbewußt stets zur Schau, und sie fand es ganz selbstverständlich, daß ihr Leben sich in den Sphären vollzog, die den modernen Juden Bedeutung und Stellung geben, in den Kreisen der haute finance. Der Schwiegersohn von Reb Salme Friedheim, der Mann der Urenkelin von Rabbi Meïr Friedländer, konnte nichts anderes sein als ein Geheimer Kommerzienrath, wenn er nicht etwa selbst

die Talmudgelehrsamkeit fortgesetzt hätte. Aber zwischen einem jüdischen Gelehrten oder einem Rabbiner von heutzutage und einem Geheimen Kommerzienrath war der letztere schon vorzuziehen, und mit einem Stolze, der ihr wohl anstand und den Gatten nicht verletzte, fühlte sie sich in dem großen Adel ihrer Familie, ohne die Vorzüge zu verkennen, welche das Vermögen ihres Mannes ihr gewährte.

Auch er war wie sie aus der Provinz Posen gebürtig, und das Ansehen ihres Vaters, der in der ganzen Provinz bekannt war, hatte die Aufmerksamkeit von Isidor Benas in Lissa, dem Vater ihres Gatten, zuerst auf sie gelenkt. Wenn auch ihre Mitgift kleiner war, wie Benas senior sie für seinen Sohn glaubte beanspruchen zu dürfen, fiel doch der Adel der Familie so in's Gewicht, daß Josua um Fanny werben durfte und sie zur Lebensgefährtin gewann.

Kurz nach seiner Vermählung starb sein Vater. Josua verlegte das Bank- und Getreidegeschäft, dessen Mitinhaber er war, nach Berlin, und hier nahm dieses einen solchen Aufschwung, daß Josua Benas bald zu den Firmen der damals in ihrer gewaltigen Entwicklung emporwachsenden Reichshauptstadt gehörte, die bei allen finanziellen und industriellen Unternehmungen in erster Reihe standen. Bei der Begründung einer großen Bank betheiligt, im Aufsichtsrath der hervorragendsten industriellen Etablissements, wurde er schon Ende der siebziger Jahre zum Kommerzienrath ernannt und einige Jahre später als Anerkennung besonderer bei einer Waffenlieferung dem Staate geleisteter Dienste zum Geheimen. Man munkelte damals auch von einer größeren Ordensauszeichnung, doch das Gerücht fand keine Verwirklichung, und die geheime Hoffnung, die Frau Fanny vielleicht gehegt, hatte sie aufgegeben, als der seit jener Zeit immer mächtiger anwachsende Antisemitismus die den Israeliten zu Theil werdenden Ehrungen mehr und mehr beschränkte und über die geheime Kommerzienrathswürde nicht hinauswachsen ließ.

„Den Verdiensten seine Krone", hatte mit zweideutiger Beziehung vor einigen Jahren ein bekannter Professor in ihrem Salon gesagt, als von der Ernennung eines durch nichts als durch Reichthum bekannten Bankiers zum Ge-

heimen Kommerzienrath die Rede war. — Das war ihr im Ohre haften geblieben. Man hatte seitdem gelernt, sich zu bescheiden, sich zurückzuziehen und mit dem in besseren Zeitläuften Errungenen zufrieden zu sein. Josua Benas vergrößerte sein Vermögen von Tag zu Tag, erhöhte den Glanz und die künstlerische Schönheit des Hauses, und seine Frau wachte über dem Gedeihen dieses Hauses, gab ihren Kindern eine bis in die feinsten Einzelheiten durchdachte Erziehung und nährte im geheimen den Adelsstolz in ihrer Seele. Je mehr man sich von denen isolirt fühlte, zu denen man der ganzen Lebenshaltung nach gehörte, den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft, desto mehr verinnerlichte sich in ihr das Bewußtsein ihrer edlen Abstammung. Und was in den Jahren des großen sozialen Aufschwunges ihr nur noch als Tradition heilig gewesen war, gewann etwas Intimes, Persönliches seit den Zeiten des Druckes und der gesellschaftlichen, freiwillig-unfreiwilligen Isolirung.

Sie sprach nicht viel darüber, aber ihr gekränkter Stolz empfand es um so tiefer und nachdrücklicher.

Heute aber waren diese Fragen lebhafter noch als gewöhnlich vor sie hingetreten. Sie hatte vorhin einen Brief empfangen, der sie veranlaßte, ihren Gatten zu ungewohnter Stunde aufzusuchen.

Als sie bei ihm eintrat, lag eine nervöse Spannung in ihren Zügen und, hastig sich an ihn wendend, sagte sie: „Ich muß Dich sprechen, Josua, eine Sache von großer Wichtigkeit. . . .“

„Gott, was hat's denn gegeben, Fanny? Das ist doch sonst nicht Deine Art, um diese Zeit . . . und so erregt . . . es ist doch nichts Unangenehmes passirt? . . . Hast Du einen Brief von Deiner Schwester . . . oder . . .“

Während dieser auf sie einstürmenden Fragen war sie an den Tisch getreten und hatte sich in einem dort stehenden Fauteuil niedergelassen.

„Ich bitte Dich, Benas, frage nicht so viel auf einmal. Ich bin ja hergekommen, um es Dir zu erzählen, und ob es angenehm oder unangenehm ist, was dieser Brief enthält, weiß ich vorläufig selbst noch nicht. Er ist auch nicht von meiner Schwester, sondern von ganz anderer Seite. . . .“

„Na, von wem? Du machst mich neugierig, wie soll ich wissen, von wem . . .“

„Ich werde es Dir sogleich sagen, aber bitte setze Dich ruhig neben mich, weil wir wegen der Antwort uns berathen müssen.“

Sein Auge suchte die Uhr.

„Um halb sechs habe ich Elkisch bestellt.“

„Elkisch kann warten.“

„Wieso kann Elkisch warten? Ich habe wegen der morgigen Aufsichtsrathssitzung der Magdeburgischen Maschinenbaugesellschaft . . .“

„Lieber Benas,“ fiel sie ihm ins Wort“, „es giebt noch wichtigere Dinge als Magdeburger Maschinenbau . . .“

„Das sagst Du so mir nichts, Dir nichts, liebe Fanny . . . ich verstehe gar nicht, wie eine sonst so kluge Frau so was sagen kann. Die Magdeburger sind nicht wichtig! Kleinigkeit! Wenn morgen die Bilanz herauskommt und die Dividende bekannt wird, steigen sie um mindestens fünfzehn . . . und das nennst Du nicht wichtig. Ich muß noch wegen Verkaufen und Kaufen meine Ordres geben, denn zum Schluß der Börse werden sie natürlich etwas weichen, aber übermorgen, dann . . . ich sag' Dir, Fannychen, eine feine Sache . . .“

„Das ist ja Alles sehr gut und erfreulich. Das Geld ist leider die einzige Macht, die wir heutzutage haben, aber manchmal kommt auch was anderes dazwischen, zum Beispiel dieser Brief.“

„Also, was ist's damit? . . . Elkisch kann jeden Augenblick kommen.“

Sie entfaltete das Schreiben, während er das elektrische Licht in einer mit grünem Seidenschirm geschützten Arbeitslampe aufflammen ließ.

Ein milder, weicher Schein erhellte den Raum.

„Der Regierungsrath Dr. Victor Weilen ersucht um die Erlaubniß, heute Abend um 9 Uhr seine Aufwartung machen zu dürfen. Er bitte um Entschuldigung, daß er eine so späte Stunde gewählt, aber seine Berufsgeschäfte nähmen ihn so lange in Anspruch, und da er in einer Familienangelegenheit mich zu sprechen wünsche, so hoffe er empfangen zu werden . . .“

„In einer Familienangelegenheit? Der? Was will er von der Familie? Mit einem Mal? Plötzlich? Wirklich komisch! Eine Familienangelegenheit . . .“

„Er bittet, der Kürze der Zeit wegen, eine Antwort ihm telephonisch ins Auswärtige Amt zu übermitteln, wo er bis 8 Uhr sein wird.“

„Gott, wie nobel! Ins Auswärtige Amt! Kommt man auf die Weise dazu, auch mal dahin zu telephoniren,“ spöttelte er.

„Was soll man ihm sagen, Josua? Daß wir zu Hause sind?“

„Nu natürlich, wenn Du ihn empfangen willst. Ich begreife nur gar nicht Deine Aufregung, Fannischerl. Du hast schon mal einen Regierungsrath aufgenommen in Deinem Salon. Sogar einen Oberregierungsrath . . . Herr von Breitbach hat unsern Moët früher immer sehr gut gefunden . . .“

„Früher, Benas!“

Er runzelte die Stirn. „Na, das ist nu mal einstweilen nicht zu ändern, liebes Kind.“

In diesem Augenblick wurde der Prokurist Elkisch gemeldet.

„Auch wenn die Magdeburger noch so hoch steigen . . .“ sagte sie ironisch.

„Braucht Dich aber nicht zu hindern, den Herrn Regierungsrath aufzunehmen . . . wir werden uns immer noch zeigen können . . . was sagen Sie, Elkisch?“ rief er dem Eintretenden zu.

„Ich weiß nicht, was der Herr Geheimrath meinen.“

„Nu, was soll ich anderes meinen wie unsere Bilanz.“

„Mit der wird sich das Haus Josua Benas wirklich zeigen können . . .“ antwortete der alte Prokurist stolz.

„Na, siehst Du, liebes Kind,“ wendete er sich an seine Frau. „Im Uebrigen thu, was Du willst. Ich verlasse mich ganz auf Dich. Du findest immer das rechte.“

Sie hatte sich erhoben.

„Ich will Dich nicht länger stören.“

„Ich möcht' allerdings bis zum Diner gern fertig sein. Viel Zeit ist nicht.“

„Ich werde also durch Franz telephoniren lassen, daß wir zu Hause sind und ihn erwarten.“ Sie stand in der Thür.

„Ja, gut, thue das . . .“ antwortete er, bereits mit den Papieren beschäftigt, die der Prokurist vor ihm ausgebreitet hatte.

„Adieu, Benas, adieu, Herr Elkisch.“

„Adieu, mein Kind,“ rief er der Abgehenden nach.

„Nur zu unterschreiben, Herr Geheimrath . . . hier . . . 14½% Dividende . . .“

„Also doch, Elkisch? Das freut mich wirklich.“

„Ja und hier (240,000 Mark) in den Reservefond, dann für Abschreibungen (516,000).“

„Sehr fein . . . pikfein . . .“ Er schob seinen Zwicker auf die Nase und setzte seine Unterschrift unter die verschiedenen ihm vorgelegten Schriftstücke . . .

„Und wen denken Sie wird man dies Jahr in den Aufsichtsrath wählen?“

„Ich dachte Glücksmann und Ettinger . . .“

„Die Zeit der Breitbache und Knesebecke ist vorüber . . . also meinetwegen, Elkisch, auf mich können beide rechnen.“

„Der Herr v. Breitbach war seit Jahr und Tag nicht mehr hier . . .“ bemerkte Elkisch mit lauernden Mienen.

„Nun! Dafür will uns heute der Herr Regierungsrath Weilen besuchen . . . ein Vetter meiner Frau.“

„Der?“ Ein glühender Haß lohte plötzlich in den Augen des alten Prokuristen auf.

„Er ist getauft, Herr Geheimrath. Ein Enkel von Rabbi Elieser . . . der erste in der Familie . . .“

„Das steht noch durchaus nicht fest,“ brummte der Kommerzienrath unhörbar vor sich hin.

„Um Carriere zu machen, ein Enkel von Rabbi Elieser . . .“ Eine grenzenlose Verachtung war in der Stimme des Mannes, der seit langen Jahren der Vertraute des Geheimraths war. Er hatte ihn aus seinem Elternhause mit hierher genommen.

„Wie kommt die Katz' übers Wasser, Elkisch? Als Jud' kann er keine Carriere machen, und wenn er direkt vom König David abstammt.“

„Muß man denn Cariere machen?“

„Man will und man muß . . . warum soll man nicht wollen?“

„Was fehlt dem Herrn Geheimrath?“ Haben Sie etwa keine Carriere gemacht? Wenn man 14½% Dividende giebt, so ist das etwa keine Carriere? Und wenn man so eine Villa in der Thiergartenstraße hat, ist keine Carriere? Und wenn der Herr Referendar bei den Dragonern in der Garde dient, ist keine Carriere? Und die Fräulein Rita lernt nicht bei Jedlitzka auf'm Clavier spielen und bei Erich Schmidt Literatur . . . gestern hat sie's mir erst erzählt . . . Das ist keine Carriere? Ich bitt' Sie, Herr Kommerzienrath, ich sag' Ihnen das is Carriere genug. Wer kauft Menzel'n ein Bild ab und Begassen eine Büste . . . wer? Krupp und Josua Benas aus Lissa . . . Das nenn' ich Carriere.“ Immer tiefer redete er sich in seinen fanatischen Eifer hinein, wobei er in einen mauschelnden Ton verfiel, den er sonst fast ganz abgelegt hatte.

„Es kann nicht jeder Commerzienrath werden, lieber Elkisch. Das Geldverdienen ist ja unbestreitbar eine sehr schöne Sache . . . aber es giebt auch Idealisten, die versuchen's auf andere Weise, emporzukommen . . .“

„Idealisten! Schöne Idealisten, die ihren Glauben verkaufen, wie Herr Weilen. Das ganze Herzogthum Posen war empört! . . . Ein Enkel von Rabbi Eliezer . . . Und was will er hier in diesem Haus? Die Frau Geheimräthin wird ihm hoffentlich zeigen, wie sie über diese Menschen denkt! Mich wundert überhaupt bei ihrer Gesinnung, daß sie ihn aufnimmt.“

„Er kommt in Familienangelegenheiten.“ —

„In Familienangelegenheiten?“ höhnte der Alte. „Chuzpe! Vielleicht will er Sie anpumpen, das sind gewöhnlich die Angelegenheiten, in denen die Leut' sich der Familie erinnern . . .“

„Na, Elkisch, Sie sind ja heute wieder in großartiger Stimmung.“

„Meine Stimmung wird immer verdorben, wenn ich an so was denke, Herr Geheimrath. Uebrigens, wirklich, was geht's mich an? . . . Wenn ich den Sechus hätte, aus

Rabbi Meïr Friedländers Familie zu stammen . . . ich ließ keinen Solchen über meine Schwelle."

„Beruhigen Sie sich, Elkisch."

„Warum soll ich mich beruhigen? Ich bin gar nicht beunruhigt. Was geht das mich an? Meinetwegen, der Herr Geheimrath muß wissen, was er thut, und die Hauptsach' bleibt, daß wir morgen $14^{1}/_{2}\%$ geben."

„Ja, Elkisch, das bleibt wirklich die Hauptsach."

* * *

Um 9 Uhr präcise überreichte der Diener die Karte des Herrn Regierungsrath Dr. Victor Weilen.

Die Familie war in dem kleinen runden Salon, in dem man sich allabendlich zu versammeln pflegte, wenn man im engen Kreis daheim war. Der Geheimrath lehnte in einem amerikanischen Schaukelstuhl, neben sich in einem beweglichen Leseschränkchen die Abendblätter, genau in den Fächern geordnet. Er rauchte eine Henry Clay und studirte emsig den Courszettel der National-Zeitung. Frau Fanny saß am Theetisch, der mit seinem silbernen Service, der kostbar gestickten, seidenen Tischdecke und den in wundervollen alt Meißener Schalen aufgeschichteten Bäckereien und Früchten einen sehr reizenden Anblick gewährte. Der ganze Raum war erfüllt von intimem Behagen und machte trotz der Kostbarkeit seiner Ausstattung einen sehr wohligen Eindruck. Ueberall blühten aus kunstvollen Vasen frische Blumen empor und schmückten in verschiedenen phantastischen Arrangements das Zimmer. Zarte, poetische Orchideen, Crysanthenen in leuchtenden Farben, die grellen chinesischen Lilien in ihrer originellen Form und die feurigen rothen Beeren an stachlichtem Strauchwerk. Zwischen diesen Modeblumen, die liebliche Zier von Veilchen, Maiglöckchen, Rosen und Flieder unter ragenden Blattpflanzen. Diese Blumenpracht lenkte fast die Aufmerksamkeit ab von den künstlerischen Gegenständen, mit denen sonst das Zimmer angefüllt war, ohne irgendwie überladen zu wirken. Ein reicher, guter und vornehmer Geschmack zeigte sich in der ganzen Anordnung. Das empfand auch Dr. Weilen als er den Salon betrat. Der

Geheimrath ging ihm einige Schritte entgegen, begrüßte ihn formell, aber sehr zuvorkommend und stellte ihn seiner Gattin und seiner Tochter Rita vor, die bei seinem Eintritt den neuesten Fontane, den sie gelesen hatte, auf eine Bücheretagere legte.

Mit schnellem Blick hatte er den „Stechlin" erkannt.

Unmittelbar nach dem Gaste trat aus der halbgeöffneten Thür des angrenzenden Billardzimmers ein junger Mann ein.

„Mein Sohn Hugo," stellte der Geheimrath vor, „Kammergerichtsreferendar."

„Ich muß nochmals Ihre Entschuldigung erbitten, gnädige Frau, daß ich zu so später Stunde meine Aufwartung mache. Ich wollte aber, um vorher zu schicklicher Stunde meine Karte bei Ihnen abzugeben, nicht einige Tage verstreichen lassen, um mit Ihnen über eine Angelegenheit zu sprechen, die mir sehr am Herzen liegt."

„Bitte, Herr Regierungsrath, das Wort Familienangelegenheit ist in unserem Hause eine Art Freibrief, der über sonst noch so streng beobachtete Formen hinweghilft. Wir haben in dieser Hinsicht die Ueberlieferungen unserer engen Heimath mit hierhergenommen in die große Welt. Das Wort Familie hat für uns einen eigenen Klang."

Er verstand sehr wohl, daß sie ihm damit andeuten wollte, daß sie sehr genau wußte, was sie an gesellschaftlichen Rücksichten zu beanspruchen habe und nur aus besonderen Gründen davon absehe.

Mit einer Verneigung nahm er den Platz am Theetisch ein, an dem sich jetzt auch die andern niederließen.

„Ich bin Ihnen zu großem Dank für Ihre Nachsicht verpflichtet, gnädige Frau. In die übliche Visitenzeit fallen gerade meine Amtsstunden, auch wäre es möglich gewesen, daß ich Sie dann nicht ungestört hätte sprechen können und so nahm ich dieses Vorrecht für mich in Anspruch."

„Bitte, Herr Regierungsrath."

Rita hatte inzwischen den Thee bereitet und reichte ihm eine Schale.

„Danke, gnädiges Fräulein."

„Eine Cigarre oder Cigarette gefällig, Herr Rath?"

„Darf man rauchen?“ wendete er sich an die Damen.

„O für diese Theestunden hat meine Frau das Rauchen gestattet.“

„Dann bitte ich um eine Cigarette.“

„Hugo dort die russischen, sie sind opiumfrei . . .“

Etwas zögernd, wie von innerer Abneigung beherrscht, erhob sich der junge Mann und schob ein Rauchtischchen, das mit allerhand Rauchrequisiten besetzt war, heran. Cigarrenkisten und Cigaretten standen geöffnet darauf. Weilen betrachtete mit Kennerblick die wundervolle orientalische Incrustationsarbeit des Tischchens. Hugo reichte ihm die Cigaretten und hielt ihm eine brennende Wachskerze hin.

„Danke, Herr College!“

Tiefe Blässe überzog das Antlitz Hugos, als er sich stumm verneigte, während sein Vater lachend sagte:

„Soweit sind wir noch nicht, Herr Regierungsrath.“

„Ihr Sohn ist Jurist — wie ich!“ erwiderte er liebenswürdig. „Auch ich war Referendar, bevor ich Regierungsrath wurde. Das ist mal die Rangordnung. Anfangen muß jeder. Nicht wahr, Herr College? In welchem Ressort arbeiten Sie jetzt?“

„Beim Kammergericht, Herr Regierungsrath. Ich bin im letzten Jahr meines Vorbereitungsdienstes!“

„Den Doktor hat er auch bereits gemacht und sein Jahr abgedient bei den Gardedragonern,“ warf der Vater ein.

„Dann ist ja das Schwerste bereits überstanden. Hätten Sie nicht Lust, auch in den Staatsdienst einzutreten?“

Nein, Herr Regierungsrath,“ sagte er mit fester Stimme. „Als Jude hätte ich dort keine Chancen.“ Es lag unverkennbar etwas Absichtliches in seinen Worten und das düstere Feuer, das in seinen Augen brannte, erinnerte den Kommerzienrath plötzlich an das Aussehen seines Prokuristen, als dieser vorhin über Weilen sprach.

Dieser schien die Bemerkung Hugos überhört zu haben und die Kommerzienräthin richtete irgend eine Höflichkeitsphrase an ihn, während Rita um die Erlaubniß bat, ihm eine Birne zu schälen.

Ein hartes, ironisches Lächeln zog um Hugos Lippen.

Es war einen Moment, als sollte eine unbehagliche Stimmung in dem kleinen Kreise Platz greifen, aber der Regierungsrath ließ sie nicht aufkommen und sagte:

„Ich darf Ihnen nun wohl auch sagen, was mir die mit besonderem Vergnügen wahrgenommene Veranlassung bot, mich bei Ihnen einzuführen?“

Herr und Frau Benas sahen ihn erwartungsvoll an. Ritas Augen hingen mit sichtlichem Interesse an ihm und der Referendar schaute finster vor sich hin.

„Unser gemeinsamer Onkel, gnädige Frau Cousine, Herr Leopold Friedländer, feiert in den nächsten Monaten seinen neunzigsten Geburtstag. Am Tage vor dem Osterfeste. Der Zufall führte mir vor einigen Tagen eine jüdische Wochenschrift in die Hand, in der auf dieses seltene Fest und auf die Bedeutung Leopold Friedländers in Rawitsch hingewiesen wurde. Mir war dies nichts Neues, denn in meinem Elternhause wurde oft von dem ältesten Bruder meiner Mutter gesprochen, und ich war als Knabe auch einmal mit ihr dort, um ihn kennen zu lernen. Kurz nach meiner Einsegnung . . . nach meiner — meiner Barmizwah. Solche Jugenderinnerungen haften. Die Mutter wollte, daß ich das Kapitel aus der Thora, zu dem ich aufgerufen wurde, dem Onkel vortrage. Das geschah auch und der Eindruck dieser Stunde muß wohl ein sehr lebhafter gewesen sein, wenn ich ihn in den wechselvollen Ereignissen meines Lebens bewahrt habe.“

„Allerdings,“ glaubte die Kommerzienräthin bemerken zu müssen, um die Befangenheit nicht sichtbar werden zu lassen, die sich aller bemächtigt hatte. „Jugenderinnerungen wird man wohl niemals ganz los.“

„Warum sollte man? Sie sind nicht das am wenigsten Beste in uns. Es giebt Lebensphasen, wo sie vor drängenderen, wichtigeren Erscheinungen in den Hintergrund treten, aber sie kehren wieder, gerade dann am stärksten, wenn wir in reiferen Jahren uns auf uns selbst besinnen, uns zu uns selbst bekennen. Wenn die Unrast des Lebens sich mildert, wenn die Daseinskämpfe nicht mehr so wild uns umtoben, wenn man seine Ziele erreicht hat. Dann sind es die Bilder der Jugendzeit, die in vollem Licht wieder vor uns auferstehen.

Bilder, die nicht verblaßt sind im Laufe der Zeit und nicht nachgedunkelt."

Rita hatte ihn unverwandt angeblickt. Jetzt reichte sie ihm die Birne hinüber.

„Es wäre aber für die Ausgestaltung unseres Lebens wünschenswerther, wenn man diese Eindrücke überhaupt immer festhielte," sagte Hugo beziehungsvoll.

„Das ist nicht ganz zutreffend, mein junger Freund," erwiderte er mit feinem Lächeln. „Es würde unsere Entwickelung beeinträchtigen, wenn wir uns garnicht losreißen könnten von diesen Einwirkungen. Sich recht ausleben heißt sich recht besitzen. Und nur dann können wir uns ganz empfinden und ganz genießen, wenn wir das Leben erfaßt und durchkostet haben in seiner Totalität, nicht einseitig, aus begrenzten Gesichtspunkten, sondern ins Weite hinaus, ins Allgemeine, ins Unpersönliche. So nur kann das, was in uns an Persönlichstem ruht, sich gedeihlich entwickeln und uns zum Bewußtsein gelangen."

Er steckte seine ausgegangene Cigarette aufs Neue in Brand.

„Aber wir gerathen auf philosophische Abwege," scherzte er: „Das ist immer der Fall, wenn die Jugend uns mit Altersweisheit kommt, Sie verzeihen, Herr College! Man fühlt sich dann gewissermaßen herausgefordert, zu beweisen, daß man nicht ganz ohne Erfahrung gelebt hat."

Rita gönnte ihrem Bruder die überaus liebenswürdig ertheilte Lection. Was dachte er sich nur mit seiner unausstehlichen Laune? Einem Gaste gegenüber.

„Ich habe in diesen Tagen mit Staunen, aber auch mit Freude gesehen, wie stark die Vergangenheit in mir wurzelt. Ein grünes Heft kommt mir in die Hand, mein Auge fällt zufällig auf einen Namen, dessen Klang in meinem Innern zeitweilig verstimmt schien, bis die Saite berührt, aufs Neue erklingt. Mit einem Schlage leben die alten Zeiten vor mir auf. Ich fühle mich ergriffen, die Empfindung wächst, wird lebendiger, und endlich sucht sie nach einem Ausdruck. Das führte mich zu Ihnen."

„Aber wieso kommen Sie zu dieser Zeitschrift?" fragte der Kommerzienrath nur um etwas zu sagen.

„Mein verehrter Herr Geheimrath, ich arbeite augenblicklich im Ressort für Preßangelegenheiten,“ gab er lachend zurück „und dort findet sich Alles. Dort fand ich auch die Notiz über den bevorstehenden neunzigjährigen Geburtstag von Leopold Friedländer — meinem — unsern Onkel! Das ist ja ein Patriarchenalter, das der würdige Mann erreicht.“

„Ja, Onkel Leopold ist hochbetagt und er der älteste von vierzehn Geschwistern, der einzige, der noch am Leben ist,“ sagte Frau Fanny.

„Ist er gesund und wie trägt er sein hohes Alter? Ich setze voraus, daß Sie in dauernden Beziehungen zu ihm stehen?“

„Gewiß, er wird als Oberhaupt der Familie von allen hochgeehrt. Wir besuchen ihn fast alljährlich und auch meine Kinder haben seinen Segen schon empfangen. Er ist übrigens rüstig, geistig frisch und liest noch ohne Brille, so daß man an sein patriarchalisches Alter garnicht erinnert wird.“

„Merkwürdig, so habe ich ihn mir gedacht. Und seine direkten Nachkommen Söhne und Töchter?“

„Von seinen drei Söhnen lebt nur einer noch und beide Töchter.“

„Wo leben sie?“

„Sie sind alle in Rawitsch geblieben und dort verheirathet. Jakob, der jetzt auch nahe an siebzig ist, hatte das Geschäft des Vaters weiter geführt, das jetzt bereits in den Händen eines Enkelsohnes ist.“

„So blieb und bleibt das Haus dort durch Generationen erhalten. Denn der Enkelsohn hat sicherlich auch eine Familie begründet.“

„Unser Vetter ist noch unverheirathet.“

„Und leben sie Alle zusammen?“

„Onkel Leopold wohnt seit dem Tode seiner Frau bei seinem Sohne. Es ist über zwanzig Jahre her.“

„Fünf Jahre vorher war ich bei ihm, damals war er noch im Geschäft thätig.“

„Jawohl. Aber als die Kinder später alle versorgt waren, konnte er seinen Lieblingswunsch verwirklichen und das Thorastudium wieder in vollem Umfange aufnehmen, das

er, der älteste von Rabbi Eliesers Söhnen immer mit großem Eifer betrieben hatte. Er wird auch in der ganzen Gegend verehrt, als ob er selbst ein Rabbi wäre, würdig das geistige Erbe seines berühmten Vaters zu erhalten."

„Diese verschiedenen Stadien des Familienlebens entgehen einem leicht, wenn man in ganz veränderte Lebenskreise kommt, aber sie interessiren mich lebhaft und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir darüber Aufschluß geben. Die Familie muß bei der großen Anzahl von Kindern, die unser Großvater hatte, sich ja sehr ausgedehnt haben. Die Nachkommenschaft muß eine sehr große sein. Kannten Sie, gnädige Frau, alle Geschwister Ihrer Frau Mutter?"

„Die meisten, bis auf einen in London verstorbenen Onkel und Ihre Frau Mutter."

„Sie war die jüngste von Rabbi Eliesers Kindern und starb jung. Ich, das einzige Kind meiner Eltern, hatte das fünfzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht. Durch die zweite Ehe meines Vaters wurden die Verwandtschaftsbeziehungen zunächst gelockert, und als wir später nach Süddeutschland übersiedelten geriethen wir aus jedem Zusammenhang. Von dieser Zeit an hörte ich kaum noch etwas von der Familie meiner Mutter, und als ich nach dem Abiturientenexamen das Haus meines Vaters verließ, um in Heidelberg die Universität zu beziehen, hörte für mich überhaupt jede Familienzusammengehörigkeit auf. Mein Vater starb kurze Zeit nachher und da seine zweite Ehe kinderlos war, so stand ich ganz allein. Meine Stiefmutter war nach dem Trauerjahr zu ihrem Bruder nach Milwaukee gegangen, wo sie sich mit dem Syndikus der Stadt, Dr. Sulzberger, wieder vermählt hat und in sehr glücklichen Verhältnissen lebt. Ich erzähle Ihnen das so eingehend, weil ich voraussetze, daß es für Sie, gnädige Frau, auch ein wenig Interesse haben könnte, etwas von den Lebensschicksalen eines nahen Verwandten zu hören, der sich so ganz unvermuthet Ihnen vorstellt, wenn dieser Verwandter auch nur ein Zweig des Stammes ist, den besondere Strömungen von ihm losgelöst haben."

„Ganz gewiß, Herr Regierungsrath. Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie uns davon erzählen. Von Tante Goldine, Ihrer Frau Mutter, ist oft in meinem Elternhause

gesprochen worden. Auch von der außergewöhnlichen Begabung ihres Sohnes Victor und auch davon, daß Ihr Herr Vater sich von der Familie gänzlich ferngehalten hat nach dem Tode seiner Frau."

„Ich kenne die Ursachen nicht, nur das Resultat, daß ich meinen Verwandten mütterlicherseits völlig entfremdet und nach dem Ableben meines Vaters ganz vereinsamt war."

„Aber Sie hätten sich der Familie wieder zuwenden können."

„Daran denkt man nicht, wenn man jung ist, materiell unabhängig, wozu mein väterliches Erbe mich machte, und im Kreise seiner Commilitonen eine neue Familie gefunden zu haben glaubt. Ich gehörte einem der angesehensten Corps an und wurde, mit 21 Jahren majorenn erklärt, früh mein eigener Herr. Wie eine versunkene Welt erschien meine Knabenzeit mir mit meinen Erinnerungen an die Mutter und an ihre Angehörigen. Selten klang ein Ton daraus empor. Ich habe meine Mutter sehr geliebt, aber in diesen Jahren glaubt man sentimentalen Regungen nicht nachgeben zu dürfen und es schien mir männlicher, meinen Schmerz still in mir zu verschließen. Der Familie gegenüber kam es wie ein gewisser Trotz und Stolz über mich. Niemand hatte nach mir gefragt in all der Zeit, weshalb mich also aufdrängen? Ich glaubte, das nicht nöthig zu haben. Mit ihren Anschauungen stand ich vermuthlich ja doch im schroffen Gegensatz. Mein Leben hatte seit dem Tode der Mutter sich in ganz anderen Kreisen abgespielt. Ich bekenne, daß ich, selbst wenn ich in späteren Jahren nach Posen kam, um das Grab der Mutter zu besuchen, niemals daran dachte, mich der Familie zu nähern."

Von den verschiedensten Gefühlen beherrscht, folgte man seinen Worten. Der Geheimrath war auf's Aeußerste gespannt, wohin diese Aufklärungen führen sollten. In Frau Fanny erwachten die verwandtschaftlichen Gefühle, Rita lauschte mit vor innerer Erregung fiebernden Wangen und Hugo blickte finster und zweifelsüchtig auf den stattlichen Mann, der so unbefangen und aufrichtig über sich und seine Lebensverhältnisse sprach.

Das Gespräch war hauptsächlich zwischen der Geheimräthin und ihrem Vetter geführt worden. Die Uebrigen waren stillschweigende Zuhörer. Jetzt aber sagte der Kommerzienrath: „In großen, sehr weit verzweigten Familien kommen solche Dinge häufig vor. Es ist fast unmöglich, die Entwickelung aller Zugehörigen zu verfolgen. Da halten gewöhnlich die zusammen, die besondere Umstände und Daseinsbedingungen zu einander führen. Meine Frau hat zahlreiche Vettern und Cousinen, die wir kaum dem Namen nach kennen, wieder andere, mit denen wir in steten, herzlichsten Verwandtschaftsbeziehungen leben. Ebenso ergeht es mir mit den Verwandten meinerseits. Wer uns aufsucht und sich uns nähert, ist willkommen . . ."

„Ich danke Ihnen, Herr Geheimrath!"

„In diesem Falle ganz besonders," fügte er verbindlich hinzu. „Aber, daß wir Alle im Auge behalten können, ist ganz unmöglich. Denken Sie nur, Herr Regierungsrath, der Vater von Rabbi Elieser, Ihrem und meiner Frau Großvater, also Ihr Urgroßvater Rabbi Meïr, hatte aus drei Ehen neun Kinder, diese waren ebenfalls verheirathet und sicherlich mit Kindern reich gesegnet und so fort, nach der Verheißung Gottes: „Ihr sollt sein wie der Sand am Meere", aber alle diese Sandkörner einzeln zu sieben, zu sichten und nach ihrer Art zu kennen, ist unmöglich."

„Doch nicht, Vater!"

„Sie scheinen ein begeisterter Anhänger dieses Volkes, Herr Referendar."

„Ich bin Jude, Herr Regierungsrath."

Mit Interesse und Theilnahme ruhte Weilen's Blick auf dem jungen Manne.

„Das hat aber mit unserem Gespräch garnichts zu thun, lieber Hugo," sagte Frau Fanny, bemüht, die Unterhaltung in den Grenzen eines harmlosen Tones zu erhalten. „Papa wollte nur ausführen, daß innerhalb einer so in den weitesten Verästlungen sich ausbreitenden Familie, wie die unsere, sich nicht Alle persönlich näher treten können."

„Wobei ich aber noch das interessante Faktum konstatiren möchte, daß kaum ein Tag vergeht," sagte lachend der Geheimrath, „wo sich nicht irgend Jemand als in verwandt-

schaftlicher Beziehung zu uns stehend mir vorstellt . . . ganz entfernt von Rabbi Elieser abstammend oder von Rabbi Meïr, dessen Vater, ich komme dann immer aufs Neue zu der Ueberzeugung, daß alle Juden unter einander verwandt sind."

„Das sind sie auch, Vater, in einer Stammesverwandtschaft, die sie durch die Jahrtausende rein erhalten hat und widerstandsfähig gemacht den Gefahren gegenüber, die ihnen von außen drohten. Durch Feuer und Schwert und alle Verfolgungen und Verhetzungen. Nur die Zersetzung im Innern könnte sie vernichten, wenn man dem nicht Einhalt gebieten könnte oder — wollte."

„Aber, lieber Hugo, verallgemeinern wir doch nicht immer, was uns ganz persönlich angeht. Es wird den Herrn Regierungsrath sicherlich interessiren, lieber Jo," wendete sie sich an ihren Mann, „zu sehen, wie Du bemüht warst, festzustellen, wie weit der Baum sich ausgedehnt hat, dem wir entstammen. Mein Mann hat vor zwei Jahren aus Anlaß unserer silbernen Hochzeit einen Stammbaum des Hauses Meïr Friedländer anfertigen lassen."

„Leicht war das nicht, Herr Geheimrath, und die künstlerische Ausführung hat Professor Zeidler sicherlich weniger Mühe gemacht, als die Herbeischaffung des Materials. Fast zwei Jahre hat ein junger Gelehrter, auch ein Kind unserer Heimath und entfernt verwandt, damit zugebracht, es zu sammeln."

„Das kann ich mir wohl denken. Und ist es ihm gelungen, es vollzählig herbeizuschaffen?"

„So weit es sich übersehen läßt, scheint es der Fall. Wollen Sie die Zeichnung sehen, Herr Regierungsrath?"

„Ich bitte darum."

Unwillkürlich hatte Rita sich erhoben.

„Willst Du sie dem Herrn Regierungsrath zeigen, liebes Kind?"

„Sehr gern, Mama."

Er folgte dem jungen Mädchen durch einen großen Prunksalon, in dem er beim Durchschreiten an den Wänden Originalgemälde berühmter Meister flüchtig wahrnahm, in das Zimmer der Mutter. Dort hing über einem Schränkchen

aus bunter florentinischer Holzarbeit, Intarsien aus dem 16. Jahrhundert, der Stammbaum. Auch hier der große Stil des Hauses und doch etwas Trauliches, Anheimelndes in dem mit feinem Geschmack ausgestatteten Raum. Nicht ein Boudoir im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern ein Frauengemach, das neben dem Luxus auch etwas schlicht Weibliches verrieth. Ein bläuliches Dämmerlicht aus irisirender Ampel beleuchtete das heute nicht benutzte Zimmer nur matt. Rita entflammte das elektrische Licht, das links in einer alterthümlichen Ampel angebracht war und ein heller Schein fiel auf die große Tafel, die fast die ganze Wandfläche einnahm.

Sie standen beide eine Weile davor, ohne ein Wort zu sprechen.

Weilen schien ganz in Betrachtung versunken, dann setzte er, wie um besser sehen zu können, sein Pincenez auf.

„Also das ist der alte Stamm! So sieht er aus, so hat unser Geschlecht sich ausgedehnt, verbreitet nach allen Seiten. Wie merkwürdig und wie interessant!“ Wieder versank er in nachdenkliches Schweigen und trat näher an das Bild heran, um es genauer in seinen Einzelheiten studiren zu können. Es war, als hätte er die Anwesenheit Rita's ganz vergessen und sie verhielt sich still, um ihn nicht zu stören.

„Eigenthümlich,“ sagte er halblaut, „wer hätte das gedacht? Bis man es einmal so vor sich sieht, hat man gar keine Vorstellung, was so ein alter Stamm für gewaltige Triebkraft besitzt.“ Er neigte sich nach der rechten Seite über das Bild, las dort einige Namen und dann seiner Versunkenheit sich entreißend, wendete er sich an das junge Mädchen: „Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich in den Anblick so vertiefte, aber das ist so überraschend. Haben Sie für diese Entwickelungsgeschichte der Familie auch Interesse?“

„Ganz gewiß, Herr Doktor, ich bin von Jugend auf daran gewöhnt und meine Mutter hat mich immer mit den Einzelheiten und den Ereignissen innerhalb der Familie vertraut gemacht.“

„Und Sie kennen die Basen und Vettern persönlich?"

„Viele von ihnen."

„In welchen Lebensstellungen befinden sie sich?"

„In allen möglichen, Herr Regierungsrath, sehen Sie nur diese vielen Zweige und Verästlungen. Da ist kaum ein Beruf, dem nicht Einer oder der Andere angehört. Juristen, Aerzte, Privatdozenten, Kaufleute, sehr gut situirte und minder begüterte, wir haben einen Vetter, der Afrikaforscher ist, einen anderen, der sich einer Nordpolexpedition angeschlossen hat. Und die Cousinen sind durch Verheirathung ebenfalls in die verschiedensten Kreise hineingekommen. Unter unseren angeheiratheten Vettern haben wir Baumeister, Gymnasialprofessoren, Zahn- und Thierärzte, Ingenieure, Fabrikanten. Ich glaube, wir brauchen aus der Familie nicht hinauszugehen, um Alles zu finden, nur . . ." Sie unterbrach sich plötzlich in ihren mit anmuthiger Schalkhaftigkeit vorgebrachten Erklärungen und sah ihn mit großen Augen verlegen an.

„Nun, Fräulein Rita, was fehlt? Welcher Zweig an des Lebens goldenem Baum?"

Eine flammende Röthe stieg in ihrem Gesicht auf, das in seiner rathlosen Schüchternheit ihm besonders hübsch erschien.

„Ich will es Ihnen sagen. Sehen Sie hier rechts," er wies mit dem Finger nach einer Stelle; „da der Name Goldine, der letzte der vierzehn Zweige, die dem Rabbi Elieser entsprossen, sich mit dem Namen Hermann Weilen vereinend — meine Eltern und da, der abgebrochene Ast, ganz symbolistisch, sehen Sie nur . . . namenlos, das soll ich sein."

Eine beklemmende Angst hatte sich ihrer bemächtigt.

„O, Herr Regierungsrath," stammelte sie.

„Herr Regierungsrath. Sie haben Recht! Der Vetterschaft hat man mich verlustig erklärt auf diesem Stammbaum. Ein namenloses, abgebrochenes Reis!" Es war mehr Wehmuth als Bitterkeit in seinen Worten und das gab ihr den Muth zu sagen:

„Das geschah sicherlich nur absichtslos. Man wußte nichts von Ihnen in der Familie, man nahm wohl an, daß

Sie sich losgesagt hätten von ihr. Man hörte nur," sie stockte plötzlich.

„Ihre Gründe sind bedeutungsvoll, Fräulein Rita, der abgebrochene Zweig wagt es nicht, Cousine zu sagen," ein eigenes Lächeln umspielte seine Lippen, „aber ich möchte ergänzen, was Sie dachten und nicht aussprachen, man hörte nur, daß Sie den Glauben der Väter verlassen hätten, die Religion gewechselt, in den Staatsdienst getreten sind, Karriere gemacht haben und noch machen werden. So ist es, nicht wahr? Ein abgebrochener Ast und doch — kein verdorrter!"

Sie starrte ihn mit großen, verwunderten Augen an, in die allmählig etwas Träumendes kam.

„Ich darf mich allerdings nicht beklagen."

„Niemals hörte ich so von Ihnen sprechen," betheuerte sie, bemüht ihre Fassung wieder zu finden, „man sprach überhaupt nicht von Ihnen," dann ihre unbedachtsame Aeußerung verbessernd, „jedenfalls nicht so häufig, ich glaube, Sie beurtheilen das ganz falsch . . . auch das mit dem Stammbaum, wer weiß, ob es nicht Zufall war."

„Sie sind gut, Fräulein Rita! Sie wollen mich trösten. Es scheint Ihnen vielleicht grausam, daß Jemand, der vor Ihnen steht, so in aller Lebensfülle und Kraft, so mit dem Streben und Wollen, sich noch recht weit auszurecken, emporzuwachsen, kurzweg — abgehackt wurde. Abgehackt von dem Stamme, dem er entsprossen. Und wäre ich abergläubisch, mir müßte um mein Leben bangen, um meine Zukunft. Zum Glück bin ich es nicht, oder doch nur in so weit, daß ich mir sage, neben dem bösen Omen steht das gute in Gestalt einer jungen, freundlichen Dame und wenn diese Dich als Vetter zu Gnaden annimmt, dann wird das schlimme Zeichen auf diesem Stammbaum dadurch unwirksam. Sie haben die Märchen von den bösen und guten Feen gewiß noch nicht vergessen, denn es kann nicht gar so lange her sein, daß Sie dafür geschwärmt haben. Erinnern Sie sich? Um die argen Zauberformeln der einen auszugleichen, gab man den armen Gefährdeten die Segenswünsche der anderen zum Schutze? Und so, als meine gute Fee, möchte ich Sie betrachten dürfen." Er hatte etwas ungemein Gewinnendes, Liebenswürdiges, als

er das sagte und sie erwiderte einfach: „Sie werden dessen nicht bedürfen, Herr Doktor."

„Bitte, sagen Sie — lieber Vetter!"

Ein Moment des Zögerns.

„Sie werden dessen nicht bedürfen, lieber Vetter!"

„Aber ich kann auf Sie zählen, wenn es der Fall sein sollte, gewiß?"

„Gewiß!"

Dann waren sie an den Theetisch zurückgekehrt. Rita etwas befangen, er voll guter Laune.

„Dieser Stammbaum ist hochinteressant, Herr Geheimrath," sagte er. „Sie werden mir wohl gestatten, ihn in allen Details zu studiren. Aber schon so auf den ersten Blick macht er einen ganz imposanten Eindruck. Da unten aus dem Wurzelwerk, Generationen abwärts, das auch schon Namen trägt, zu wuchtigen, knorrigem Stamm sich ausbildend, der Vater Rabbi Eliesers, Rabbi Meïr, eine Leuchte der Talmudgelehrsamkeit, eine Persönlichkeit schon in jenen Zeiten. Dann aus der Schaar seiner Kinder wieder einer zu starker Eigenart und großem Wissen aufragend, Rabbi Eliezer, und von ihm und seiner Nachkommenschaft ausgehend das dichte Gezweig, das bei Leopold Friedländer nochmals zur Besonderheit sich auswächst und so weiter, bis zu breiter, weit ausladender Baumkrone, in der Blatt und Blüthe in reicher Fülle sich drängen."

Rita's Augen hingen an seinen Lippen. Sie war in nervöser Unruhe und erwartete, daß er auf den abgebrochenen Zweig kommen würde. Aber er sagte nichts, nur fest und vielsagend heftete er sein Auge auf sie.

Ein erleichterter Athemzug hob ihre Brust.

„Es hat mir wirklich große Freude bereitet, als ich die Arbeit fertig sah," bemerkte der Geheimrath, „und meine Frau hat sie mit großem Enthusiasmus aufgenommen."

„Das kann ich mir wohl denken."

Sie fühlten, daß es ihrem Gaste ernst war mit allem, was er sagte, dennoch wurden sie ein Gefühl der Befremdung nicht los. Er hatte sich gar zu eigenthümlich bei ihnen eingeführt. Diese Doppelstellung zwischen naher Verwandtschaft und völliger Entfremdung hatte etwas innerlich Erzwungenes,

über das sie trotz all seiner weltmännischen Liebenswürdigkeit nicht hinaus zu kommen vermochten. Und Jeder von ihnen legte sich die Frage vor, was sein Besuch wohl für einen Zweck habe?

Als empfände er diese unausgesprochene Frage, sagte er jetzt: „Wir sind, wie das natürlich ist, wenn Angehörige derselben Familie sich zum ersten Male begegnen, bald hineingerathen in das gemeinsame Interesse. Und so von einem zum andern abschweifend habe ich Ihnen noch garnicht gesagt, was mich zu Ihnen geführt hat."

Er überlegte einen Augenblick, als suche er nach dem rechten Wort.

„Als ich die Notiz über die Geburtstagsfeier von Leopold Friedländer las, da überkam mich plötzlich der Wunsch, dieses Fest mitzufeiern. Wie eine geheime Sehnsucht nach .... nach der Heimath! Meine Knabenzeit trat vor mich hin ... ich sah den Onkel vor mir, wie ich ihn damals gesehen, die Jahre der Entfremdung verschwanden vor meinem geistigen Auge. Die sanfte, zaghafte Stimme klang an meinem geistigen Ohr wieder, ich fühlte die segnende Hand auf meinem Haupt und vernahm die Worte seines Segensspruches in der Sprache unsres Volkes. Vergessen schien mir, was dazwischen lag und ich bedurfte einer geraumen Zeit, bis ich mich auf das Heute besann. Aber das hat den Wunsch, der einmal in mir wach geworden, nicht ausgelöscht und seit jenem Tage beschäftigte ich mich mit der Möglichkeit seiner Erfüllung."

Eine eigene Spannung hatte sich des kleinen Kreises bemächtigt. In wachsendem Staunen waren sie seinen Worten gefolgt und Niemand dachte daran, ihn und sich selbst der Stimmung zu entreißen, die sie Alle erfaßt hatte.

„Daß ich es nicht wagen durfte, aufs Geradewohl mich den Familienmitgliedern zu gesellen, die sich an diesem Ehrentage um ihn schaaren werden, war mir klar. Ich hatte dieses Recht nach den Traditionen unserer Familie verwirkt, dennoch hoffte ich, unter der jüngeren Generation das Verständniß zu finden und die Fürsprache, deren ich bedurfte. Von Ihrem Hause hatte ich öfter sprechen hören, ich sah Ihren Namen, Herr Geheimrath, bei allen wohlthätigen und gemeinnützigen Unternehmungen stets an erster Stelle und

wenn es mir auch auffiel, Ihnen und den Ihrigen niemals dort zu begegnen, wo gemeinsame Beziehungen uns hätten zusammenführen können, in gewissen Kreisen der Gesellschaft, der Sie doch eigentlich angehören . . ."

„Wir haben in den letzten Jahren von jedem Verkehr außerhalb der Familie und einiger Freunde uns zurückgezogen," sagte Frau Fanny.

„Aber Ihre Stellung legt Ihnen doch gesellschaftliche Pflichten auf."

„Man bemerkt es heute zu Tage kaum, will es vielleicht nicht bemerken, wenn man sich diesen Pflichten entzieht." Ein halb ironischer, halb schmerzlicher Ton war in der Stimme des Geheimraths. „Früher gehörten unsere Feste zu den hübschesten, elegantesten und amüsantesten. Meine Frau verstand sich darauf, und wir waren stets erfreut, fröhliche, geistig hochstehende, repräsentative, lebenslustige Menschen bei uns zu sehen. Jetzt beschränken wir uns auf irgend ein steifes, officielles Diner, das nicht umgangen werden kann wegen meiner geschäftlichen Beziehungen zu den leitenden Kreisen der haute finance."

„Wir haben uns daran gewöhnt und vermissen es nicht," fügte Frau Fanny hinzu. „Die weiten Räume unseres Hauses, die früher von heiterer Gesellschaft widerhallten, sind still geworden. Aber ein intimeres, innigeres Leben ist an ihre Stelle getreten. Ich persönlich würde es gar nicht empfinden, es ist mir nur manchmal um unserer Tochter willen leid, daß sie von den Anregungen und der Schönheit dieser Feste nichts genossen. Sie war damals noch nicht eingeführt."

„Aber, liebe Mama, ich habe Dir so oft gesagt, daß ich gar kein Verlangen danach trage. Eure Güte gestaltet mein Leben so überreich. Was es Schönes, Großes, Bedeutendes giebt, genieße ich."

„Es war aber doch etwas ganz anderes, als die Persönlichkeiten bei uns ein- und ausgingen, gewissermaßen zu uns gehörten, unsere Gäste waren, die das Schöne und Große bieten, von dem Du sprichst. Die hervorragendsten Künstler und Künstlerinnen, ebenso die Männer der Wissenschaft verkehrten bei uns."

„Ich bitte Dich, Papa, mir scheint es viel angenehmer, nur ihre Werke zu kennen, als sie persönlich," warf Hugo schroff dazwischen. „Man weiß, was sie im Hause der reichen Juden suchen, und wenn Du ihre Leistungen und Werke bezahlst und auf sie verzichtest, so erweisest Du ihnen und Dir den größten Gefallen!"

„Es war nicht immer so, Hugo! Deine Ansichten sind zu herb und absichtsvoll."

„Es war immer so, Papa! Nur gab es vielleicht Zeiten, wo es nicht so zu Tage trat. Wohlwollende Strömungen, herablassende, nachsichtige Duldung, humanistische Anwandlungen, wir verzichten darauf! Im tiefsten Grunde war es immer dasselbe. Der Jude wurde verbrannt. Zu Sultan Saladins Zeiten so wie heute. Nur sind wir nicht mehr gesonnen, es dankbar hinzunehmen und schweifwedelnd, wie ein Hund, die empfangenen Prügel zu quittiren."

Ein düsteres Feuer brannte in seinen Augen. Sein Antlitz trug einen Ausdruck von Stolz und Energie.

„Ich fürchte, lieber Hugo," suchte die Mutter ihn zu begütigen, „daß unser Gast für Deine Ansichten wenig Interesse hat. Du weißt, daß auch wir Dir nicht in allen Dingen beistimmen."

„Verzeihen Sie, Herr Regierungsrath." In vorschriftsmäßiger Form, mit der Schneidigkeit eines preußischen Referendars und Einjährigen der Garde wendete er sich an Dr. Weilen.

„Der Gegenstand riß mich hin, und dann, ich glaubte hier an meinem väterlichen Tisch . . . wir sind es jetzt so gar nicht gewöhnt, jemanden in unserer Mitte zu haben, der unseren Schmerz und Empörung nicht versteht."

„Das ist auch in diesem Augenblick nicht der Fall, junger Freund. Wenigstens seit heut Abend nicht mehr, seit dieser Stunde, die ich in Ihrem Elternhaus zubringen durfte."

Der Referendar verneigte sich stillschweigend.

Weilen erhob sich und sagte:

„Ich darf Ihre Gastfreundschaft aber nicht über Gebühr lange in Anspruch nehmen, gnädige Frau. Sie wissen jetzt, um was es sich für mich handelt. Glauben Sie, daß sich

eine Form finden lassen wird, in der ich zu der Geburtstags-feier Onkel Leopold's werde nach Rawitsch kommen können? Werde ich für diesen Tag im Kreise der Familie aufgenommen werden? Wird er selbst mich empfangen wollen? Ihre gütige Mithilfe wollte ich erbitten, mir das erreichen zu helfen. Kluge und edle Frauen sind in solchen Fragen, an deren Entscheidung das zarte Gemüth mehr Antheil hat, als der harte Verstand, die besten Mittler. Und feine Diplomaten sind sie auch. Darf ich also auf Sie zählen, gnädigste Frau . . . verehrte Cousine?"

„Ich will darüber nachdenken, Herr Rath . . . nur über das Wie! Denn in der Sache selbst bin ich ganz mit Ihnen einverstanden. Aber Sie wissen, in einer so großen Familie giebt es tausenderlei Rücksichten und Vorurtheile, die geschont werden müssen."

„Ich begreife vollkommen."

„Bis zu der Geburtstagsfeier haben wir jedoch noch Zeit genug."

„Diplomatische Actionen müssen langer Hand vorbereitet werden," lachte er.

„Ich werde mir diese Anleitung gern zu Nutze machen für meine Sendung," ging sie gewandt auf seinen Scherz ein.

„Und gestatten Sie mir wiederzukommen, um mich von dem Fortgang der Unterhandlungen zu überzeugen und diese durch persönliche Intervention zu unterstützen? Ich darf Ihnen wohl sagen, daß ich mich überaus behaglich in Ihrem Hause gefühlt habe, durchaus nicht fremd." Er hatte sich bei diesen Worten erhoben.

„Ich danke Ihnen, Herr Regierungsrath," antwortete der Hausherr verbindlich und die Frau fügte hinzu: „Sie werden uns jeder Zeit willkommen sein." Hierauf verabschiedete er sich und Hugo gab ihm das Geleite bis nach dem Vorzimmer, wo der Diener ihm in seinen Pelz hineinhalf und bis an die große Freitreppe des pompösen Vestibuls geleitete.

* *
*

Als Weilen auf die Straße trat, trieb ein Windstoß ihm die Schneeflocken ins Gesicht, die lustig umherwirbelten. Kleine, spitze Eiskrystalle setzten sich in seinem Bart fest und blendeten die Augen. Er schlug den Kragen seines Pelzes hoch und rief eine vorüberfahrende Droschke an. Einen Augenblick zögerte er, bevor er die Richtung angab.

Er war noch nicht in der Stimmung, nach Hause zu fahren, zog seine Uhr und sah beim Schein der Wagenlaterne, daß es nahe zu elf war.

„Wie rasch die Zeit dort oben verstrichen," murmelte er vor sich hin.

„In der Klause treffe ich noch ein paar Kollegen oder im Kaiserhof." Aber grade im Begriff einzusteigen, fühlte er, daß er eigentlich gar kein Bedürfniß nach Gesellschaft habe und so ließ er sich doch nach seiner im oberen Theil der Wilhelmstraße gelegenen Wohnung fahren. Dort angelangt zündete er die Lampe auf seinem Schreibtisch an in der Absicht, noch ein Stündchen zu arbeiten. Aber bald warf er die Feder weg . . . es fehlte ihm an Geduld und Stimmung. Er ging im Zimmer auf und ab, um sich zu sammeln.

„Merkwürdig! Wie viel Vornehmheit, Würde und Selbstgefühl . . . dabei gar nichts Protziges und Arrogantes . . ." sprach er leise zu sich selbst. „Der Alte . . . Gott, vielleicht einen kleinen Stich, aber auch sehr beherrscht, kaum daß mal etwas durchscheint. Und die Frau — ganz comme il faut . . . ladylike . . . meine Frau Cousine! Warum auch nicht? Die Friedländer's sind alter Adel! Im Sohne brodelt das mütterliche Blut! Armer Junge! Was muß so ein preußischer Referendar und Gardesoldat für Erfahrungen und Beobachtungen gemacht haben, ehe er dahin gelangte, so schroff und ablehnend zu sein? Bei diesem fürstlichen Vermögen, das ihm trotz alledem und alledem jede Pforte erschließen könnte, besonders die, an der man in seinem Alter am liebsten Einlaß begehrt. Statt dessen halb Märtyrer, halb Held, macht er sich seine eigenen Ideale . . . Interessanter Mensch und offenbar sehr begabt und muthig! Wie er immer mit klaren Worten seine Anschauungen kundgab — etwas aggressiv sogar — offenbar um mir zu zeigen, daß ich ihm — absolut nicht imponire. Netter Junge . . . und die

kleine Rita! Wie bescheiden und still, dabei sichtlich ganz gescheidt, man brauchte nur zu sehen, welchen Antheil sie an der Unterhaltung nimmt, auch wenn sie schweigt. Die Augen sprechen und das bewegte Gesichtchen. Und ganz ahnungslos scheint sie in diesem Reichthum zu sitzen. Das ist ihr angeboren, sie empfindet es nicht als etwas Besonderes. Charmant! . . ."

Er war während dieses Selbstgespräches innerlich ruhiger geworden, zündete sich eine Cigarre an und trat an einen in der Nähe des Kamins stehenden Tisch. Dieser war mit Büchern, Broschüren und Zeitschriften beladen. Im Ofen knisterte eine leichte Glut, er entfachte sie zu stärkerer Flamme, nahm die Lampe vom Schreibtisch herüber und setzte sich behaglich in einen Fauteuil.

„Bin nur neugierig, ob sie mich zu Gnaden aufnehmen werden? Nicht die Benas allein, aber die anderen, die um Onkel Leopold! Wenn auch für den einen Tag. Ich wünsche es aufrichtig. Es ist das richtige Heimweh nach . . . nach dem Ghetto!" Er nahm ein Buch.

„Wer Dich so sähe, Victor . . . die Herren vom Auswärtigen Amt etwa . . . allerhand Achtung! Ein Ghetto bleibts doch, in aller Freiheit und in aller Pracht! Ob man nun in den grandiosen Prunksalons in der Thiergartenvilla sitzt oder bei Onkel Leopold in Rawitsch . . . Das emfindet die junge Kraft und der selbstbewußte, gekränkte Stolz des Sohnes sehr genau. Die Alten sinds gewohnt."

* * *

Bei Geheimrath Benas hatte der Besuch Weilen's einen Zwiespalt unter den Familienmitgliedern hervorgerufen. Der Vater war dafür, das man Weilen an einem der nächsten Tage zu einem Diner einlade. Es sei selbstverständlich, daß man einen Mann, der sich so zwanglos und liebenswürdig genähert habe, ebenso behandeln müsse. Frau Fanny war geneigt, der Ansicht ihres Mannes beizupflichten. Aber sie stand stark unter Hugos Einfluß, der sich entschieden dagegen aussprach, eine Beziehung zu pflegen, die wie alle derartigen Anknüpfungen nur Kränkung und Zurücksetzung mit sich

brächten. Rita war zunächst stillschweigend diesen Berathungen gefolgt. Endlich sagte sie:

„Ich verstehe nicht, warum Du Dich in solche Ideen hineinredest, Hugo? Man hat nicht das Recht, unhöflich zu sein, wenn einem höflich begegnet wird. Unhöflichkeit ist Unbildung, unter allen Umständen. Man läßt Dir Deine Meinung, aber Du darfst darum nicht verlangen, daß man nicht auch seine eigene habe, und vor allem nicht, daß man Höflichkeitsformen außer Acht lasse, auf die jeder Anspruch hat, der zu uns kommt."

„Jeder andere eher wie er!"

„Aber warum denn? Das sind ja Einbildungen! Hat er etwas gethan oder unterlassen, was zu dieser schroffen Abweisung Dir Veranlassung giebt?"

Er blickte trotzig vor sich hin.

„Hat er Dir denn nicht gefallen, Hugo?" sagte die Mutter einlenkend.

„Gefallen? Ich finde nicht, daß wir berechtigt sind, persönliche Sympathie oder Antipathie auf unsere Haltung Einfluß gewinnen zu lassen. Weilen hat mir ganz gut gefallen, aber er ist unser Feind, er wie jeder andere . . . oder er mehr wie jeder andere! Und darum finde ich nicht nöthig, daß man ihm ein Entgegenkommen zeigt. Ich möchte nicht, daß er sich einbilde, wir laufen ihm nach, wir fühlen uns geehrt, weil er sich herabließ . . ."

„Gott, Hugo, Du bist manchmal wirklich unausstehlich! Wer Dich so hört, sollte glauben, Elfisch vor sich zu haben. Aber was man dem alten, ungebildeten Manne nachsieht, kann man doch unmöglich bei einem modernen, jungen Menschen billigen . . . Wir legen Deinen Ideen, Deinen Empfindungen nichts in den Weg, aber so weit darf das nicht gehen, daß Du sie aufs Haus zu erstrecken versuchst. Es hat sich schon von selbst gemacht, daß man nur als outsider gilt in der Gesellschaft, und wir brauchen es nicht so weit auszudehnen, Jemanden, der sich in charmantester. gefälligster Form uns nähert, vor den Kopf zu stoßen. Nur weil es ein Mann in bevorzugter Lebensstellung ist . . ." sagte der Geheimrath ärgerlich.

„Er hat selbst freimüthig darüber gesprochen, wieso er der

Familie entfremdet wurde, und sicherlich würde er auch das Weitere aufklären können, übrigens geht es uns nichts an" . . . erwiderte er ungeduldig. „Seine Art, sich zu geben, sein ganzes Auftreten war mir sehr angenehm. Gab es bei seinem Besuche Augenblicke des Zwanges oder der Ungemüthlichkeit, so lag es an uns, nicht an ihm, und ganz gewiß an Deiner Schroffheit, und es war wirklich mehr als liebenswürdig, wie er das ignorirte."

„Wir müssen uns für diese Herablassung allerunterthänigst bedanken."

„Hugo!" Ein warnender, bittender Blick der Mutter traf ihn.

„Und nun ist's genug. Weilen soll für nächsten Sonntag zu Tisch geladen werden. Nicht mit gedruckter Einladung. Du schreibst wohl selbst ein paar freundliche Zeilen, liebe Fanny. Auch nichts Großes, Offizielles. Zehn Personen vielleicht oder zwölf. Im kleinen Speisesaal, ein kleines, feines, aber einfaches Diner. Na, das verstehst Du ja ausgezeichnet, diese verschiedenen Nuanceen, Fannychen," fügte er jovial hinzu, um den Eindruck seiner Strenge gegen Hugo zu mildern. „Und dem Jungen setze den Kopf zurecht, ich weiß ja, daß ihr Verbündete seid . . . . und daß Du im Geheimen auch seine Ansichten theilst . . ."

„Josua!"

Er lachte. „Na, siehst Du, wie ich recht habe. Sonst rufst Du mich Jo . . aber so in besonders feierlichen Momenten Josua! Auf einen Besuch, der eine Annäherung bedeutet, gehört eine Einladung, sobald man nicht eine beleidigende Zurückweisung beabsichtigt. Da dies nicht der Fall ist, so haben wir der Form zu entsprechen. Ich erwarte, daß Du dies zum Maßstab Deines Benehmens gegen den Regierungsrath nimmst, Hugo! Ich bin kein Freund von Ostentationen und Rücksichtslosigkeiten! Unsere Gesinnung muß sich, um treu und wirksam zu sein, nicht in Absonderlichkeiten und Formverletzungen manifestiren. Merke Dir das!"

Ein beinahe schmerzhafter Zug trat in das Antlitz des jungen Mannes. Aber er erwiderte kein Wort mehr. Der Respekt vor der Autorität des Vaters war tief eingewurzelt in seinem Herzen, wie es bei der jüdischen Jugend der

Fall ist. Zudem war der Geheimrath im Allgemeinen so liebevoll, gütig und nachsichtig gegen seine Kinder, daß in den besonderen Fällen, wo er so bestimmt und energisch auftrat wie heute, jeder Widerspruch völlig ausgeschlossen schien.

Rita blickte den Vater mit leuchtenden Blicken an. Zwischen ihnen beiden gab es immer so ein kleines, unausgesprochenes Einverständniß Mama und Hugo gegenüber. Diese hübschen, gutmüthigen Parteistellungen gaben der Intimität ihres innigen Familienlebens einen besonderen Reiz.

„Ein wahres Glück, daß ich in Rita eine Bundesgenossin habe,“ scherzte er, indem er sich erhob, „sonst hätten wir hier über dem Hause schon das Wappenschild Davids, und kein fremder Fuß dürfte die Schwelle überschreiten. So was hat Elkisch neulich wahrhaftig gesagt, als von Weilen's Besuch die Rede war. Elkisch und ihr auf dem gleichen Standpunkte: Um Gottes Willen Kinder, nur nicht die Lächerlichkeit! Ich schätze den alten Mann doch gewiß, und in diesen Tagen hat er sich wieder einmal glänzend bewährt bei den Magdeburgern, aber alles muß seine Grenzen haben. Jetzt aber muß ich ins Comtoir . . . ja, Fanny, wen willst Du dazu bitten?“

„Vielleicht Professor Zeidler und Jedlitzka und Bildhauer Hoffmann . . .“

„Meinetwegen . . . oder nein, sie waren lange nicht eingeladen und sollen nicht denken, daß man auf einen Regierungsrath gewartet hat, um sie bei sich zu sehen . . . das nun wieder nicht!“

Ein triumphirendes Lächeln zog um Hugo's Mund.

„Lade aus der Familie einige dazu. Justizrath Friedheim, Baumeister Robert Freudenthal und Amtsgerichtsrath Lesser mit den Frauen. Das sind sechs. Wir vier und Weilen elf, also noch einen Junggesellen.“

„Vielleicht Dr. Rosenfeld?“ . . .

Er lachte. „Na, meinetwegen! Damit Du und Hugo Succurs haben! Jetzt aber muß ich fort. . . Es ist die höchste Zeit, um Bamberger noch vor der Börse zu sprechen. Adieu, Kinder! Laßt Euch nicht stören, Mahlzeit!“

Er ließ die Seinen in getheilter Stimmung beim Dejeuner

zurück. Aber jedenfalls empfing Regierungsrath Weilen noch am selben Abende eine Einladung für nächsten Sonntag zum Diner.

* *
*

Dieses Diner hatte im ganzen einen sehr angenehmen Verlauf genommen. Weilen hatte sich mit weltmännischer Gewandtheit in dem kleinen Kreise heimisch gemacht. Es war nicht schwer, mit diesen Männern in angesehenster Lebensstellung Berührungspunkte zu finden, und die Frauen waren so wohlgeartet, feingebildet und liebenswürdig, daß er rasch jedes Gefühl des Fremdseins verlor. Unbewußt lag in seinem Wesen etwas Zutrauliches, was über die Peinlichkeit der ersten Begegnung hinweghalf. Die Begrüßung zwischen ihm und seinen Gastgebern hatte sogar etwas Herzliches und Erfreuliches, wie zwischen Menschen, die sich innerlich näher getreten sind. Besonders der Geheimrath war in bester Stimmung, und auch Rita glaubte, ihm um so freundlicher entgegenkommen zu müssen, je mehr sie für Hugo's Haltung besorgt war. Aber ihre Befürchtungen schienen grundlos. Er war doch zu wohlerzogen, um außer Acht zu lassen, was er als Sohn des Hauses den Gästen schuldig war. Sein Benehmen war daher, wenn auch reservirt, doch von tadelloser Höflichkeit. Der Regierungsrath Dr. Weilen war ein fait accompli für ihn, mit dem er sich abzufinden hatte. Dieser aber fühlte sich bald ganz zu Hause in der Gesellschaft. Man sprach nicht über die verwandtschaftlichen Beziehungen, in denen er zu den einzelnen stand, man zeigte keine äußerliche Neugier, ein geheimes Band schien sie aber zu verbinden. Während der Mahlzeit steigerte sich das Wohlgefühl bei den Anwesenden. Weilen war von der geschmackvollen Lebensführung des Hauses ganz entzückt und, was ihm besonders angenehm auffiel, war, daß ihnen Allen diese Formen wie angeboren schienen, dieser vornehme, elegante Stil selbstverständlich. Nichts verrieth, daß sie unter anderen Daseinsbedingungen aufgewachsen waren und daß der Luxus, mit dem sie sich umgaben, nicht durch Generationen vererbt, sondern erworben war in den letzten Jahrzehnten erst. Auch in Manieren und äußeren Formen waren sie vollendet, und die Diener in Escarpins, das herrliche Porzellan, das kost-

bare Silber, die exquisiten Weine und erlesenen Speisen schienen ihnen so zu entsprechen, wie den aristokratischen Gesellschaften, in denen er sonst verkehrte. Der Glanz, von dem sie umgeben waren, erfüllte ihn mit Befriedigung, nicht um dieses Reichthums willen, sondern um der Art, wie sie ihn trugen. Er fühlte sich zu ihnen hingezogen, sich ihnen geistesverwandt.

Besonders Justizrath Dr. Friedheim war ihm sehr interessant. Ein Vetter von Frau Benas väterlicherseits. Ein Mann mit starkem, charakteristischem Kopf auf einem kleinen, untersetzten Körper. Er war durch seine hervorragenden Kommentare zum Handelsgesetzbuch in der juristischen Welt wohlbekannt und hatte während der vorletzten Reichstagsperiode eine hervorragende Rolle gespielt in der nationalliberalen Partei. Eine Wiederwahl hatte er dann abgelehnt unter dem Vorwande seiner angegriffenen Gesundheit. Wer den überaus rüstigen, im besten Mannesalter stehenden Mann sah, konnte sich jedoch leicht sagen, daß andere, tiefer liegende, unausgesprochene Gründe diesen thatkräftigen, bedeutenden Politiker dem Arbeiten fürs Vaterland entfremdet hatten. Ihm zur Linken saß die Hausfrau, die Weilen zu Tisch geführt hatte, während Frau Amtsgerichtsrath Lesser die Tischdame des Justizrathes war. Eine hübsche Blondine mit prachtvollen Zähnen, einem lebhaften Gesicht und etwas temperamentvollen Bewegungen. Sie beklagte sich soeben bei ihrem Nachbar, daß es jetzt gar nicht mehr möglich sei, in den Reichstag zu kommen, seitdem er nicht mehr Abgeordneter sei.

„Man ist eben zu gar nichts mehr gut, theuerste Frau Cousine," hatte er darauf erwidert, „aber es bedarf nur einer Meldung beim Bureau" . . .

„Das ist so umständlich. Früher war es so nett, man saß in der Abgeordnetenloge . . . hörte Bebel und Eugen Richter."

Mit komischem Erschrecken sah sie Weilen an. „Pardon, Herr Regierungsrath."

„Die Regierung ist an schlimmere Dinge gewöhnt" . . . scherzte der Justizrath.

Nur einen Augenblick war sie in Verlegenheit und er-

widerte dann schlagfertig: „Es geht uns dann so wie der Regierung!“

„Wir können uns keine angenehmeren Leidensgefährten wünschen,“ sagte Weilen galant und hob sein Glas, um mit ihr anzustoßen.

Es war unvermeidlich, daß die Unterhaltung hin und wieder eine Wendung nahm, die manchmal gewisse Anspielungen herausforderte, so sehr man bemüht war, das Gespräch mehr um litterarische und künstlerische Fragen zu gruppiren als um politische. In einem Kreise geistig hochstehender Männer ist das aber schwer, und die dazu gehörigen Damen schienen mit den Tagesfragen auch völlig vertraut. Mit richtigem Takt und Geschmack wußten sie jedoch Alles zu vermeiden, was provokant hätte erscheinen können. Und wenn sie auch witzig und geistvoll ihre Ansichten aussprachen, so lief nichts unter, was ihn hätte verletzen können.

Als die Tafel aufgehoben wurde, war man in animirtester Stimmung. Das angeborene Temperament kam dabei deutlicher zur Geltung. Nicht weniger beim Regierungsrath, wie bei allen übrigen.

Friedheim, Lesser und Weilen saßen plaudernd beim schwarzen Kaffee im Rauchzimmer. Der Geheimrath und Baumeister Freudenthal besichtigten den Grundriß einer Villa am Wannsee, die diesem zum Kauf angeboten war. Die Damen und die beiden jungen Herren hatten sich in den Musiksaal begeben, und bald erschallte von dort in meisterhaftem Vortrag Wagners Feuerzauber.

„Wer spielt so künstlerisch?“ fragte der Regierungsrath.

„Frau Baumeister Freudenthal. Sie war eine berühmte Virtuosin, als mein Vetter sie heirathete. Vielleicht haben sie ihren Künstlernamen gehört: Flora Bensheimer.“

„O, natürlich! Die gefeierte Pianistin?“ fragte er interessiert, „und sie ist die Gattin des Herrn Baumeisters? Hat der Kunst entsagt?“

„Soweit sie nicht den Familienkreis damit erfreut. Als unser Vetter sie vor 10 Jahren heirathete, spielte sie noch dann und wann öffentlich zu wohlthätigen Veranstaltungen, aber auch das hat sie in den letzten Jahren aufgegeben“ . . .

„Dadurch büßt aber die Wohlthätigkeit sehr viel ein und die Oeffentlichkeit.“

„Freudenthal läßt die Wohlthätigkeit dabei nichts verlieren,“ sagte der Amtsgerichtsrath. „Er ist sehr reich und giebt mit vollen Händen, überall, nur der Oeffentlichkeit glaubt er nichts mehr geben zu müssen. Das wundervolle Talent seiner Frau hat er geborgen, seit es einmal begeisert wurde. Sein Geld kann er unbemerkt ausstreuen, die Kunst seiner Frau muß er verbergen, wenn sie nicht die Beachtung aller Welt auf sich lenken soll.“

„Aber das ist egoistisch.“

„Vielleicht! Er ist etwas Sonderling. Die Ehe ist kinderlos, und er sieht in seiner Frau Alles. Weib und Kind zugleich.“

„Und hat sie sich leicht entschlossen, dem Zauber der Oeffentlichkeit zu entsagen? Ihr Name hatte einen Weltruf.“

„Freudenthal hat sie in die beste aller Welten versetzt“ . . . lachte der Justizrath, „in ein behütetes, zartes, liebevolles Eheleben. Er vergöttert sie und legt ihr so viel Lorbeern und Diamanten zu Füßen, wie nur je eine Künstlerin eingeheimst hat. Lorbeern, ein ganzes Wäldchen an ihrer Villa in Nizza und Brillanten . . . na, davon müßten Sie sich von den Damen etwas erzählen lassen, die verstehen das.“

Die etwas sarkastische Art des Justizraths machte ihm viel Vergnügen, und er sagte: „Das möchte ich wirklich, jedenfalls will ich die Damen aufsuchen.“

Die letzten Töne des Feuerzaubers waren verklungen. Er hatte sich geräuschlos erhoben und ging nach dem Zimmer der Geheimräthin, durch dessen geöffnete Thür er Rita bemerkt hatte.

Sie lauschte, in stille Träumereien versenkt, dem Spiel und fuhr empor, als er, plötzlich neben ihr stehend, fragte: „Sind sie auch musikalisch, Fräulein Rita?“

„O, ja! Ein wenig. In unserer Familie wird viel musiziert. Es ist eine so wundervolle Anregung und es ist sehr viel Begabung dafür vorhanden. Ich spreche nicht von Flora Freudenthal, die nur angeheirathet ist, aber Frau Amtsgerichtsrath Lesser, eine Cousine meiner Mutter und des Justiz-

rathes, eine geborene Friedheim, hat eine herrliche Stimme, die bei den hervorragendsten Gesangsmeistern ausgebildet ist, und auch unter den übrigen Vettern und Basen wird die Musik gepflegt mit großer Liebe und feinem Verständniß."

„Es ist aber wohl ein Friedheim'sches Erbe, denn ich selbst bin ganz unmusikalisch."

Sie dachte einen Augenblick nach. „Es scheint so, Herr Dr., es fällt mir eben erst auf. Die Angehörigen von der Friedländer'schen Seite zeichnen sich durch anderweitige Vorzüge aus."

Er lächelte. „Sie sind sehr liebenswürdig."

Mit leichter Verlegenheit erwiderte sie. „Es war keine Höflichkeitsphrase, Herr Doktor. Mama's Verwandte mütterlicherseits haben sich vielfach wissenschaftlich hervorgethan. Professor Jacob Friedländer in Breslau, Professor Emil Friedländer in Marburg, Professor Felix Friedländer am Polytechnikum in Karlsruhe sind Männer von wissenschaftlicher Bedeutung, ebenso ist Professor Ernst Biedermann, dessen Mutter eine geborene Friedländer war, führend unter den modernen deutschen Malern." Stolz und freudige Begeisterung war in ihren Worten, ohne daß sie sich dessen bewußt war. Ihr Antlitz hatte sich leicht geröthet, und ihr leuchtender Blick richtete sich unwillkürlich auf den Stammbaum, der ihnen gegenüber hing.

„Sie sind gut orientirt über die Positionen Ihrer Verwandten? Verkehren sie bei Ihnen?"

Sie stutzte bei seinen Worten, als ob sie einen fremden Ton darin gefunden hätte. Ironie und Spott. Aber er blickte sie so harmlos und freundlich an, daß sie ihr Mißtrauen beschämend empfand.

„Durchaus nicht. Nur mit Professor Biedermann verkehren wir gelegentlich. Sein Beruf führt ihn sonst in ganz andere Kreise."

„Welche Kreise würden sich einem Hause wie dem Ihrer Eltern nicht gern erschließen?" sagte er nachdenklich.

„Meine Eltern wollen es nicht, seit Jahren schon. Mein Vater, dessen große, segensreiche Thätigkeit, dessen gemeinnütziges Wirken ihm ein berechtigtes Selbstgefühl giebt, verschmäht es, als der Geduldete zu gelten, der Stolz meiner Mutter ertrüge eine Zurücksetzung ebenso wenig" . . . . . sie

hielt erschreckt inne. Wozu hatte sie sich fortreißen lassen? Das alte Leid, der alte Schmerz ihres Volkes, der in jeder Generation auf's Neue emporschießt, hatte sie überwältigt, und vor einem Fremden, vor diesem Fremden hatte sie das urewige Klagelied angestimmt.

Sie sah ihn zaghaft an, mit verwirrten Mienen.

„Warum sprechen Sie nicht weiter, Fräulein Rita, oder darf ich wieder wie neulich, liebe Cousine sagen? Sie haben keine Ahnung, wie sehr mich das interessiert. Ich bin übrigens Professor Biedermann auch schon begegnet, habe mich aber nicht als Vetter vorgestellt."

„So?" sagte sie plötzlich sehr kühl.

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen. Sehen Sie, alle diese Vettern, von denen Sie vorhin sprachen . . . . man gab mir deutlich genug zu verstehen, daß man auf mich verzichtet, denn sonst hätte doch einer oder der andere von ihnen, die in gleicher Lebensstellung wie ich leben, einmal sich meiner erinnern können."

„Wie sollten sie, Herr Doktor?" rief sie eifrig. „Sie sind ungerecht! Sie sind es, der sich der Zusammengehörigkeit entzog . . . so ganz und gar, so unwiederruflich" . . . wieder stockte sie.

„Glauben Sie, daß vorurtheilslose Männer mir das nachtragen?"

„Das glaube ich nicht, aber was sollte sie veranlassen, sich Ihnen zu nähern? Für diejenigen, die der Familie bedürfen, ist diese immer zu finden. Und es giebt deren viele, ach so viele, mehr fast als die andern, die etwas erreicht haben im Leben. Da stellt sich immer eine Gemeinsamkeit ein, und das ist auch der dauernde Contakt, der alle verbindet. Und bei solchen Anlässen hört man von dem und jenem etwas und freut sich, wenn es Gutes und Großes ist. Besonders Mama ist sehr genau unterrichtet und eifrig bemüht, festzustellen, wenn wieder jemand emporgekommen ist zu Ansehn und Ehre. Und jetzt, Herr Doktor, spricht man häufiger davon als früher. Man erzählt es sich, wie zum Troste, zur Beruhigung, daß der oder jener etwas erreicht hat, wenn es auch nur das wohlverdiente ist, ohne . . . . ohne . ."

„Sagen Sie es doch gerade heraus, ohne Opfer."

Eine flammende Röthe bedeckte ihr Gesicht, und in ihren Augen schimmerte es von verhaltenen Thränen.

Bis wohin hatte sie das Gespräch geführt? Bis an die äußerste Grenze, wo sie ihn verletzen und treffen mußte!

Hilflos blickte sie ihn an und vermochte kein Wort herauszubringen, endlich stammelte sie:

„O, nein . . . . daß . . . ich . . . . das sagt man gewiß nicht . . . ich . . .“

„Warum sollte man es nicht sagen? In Wirklichkeit mag es diesen Herren nicht leicht geworden sein, die ihnen gebührende Stellung zu erringen, und darum wurde es mit besonderer Genugthuung aufgenommen, nicht nur von der Familie, sondern von der Gemeinde, vom ganzen Stamme. Ich habe das nun einmal von einer ganz unbefangenen, nicht verbitterten Seite gehört . . .“

Sie sah ihn mit weiten, zweifelnden Blicken an.

„Oder sind Sie das nicht, Fräulein Rita?“

„Nicht mehr!“ gab sie mit leisem Seufzer zurück. In diesem Augenblick trat die Mutter an sie heran.

„Rita, Betti will uns etwas vorsingen? Möchtest Du sie begleiten?“

Sie sprang empor, wie erlöst von bangem Zwange.

„Gern, Mama!“

Er betrachtete sie mit heimlichem Lächeln. Sie merkte es wohl, und auf's Neue bemächtigte sich ihrer eine ängstliche Scheu. Was mochte er nur von ihr denken? Daß sie unüberlegt und schwatzhaft wie ein thörichtes Kind an Dinge rührte, die peinliche Erörterungen nach sich ziehen mußten, Fragen, die alle mit feinem Takte umgingen, nur sie nicht — sie nicht, die die letzte wäre, die ihn kränken wollte. Wenn das Hugo gesagt hätte . . . wie würde sie gezürnt haben, und dabei wäre das noch begreiflich gewesen, aber sie . . . ist es denn wie ein Verhängniß, wie ein Fluch, daß alles dahin drängt? . . . Daß man wie im Banne dieser Fragen steht, lebt und denkt? Daß die harmloseste Unterhaltung, ohne daß man es will oder beabsichtigt, plötzlich eine Wendung nimmt, die Allem, was man sagt, eine doppelte Bedeutung giebt, eine anzügliche, angreifende . . . nichts lag ihr ferner wie dies, und nun war es doch geschehen.

Nur das Dazwischentreten der Mutter hatte sie vor weiteren Unüberlegtheiten bewahrt.

„Unsere Cousine Betti, Frau Amtsgerichtsrath Lesser, hat eine entzückende Stimme.“

„Das hat mir Fräulein Rita bereits erzählt.“

„O, Rita, Du unterhälst unseren Gast von den Talenten der Familie?“ scherzte die Mutter.

„Vortrefflich, Frau Geheimräthin! Ich habe das lebhafteste Interesse daran und bin Ihrem Fräulein Tochter wahrhaft dankbar.“

Ein fester, haftender Blick traf sie. Sie erwiderte ihn und ihre Augen ruhten in einander. Dann verneigte sie sich stumm und ging in den Musiksaal. Bald darauf erklang Schuberts „Wanderer“ in meisterhaftem Vortrag.

„Und immer fragte die Sehnsucht, wo?“ erscholl es mit schwermüthigem Tone. „Die Sehnsucht, wo?“

Er schüttelte sein Haupt, wie in Abwehr eines trübsinnigen Gedankens.

* * *

Weilen hatte sich von seinen Gastgebern verabschiedet mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. Der Geheimrath und seine Frau hatten ihn beide gleich liebenswürdig dazu aufgefordert. Die andern Gäste blieben noch plaudernd zusammen. Man hatte sich im kleinen Salon bei einem Glase Pilsener niedergelassen.

„Du kannst sagen, was Du willst, Benas, gemüthlicher ist es doch, wenn wir unter uns sind,“ sagte der Baumeister Freudenthal.

„Du bist zu exclusiv, lieber Isi,“ nahm Frau Fanni das Wort. „Ich bin gewiß die letzte, die für gemischten Chor plaidirt, seit man uns so deutlich zu erkennen gegeben hat, daß man unsere Stimme nicht gern hört, aber der Regierungsrath hat durchaus nichts, was mir im Verkehr störend und fremd erschienen wäre. Schon am ersten Abend, als er sich einführte, fand er den rechten Ton und zeigte sich wie ein Zugehöriger. Im Grunde genommen ist er es auch. Blut läßt sich nicht verleugnen.“

„Er hat sich aber lange Zeit genommen, sich darauf zu besinnen“ . . . spöttelte der Amtsgerichtsrath.

„Gott, bis sich eine geeignete Gelegenheit fand. Woher sollte er auch wissen, daß sich unter den Namen Friedheim und Lesser Verwandte bergen, er ist als Knabe fortgekommen und hat dann nie eine Veranlassung zur Anknüpfung gehabt,“ sagte der Geheimrath. „Dich, lieber Friedheim, kennt der Mann aus Deinen Commentaren, Lesser aus seiner Concursordnung, Eure Namen sind dem Juristen bekannt, aber man recherchirt dabei doch nicht auf etwaige — Mischpoche! Es hat ihn offenbar sehr gefreut, in Euch auch diese angenehme Zugabe zu finden.“ Er lachte jovial. „Das liegt in der menschlichen Natur überhaupt und ist bei uns ein ganz besonders ausgebildeter Zug, sich zu freuen, wenn in der Familie jemand zu besonderem Ansehen gelangt. Und er wird das auch nicht verleugnen. Warum? Die Entfremdung verändert nichts an der eingeborenen Natur.“

„Aber Gewohnheit und Erziehung. Wer sich ausschließt und entfremdet, ist ausgeschlossen und wird fremd,“ sagte der Baumeister.

„Weilen ist kein Beweis dafür. Was ihn hierher geführt, spricht doch eher für das Gegentheil.“

„Eine Laune, Papa! Eine romantische Grille,“ warf Hugo höhnisch ein.

„Dich darf man in solchen Dingen nicht hören, weil Dein Standpunkt Dich blind macht und fanatisch.“

„Uebrigens ist es keine so aufregende Angelegenheit, daß er herkam,“ sagte der Justizrath.

„Das konntest Du sagen, vor Jahren, nicht heut. Wer heute zu uns kommt, und sich zu uns bekennt, gehört zu uns.“

„Wenn Ihr Euch nur endlich davon frei machen wolltet, Alles katastrophal aufzubauschen, was entfernt mit der Judenfrage zusammenhängt. Ich finde es wirklich so grenzenlos gleichgültig, ob jemand kommt oder geht, wie er kommt und geht, was er denkt und thut. Das ist doch nur eine Privatangelegenheit . . . ein Einzelfall.“

„Jeder Einzelfall ist in jetziger Zeit die Sache Aller,“ rief Hugo. Ein düsteres Feuer glomm in seinen Augen.

„Und ehe wir uns versehen, ist man wieder mitten drin

in der leidigen Frage. Wirf die Katze, wie Du willst, sie fällt immer wieder auf die Beine . . ." rief der Geheimrath ärgerlich.

„Es drängt sich uns auf, ob wir wollen oder nicht," sagte der Baumeister, „der klarste Beweis, daß sie existirt. Wie eine schmerzhafte Krankheit den leidenden Körper stets an ihr Vorhandensein gemahnt. Was nützen die Morphiumeinspritzungen? Vorübergehende Betäubung. Aber das Uebel beseitigen sie nicht."

„Man will aber auch nicht ewig dieselbe Leier hören. Draußen von den anderen, dann in erkenntnißreicher Selbstbetrachtung, endlich im Gespräch, mit Freunden, Bekannten, Verwandten. Bei der erholenden Geselligkeit, wie eben hier, beim Skat, beim Diner, überall wird einem derselbe Braten angeschnitten . . . man sehnt sich dann wirklich gelegentlich nach einer kleinen Injektion, um Ruhe zu haben," erwiderte Friedheim.

„Und doch giebt es wenige, denen die Sache so nah ging, wie Dir," sagte Freudenthal.

„Eben deswegen! Glaubt Ihr, eine Wunde heilt, wenn man ewig daran tippt? Ich habe mein eigenes Morphium, mein erprobtes Betäubungsmittel. Starke Arbeit, unermüdliche Bethätigung und Fortentwickeln meiner Berufswissenschaft — das nach außen, und nach innen ein ruhiges, intimes Familienleben" . . .

„Das war nicht immer Dein Geschmack," unterbrach ihn der Amtsgerichtsrath. „Du ein Politiker! Ein Mann der großen Oeffentlichkeit. Stets bei Allem dabei, in Staat und Stadt . . . immer in Sicht."

Zwischen den beiden Vettern hatte es früher nach dieser Seite manchmal kleine Eifersüchteleien gegeben.

„Da haben wir es wieder," rief der Justizrath ärgerlich und erhob sich, „jetzt folgt bald die Fortsetzung: und wie haben sie Dir mitgespielt? Wie haben sie Dich das gelbe Abzeichen fühlen lassen, das Deine Väter trugen? Wie haben sie es vor Dir herflattern lassen, ein Wahrzeichen vergangener und, was schlimmer ist, zukünftiger Schmach? Wie haben sie es Dir gedankt, was Du ihnen gegeben in Deinen juristischen Arbeiten, in Deinem Wirken zum Wohle des Reiches und so

fort mit Grazie. Ich kenne diesen Kriegsruf und bin heute nicht in der Stimmung, ihn wieder zu hören" . . .

Der Amtsgerichtsrath und der Baumeister waren ebenfalls aufgesprungen.

„Ob Du ihn nun hören willst oder nicht," rief Freudenthal, „das ändert an der Sache nichts. Und wenn Du Dir auch Watte in die Ohren stopfst, dann machst Du Dich nur zeitweilig schwerhörig, aber um so lauter dröhnt dann der Posaunenton."

„Es genügt mir vollständig, wenn ich auch nur zeitweilig nichts zu hören brauche."

„Man kann sich das nicht so nach Wunsch und Bequemlichkeit einrichten," ironisirte Lesser.

„Warum soll man es nicht können? Was sollte uns hindern, gemüthlich beisammen zu sein statt dieser endlosen Dispute und erregten Debatten?"

„Weil das Fremde unter uns war und wir unruhig sind, aufgeregt, nervös, wie die, die in Unrast leben und heimathslos."

Aller Augen wendeten sich dem Sprecher zu. Die Damen, die stillschweigend dem Gespräch gefolgt waren, nachdem sie einige vergebliche Beruhigungsversuche gemacht hatten, und die Herren echauffiert vom Streit.

Die Worte erklangen wie aus einer anderen Welt.

Klagend, mahnend, warnend.

Es war Dr. Rosenfeld, der sie ausgerufen hatte. Totenbleich saß der junge Mann da, wie erschreckt über seine unberufene Einmischung in den Familienstreit. Er und Hugo hatten sich wie während des ganzen Abends auch bei dem letzten Gespräch still verhalten, obwohl in ihren Mienen der Antheil zu lesen war, den sie daran nahmen.

„Mein lieber Heinrich, auch Sie gehen zu weit," sagte unmuthig der Justizrath. „Da aber unsere Stimmung nun doch einmal verdorben und es außerdem spät ist, so denke ich, wir brechen auf. Die frische Dezemberluft draußen wird uns abkühlen, und wir gehen dann heim, um bei nächster Gelegenheit von vorne anzufangen."

„Wir erwarten Euch Mittwoch zum Skat," sagte Frau Baumeister Freudenthal.

„Na, da ist ja der Termin bereits festgesetzt," lachte der Justizrath.

„Also dann auf Wiedersehen am Mittwoch!"

„Auf Wiedersehn!"

* *
*

Auch Hugo und Heinrich hatten sich verabschiedet, um noch auf ein Stündchen ins Café Bauer zu gehen, wo sie mit einigen Freunden zusammentreffen wollten.

Benas, seine Fau und Rita waren allein. Sie hatten sich im Zimmer der Mutter niedergelassen.

„Es ist doch zu merkwürdig, daß man sich so leicht hinreißen läßt, wenn man unter sich ist. Friedheim und Lesser sind immer kampfbereit. Es bedarf nur der geringsten Meinungsverschiedenheit und es geht los," sagte Frau Fanny.

„Dabei sind sie gar nicht verschiedener Meinung in dieser Sache, aber das Disputiren ist nun einmal ein Merkmal unserer Rasse. Wir haben entschieden zu viel Temperament . . ." lachte der Geheimrath. Dann steckte er sich eine Cigarre an und lehnte sich behaglich in einen Fauteuil zurück.

„Ich bin nur neugierig, ob der Regierungsrath auch so ein Streithammel ist wie die übrigen Friedländer's und Friedheim's", neckte er seine Frau.

„Ach, Josua, es fehlt andern auch nicht."

„Aber Fannychen, wie kannst Du das vergleichen. Mit der durch Generationen in subtilster Talmudweisheit geübten Dialektik! Das wirkt nach. Nicht umsonst ist diese Nachkommenschaft auf allen geistigen Gebieten hervorragend. Während wir andern mit den Hasenfellen und Wollsäcken unserer Ahnen im Wappen es höchstens bis zum Geheimen Kommerzienrath bringen konnten."

Er liebte es manchmal, auf seine geringe Herkunft von einfachen Handelsleuten anzuspielen. Besonders wenn er sich als der Ueberlegene fühlte, als der ruhige besonnene Mann von Welt, der über die Reizbarkeit und Pikirtheit der andern spottete. Das versetzte ihn stets in gute Laune, und Frau Fanny, die das kannte, ging klug darauf ein.

„Natürlich, Josua! Geheimer Kommerzienrath ist garnichts . . . das glaubst Du doch selbst nicht. Ich glaube, wir haben uns einander nichts vorzuwerfen. Die Friedländer-Friedheims und die Benas. Es ist ein sehr imposanter Dreibund. Ich denke, wir können zufrieden sein."

„Und alles, was dazu gehört."

„Wenn sie auch kampeln, sobald sie zusammen sind, im Grunde des Herzens schwört einer auf den andern und ist stolz auf ihn."

„Und schließlich ist so ein bischen Debattiren ja ganz amüsant und bringt Leben in die Bude . . ."

Seine Frau sah ihn scharf an.

„Ach so, Pardon! Bude soll ich nicht sagen."

„Man soll sich wirklich nicht gehen lassen, Jo, die Sprache wird verroht, wenn man dieser vulgären Berliner Ausdrücke sich bedient."

„Aber sie sind doch so bezeichnend und kräftig beinahe wie's Mauscheln."

„Ueberlasse sie den andern . . ."

„Halt, Fannychen, siehst Du . . . jetzt hab ich Dich! Wer ist exclusiv? Wer sind die andern? Wer sind die andern? Schade, daß Hugo nicht da ist."

Er lachte vergnügt und amüsirte sich über die Verlegenheit seiner Gattin.

Diese aber faßte sich rasch und erwiderte:

„Die andern sind die Rohen, die Ungebildeten, der Plebs, mit dem wir nichts gemein haben, gemein haben wollen!"

„Und was dann noch übrig bleibt, sagt dasselbe von uns. Nur nichts gemein haben mit diesen Fremdlingen, mit diesen Eindringlingen, mit diesen Parasiten, mit diesem Ferment, das die gesunden, kraftvollen Elemente der arischen Rasse zersetzt, so lauten doch die wohlwollenden, gütigen Schlagworte."

„Und da wären wir wieder bei der Judenfrage," rief Frau Fanny etwas verstimmt. „Wir drei, im allerengsten Beieinander."

„Papa, Mama und bébé," lachte der Geheimrath.

„Das ist wirklich nicht scherzhaft, Josua," sagte sie ernst

und nachdenklich. „Es scheint wahrhaftig, als kämen wir nie mehr davon los. Als verfolge sie uns überall hin. Der Justizrath hat Recht, sie setzt sich mit uns zu Tisch, sie begleitet uns in die Gesellschaften, in die Theater und Konzertsäle, sie steht neben uns, wo wir uns hinausbegeben in die Welt, macht sich neben uns breit auf Reisen, drängt sich in unsere Träume und in unsere Gebete.“

„Du übertreibst, Fann'scherl. Die Phantasie und Beredsamkeit der Friedländer wird in Dir lebendig. Ein bischen in Superlativen denken und sprechen, das kennen wir,“ neckte er sie gutmüthig, um ihre Erregung zu beschwichtigen.

„Aber Du siehst es ja selbst, Josua! Wir setzen uns hier gemüthlich zusammen, um noch ein wenig zu plaudern, auszuruhen nach den Anstrengungen der größeren Geselligkeit, denken an nichts Schlimmes, sind im Gegentheil dabei, unseren Verwandten einen Vorwurf daraus zu machen, und ehe wir uns versehen, sind wir selbst mitten drin.“

„Ich hätte natürlich mitten mang gesagt,“ versuchte er noch einmal dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben.

„Lieber Josua, scherze nicht. Mir ist sehr ernsthaft zu Muthe. Ist denn das nicht sehr traurig, daß unser Denken nur von dieser einen Sache beherrscht wird? Daß wir uns nicht mehr davon frei machen können? Nicht darüber hinauswachsen können? Daß sie uns einschüchtert, ängstigt, kleinlich und bedenklich macht? Verbittert?“

„Ja, mein liebes Kind, wenn Du es verlangst, daß ich ernst davon spreche, muß ich allerdings sagen, daß auch ich die Zustände für sehr traurig halte, trotzdem uns Kaufleute, im großen Getriebe des Welthandels und Geldverkehrs stehend, immer noch verhältnißmäßig große Konzessionen gemacht werden, gemacht werden müssen . . . Wie lange noch? Wer kann das wissen? So eine schwärende Wunde frißt weiter trotz der Morphiumeinspritzungen, wie es Freudenthal nennt. Er kann ein Lied davon singen. Einer der genialsten Architekten, voll Geist und Geschmack mit einer künstlerischen Auffassung und Durchbildung, wie sie in unserm, grade auf dem Gebiete nicht sonderlich bevorzugten Berlin, selten an-

zutreffen sind. Seit dem Jahre 78 königl. Regierungsbaumeister, hat man ihn so vollständig bei Seite geschoben, daß er in Terrainspekulationen und Colonieanlagen seine reiche Kraft ausgeben mußte, da draußen am Kurfürstendamm, in den Villenkolonien des Grunewalds, in den Geschäftsprachtbauten der Leipzigerstraße. Selbstverständlich wird man dabei auch sehr reich und das ist jetzt ein Grund, ihm einen Vorwurf aus seiner Arbeit zu machen." Die Geheimräthin seufzte.

„Und Friedheim? Er müßte heut im Ministerium sitzen nach seinen Fähigkeiten und seinen gründlichen, bedeutenden, maßgebenden Arbeiten. Statt dessen hat er es richtig zum Justizrath gebracht. Ein Anciennitätstitel, wie beim Arzt der Sanitätsrath. Was hat er davon, wenn er als Anwalt wirklich eine Praxis von 100,000 Mk. hat? Er ist ehrgeizig, hat Streben, wie hervorragende Berufsmenschen immer, und sieht sich ausgeschaltet im Vollgefühl seiner Leistungsfähigkeit. Auch Lesser hat mir neulich erst gesagt, daß er seinen Abschied nehmen wollte. Da er am Ende seiner Carriere angelangt auf weitere Beförderung nicht mehr zu rechnen habe, so wolle er die Beamtenlaufbahn abschließen und als unabhängiger Mann nur seinen wissenschaftlichen Arbeiten leben und große Reisen machen. Sobald Hedwig verheirathet ist, können er und Betti leicht fort. Die Jungens können sie allein lassen, das Geld haben sie dazu."

„Das ist und bleibt dann immer noch das einzige, was uns die Freiheit giebt und auch die Würde," sagte sie bitter. „Das Geld haben sie dazu . . . und dann wundert man sich darüber, daß man es mit solcher Ausdauer zu erwerben sucht, mit solcher Zähigkeit es festhält und zu vergrößern strebt."

„Darüber wundert sich heut allerdings kaum noch Jemand. Nur die Neidischen und Hämischen, die es nicht haben. Aber im übrigen, Kind, das war nur ein Ausschnitt aus unserm engsten Kreise und so wie bei uns ist es überall. Hochverdiente Persönlichkeiten werden in ihrem Wirken beeinträchtigt. Bis hierher und nicht weiter, heißt es. Da sitzen sie überall, festgehalten in den ersten Entwickelungsstadien. Nicht hinaus über die Grenze, die wir

euch stecken, wir, der Staat! Ihr wollt bergauf? Seid ausgerüstet zu tüchtigen Bergsteigern, nichts fehlt euch, um die Gipfel zu erklimmen, weder der Muth, noch die Ausdauer und Kraft. Unten bleiben, ruft man ihnen zu. Unten bleiben. Die kleinen Hügelchen, die sie im ersten Anlauf genommen, ein Kinderspiel für ihre Veranlagung, sind die höchsten Punkte, die man ihnen zu erreichen gestattet. Man sägt ihnen den Ast ab, auf dem sie emporklettern wollen. Man unterbindet ihren Fähigkeiten die Lebensadern. Und daß es eine Einschränkung giebt, die in anderm wurzelt, als in der Unfähigkeit der Betroffenen, der Zuückgestellten ist fürchterlich. Diese Deklassirung der durch Zufall einem andern Glauben Angehörigen."

„So hat Hugo und seine Freunde doch nicht so unrecht, wie Du manchmal sagst?"

Aeußerste Spannung prägte sich in ihrem Antlitz aus.

„Im Prinzip nicht, aber in ihren Zielen. Das sind Hirngespinnste, Phantastereien! Ein Traum, den thörichte Knaben träumen und — kluge Frauen!"

Das junge Mädchen war dem Gespräche der Eltern gefolgt, halb in träumerisches Sinnen versenkt, halb in regerer Antheilnahme.

„Nein, man kommt davon nicht los," sagte sie mit leiser, traumbefangener Stimme. „Ich habe es auch erfahren, heute Abend, als ich mit Dr. Weilen sprach . . . wir waren plötzlich bei diesem heiklen Thema."

„Na, da hört aber wirklich Alles auf! Auch Du . . . auch er!"

Er küßte sie zärtlich auf die Stirne und fügte scherzend hinzu:

„Ich bitte Dich, sage das um Gottes Willen Hugo und Heinrich nicht. Gute Nacht, Rita."

„Gute Nacht, Papa! Gute Nacht Mama!"

Sie küßte den Eltern ehrerbietig die Hand.

„Schlaf wohl, mein Kind," sagte die Mutter, sie zärtlich auf die Stirn küssend.

* * *

Am 23. Dezember hatten einige junge Männer sich bei Hugo Benas versammelt. Sie saßen in dem geräumigen, behaglichen Arbeitszimmer seiner in der zweiten Etage des väterlichen Hauses belegenen Wohnung.

Man war in erregter Debatte begriffen, als Dr. Heinrich Rosenfeld eintrat. „So spät, Heinrich", rief einer der Jünglinge ihm zu.

Er blickte auf die Versammelten. Intelligente, scharf geschnittene Gesichter. In zweien war der Rassentypus stark ausgeprägt, bei den andern hätte auch der schärfste Blick keine Merkmale zu erkennen vermocht, die auf eine besondere Art hingewiesen hätten. Blond, blauäugig, breitschultrig. Zu ihnen gehörte er ebenfalls. Niemand hätte in ihm den Juden vermuthet.

„Wir erwarten Dich schon seit einer halben Stunde, Magnus sagte, Du wolltest um 8 Uhr da sein," rief ihm Hugo zu und zog seine Uhr. „Es ist halb neun."

„Professor Misotakis hat mich im orientalischen Seminar aufgehalten." Er legte bei diesen Worten einige Bücher und Hefte auf den Tisch. Dann zog er seinen Paletot aus, den einer der Anwesenden ihm diensteifrig abnahm.

„Hast Du bis jetzt gearbeitet?" Eine zärtliche Besorgniß klang aus Hugo's Stimme. „Komm, setze Dich hierher," er wies auf einen bequemen Fauteuil, der in der Nähe des Kamins stand, „es ist sehr kalt heute Abend, und ich wette, daß Du halb erfroren bist, ohne es nur zu merken."

Alle lachten, nur um Rosenfeld's Lippen huschte ein schwermüthiges Lächeln. „Da magst Du recht haben, Hugo! Ich bin rasch gegangen, in Gedanken versunken, und man merkt die äußeren Einwirkungen der Temperatur nicht, wenn man innerlich mit anderen Dingen beschäftigt ist."

„Ich wette, Heinrich wandelte unter Cedern und Palmen, als er unter den schneebeladenen Bäumen die Linden entlang durch den Thiergarten hierherging," rief lachend ein sehr brünetter junger Mann, indem er seinen schwarzen Schnurrbart aufwärts drehte und sein goldenes Pincenez dichter an die kurzsichtigen Augen schob.

Ein eigenthümlicher Blick Rosenfelds traf ihn. In seinen

tiefen blauen Augen, die schwärmerisch in unbekannte Fernen gerichtet scheinen, blitzte etwas auf von Energie und Fanatismus.

„Schon möglich, Sternberg," gab er zur Antwort, „warum sollte ich nicht?"

„Ich verstehe nicht, Sternberg, wie Du das, was uns heilig ist, die Erinnerung an die Geschichte unseres Volkes, profaniren und zum Gegenstand Deiner geistvollen Scherze machen kannst," sagte Hugo.

„Laß ihn doch, Hugo, warum sollen die Bilder nicht lebendig werden?" Eine schmerzliche Sehnsucht klang aus seiner Stimme.

„Nicht in übermüthigen Witzeleien!"

„Man wird doch wohl noch mal einen Spaß machen können," brummte der Zurechtgewiesene.

„Kaum! All' das, was uns einst gehörte, war zu schön und ist jetzt, wo es eine untergegangene Herrlichkeit, ein verlorenes Heiligthum für uns bedeutet, zu traurig, als daß man darüber spotten dürfte. Diese Art, mit Selbstironie und Selbstverhöhnung über die brennenden Schmerzen in unserm Innern hinauszukommen, halte ich für ganz verfehlt. Es scheint mir ein Zeichen des tiefsten Zerfalls, sich selbst zu geißeln und zu verspotten und die Lächerlichkeit, den Hohn, den die andern auf uns häufen, cynisch zu vergröbern durch eigenes Hinzuthun. Das ist würdelos und wirkt zersetzend. Ich hasse daher auch diese Schaustellungen, in denen jüdisches Wesen und jüdische Eigenthümlichkeiten der Verkommensten und Beklagenswerthesten unseres Volkes an den Pranger gestellt werden. Denn man nimmt das einfach als typisch und sagt: „Seht, so sind sie!" Wenn ich die Macht hätte, ich würde das verbieten. Auch diese schrecklichen Börsenwitze, diese Uebersetzungen von Wörtern aus der ehrwürdigen Sprache unseres Volkes in perfider, zweideutiger Auslegung. Wir stehen nicht so hoch über der Sache, um das zu dürfen. Wir sind mitten drin, soweit es Leid und Anfeindung, Kampf und Abwehr bedeutet, und wir sind weit entfernt davon, soweit es Sieg heißt. Und daran sind wir ganz allein schuld. . . Diese Lauheit, diese Gleichgültigkeit, dieses Vertuschen und diese Selbstverspottung ist unser Unglück. Vogelstraußtaktik! Immer die Augen fest zudrücken . . . nicht sehen, nicht sehen wollen und dabei denken,

die Andern seien blind. Sie aber sehen unsere Ohnmacht, unsere Schwäche, unsere Feigheit und Muthlosigkeit nur zu gut . . . wo findet man ein geeigneteres Objekt, um sein Müthchen daran zu kühlen? Weiß Gott, ich machte es nicht anders. Wer sich auf der Erde wälzt, darf sich nicht wundern, wenn er — angespuckt wird! Und auch nicht beklagen!"

Er hatte im mächtigen Ansturm seine Worte herausgeschleudert. Ein schwerer Athemzug hob seine Brust und Todtenblässe überzog sein Antlitz.

Tiefes Schweigen folgte zunächst seiner Rede. Sternberg spielte verlegen mit einem vor ihm liegenden Buche. Sein Zwicker war herabgerutscht und seine kurzsichtigen Augen flogen suchend von einem zum andern. Endlich erhob sich ein junger Mann und sprach:

„Es steckt viel Wahrheit in dem, was Benas sagte. Wir dürfen uns darüber nicht täuschen und eigentlich, wir sind ja die letzten, die es thun, wenn auch einer mal einen schlechten Spaß macht. Jeder von uns fühlt in seiner Seele den gleichen, leidenschaftlichen Schmerz wie Hugo, jeder ist von dem gleichen Stolz durchdrungen wie er und von dem hochgemuthen Willen, Wandel zu schaffen."

Diese beschwichtigenden Worte machten einen guten Eindruck. Dr. Erich Magnus, ein junger Arzt und Sohn eines sehr angesehenen, wohlhabenden Hauses, war als Friedensstifter bei Meinungsverschiedenheiten der Kameraden wohlgelitten. Er war es immer, der das versöhnende Wort fand für die bei den lebhaften, verschieden gearteten Jünglingen unvermeidlichen Streitigkeiten und Reibungen. Man nannte ihn daher auch das Oelblatt und er war stolz auf diesen Beinamen.

„Oelblättchen hat recht wie gewöhnlich," sagte Hugo und reichte Sternberg seine Hand über den Tisch.

„Es war nicht bös gemeint, Siegfried. Und vor Allem ganz unpersönlich, das weißt Du. Mich riß der Gegenstand fort."

Sternberg war sofort bereit, einzulenken. Er ergriff Hugo's Hand, sie herzhaft schüttelnd.

Oelblättchen erhob hierauf sein Bierglas und, sich zu beiden wendend, und dann zu den übrigen, sagte er:

„Ich komme Euch einen Ganzen!“

„Prosit!“

„Prosit!“ Sie stießen an und die kleine Verstimmung, die Platz zu greifen gedroht, war damit vollständig beseitigt.

Gleich darauf nahm Dr. Rosenfeld einen Brief aus einer Mappe und sagte:

„Ich habe Euch ein sehr merkwürdiges Schreiben mitgebracht, das ich heute von Franz Rakenius aus Frankfurt am Main erhielt. Er weilt einige Tage bei seinen Verwandten zu Besuch, bevor er sich für Ostafrika zur Verfügung stellt. Ihr wißt, daß er ein gläubiger Protestant ist, der Sohn eines Pastors und einer durch und durch kirchlich gesinnten Familie zugehörig. Sein Großvater war Superintendent, sein Onkel ist der berühmte Kirchenrechtslehrer in Halle, und es scheint mir bemerkenswerth, was ein Angehöriger dieses Kreises über unsere Sache sagt.“

Er hatte mit leiser Stimme gesprochen und faltete den Brief auseinander. Dann ließ er den Blick auf die Anwesenden umherschweifen. Spannung und Erwartung lag auf allen Gesichtern. Man wußte, daß vor Jahren, in den ersten Semestern ihrer Studienzeit, eine innige Freundschaft zwischen Rosenfeld und Rakenius bestanden hatte. Sie hörten zusammen dieselben Vorlesungen, bereiteten sich zugleich für das Examen vor und hatten ihren philosophischen Doktor an demselben Tage gemacht. Rakenius ging dann zur Fortsetzung seiner theologischen Specialstudien nach Halle, während Rosenfeld in Berlin blieb. Schon als Student hatte er bei dem immer stärker werdenden Antisemitismus sich für die verschiedenen Bestrebungen, eine Milderung und Besserung dieser unwürdigen Zustände herbeizuführen, interessirt. Er besuchte Versammlungen, schloß sich verschiedenen Vereinen an, war auch eine Zeit lang Zionist und griff mit Begeisterung schließlich die Idee auf, den verfolgten Juden durch Begründung von Ackerbaukolonien in Palästina Zufluchtsstätten zu bereiten. Ob andere tiefere Ideen in ihm ruhten, wußte man nicht, aber er hatte dann diese Ideen in sich umgestaltet und später eine ansehnliche Schaar Gleichgesinnter um sich versammelt. Nicht nur die armen verhetzten Söhne des Ostens, die unter Hunger und Qual, unter Verachtung und Hohn

der arischen Commilitonen hier ihre Studien betrieben, sondern auch junge Männer aus den ersten, reichsten und wohlangesehendsten Familien.

Dr. Rosenfeld hatte etwas Werbendes in seiner Natur. Wer mit ihm in Berührung kam, hing ihm an. Schon seine äußere Erscheinung, in der bei körperlicher Kraft doch etwas unendlich Sanftes und Mildes lag, gewann ihm Sympathieen. Und so war sein Wesen. Schlicht, einfach und bescheiden. Aber man empfand, daß unter diesen liebenswürdigen Umgangsformen die Energie und Unerschrockenheit eines echten Demagogen sich bargen. Man war überzeugt, daß er in innerster Wahrhaftigkeit und Klarheit seinen Ueberzeugungen stets den schärfsten Ausdruck geben würde, wo es Noth that. Er beschäftigte sich in neuerer Zeit fast ausschließlich mit jüdischen Fragen und betrachtete alle Erscheinungen im politischen und gesellschaftlichen Leben nur im Zusammenhange mit dem, was seine Seele ganz erfüllte. So hatte er einen großen Einfluß auf seine Gesinnungsgenossen gewonnen und nahm eine führende Stelle unter ihnen ein. Hugo Benas, Erich Magnus und Siegfried Sternberg hatten sich ihm innig angeschlossen. Und diese bildeten innerhalb der übrigen Genossen eine Gemeinschaft für sich, die aber dem allgemeinen Interesse mit höchstem Eifer diente. In den Versammlungen waren sie die Wortführer, wozu ihre Bildung und ihre Lebensverhältnisse sie besonders geeignet machten. Jeder von ihnen hätte nach Geburt, Vermögen und Rang die angenehmste gesellschaftliche Position anstreben und erreichen können, wie sie jungen Aerzten, Juristen, Gelehrten sich leicht erschließt. Jeder von ihnen aber kannte nur ein Ziel, der Sache ihres unglücklichen, verfolgten Stammes sich zu widmen. Das bildete auch den Gegenstand ihrer Gespräche, wenn sie wie heute nur im vertrauten Freundeskreise beisammen waren. Man erwartete daher mit Ungeduld Rosenfeld's Mittheilungen.

„Laß hören, was Rakenius schreibt," rief Sternberg.

Heinrich sah in den Brief. „Er schreibt: Ich kann Deine Verstimmung vollständig begreifen und Dir nachfühlen, lieber Rosenfeld. Es gehört eine Selbstentäußerung dazu, wie sie stolze Naturen, Menschen von Geist und Gemüth, starke Individualitäten nicht aufbringen können und meinem

Gefühl nach nicht aufbringen sollen, um das zu erdulden, was man Euch Juden zumuthet. Daß es geschieht und ob es berechtigt ist, ist ein Punkt, über den ich mich im Augenblick nicht äußern möchte. Du weißt, wie wahrhaft treu ich Dir zugethan war und bin. Ich hatte keinen bessern Freund, keinen liebern Studienkameraden als Dich. Schon die Uebereinstimmung in Bezug auf die philosophischen Fragen, die uns damals beschäftigten, die Gleichartigkeit der Anschauungen, mit der wir Welt und Dinge ansahen, unsere völlig analoge Auffassung über verschiedene Probleme des sozialen Lebens waren die sicherste Gewähr unserer Freundschaft. Und darüber brauche ich Dir keine weiteren Versicherungen zu geben. Ob ich dieses Persönliche vom Allgemeinen trenne, vermag ich nicht zu sagen.

„Ich habe mich viel mit der Judenfrage beschäftigt, seit Du mir schriebst, daß sie Dich jetzt ausschließlich in Anspruch nimmt. Sie drängt sich außerdem uns auf, überall. Innerhalb meines Berufes, innerhalb der Welt, in der ich lebe. Du weißt, daß ich Priester bin mit Leib und Seele und immer mehr bin ich es geworden, seit ich mich vertieft habe in den Geist unserer protestantischen Lehre. Wie sehr ist es zu beklagen, daß die besten unter euch ihrer Segnungen nicht theilhaftig werden, denn wer das Glück hatte, Dich Freund zu nennen, weiß euch zu schätzen und ich muß gerechterweise mir sagen, so wie Du, mögen Viele sein. Aber ob ihr nicht könnt, ob wir nicht wollen — das Resultat bleibt das gleiche und dieses Resultat ist nicht zu bestreiten. Ich fand in diesen Tagen einen Ausspruchs Feuerbach's, der vielleicht einen Aufschluß giebt über das, was man den Juden so oft zum Vorwurf macht, das Heraustretenwollen, Sichaufdrängen: „Die Gleichgültigkeit unseres individuellen Daseins aufzulösen," sagt er, „ist der Zweck unseres Lebens, der Trieb unserer Handlungen, die Quelle unserer Tugenden wie unserer Fehler und Mängel. Der Mensch soll und will etwas Distinktes werden. Er soll und will sich einen qualitativen Werth, eine wesentliche Bedeutung geben. Als bloßes Individuum verliert er sich als ein der Art nach unterschiedsloser Wassertropfen in dem langweiligen Strom der gleichgültigen Vielheit. Verliert der Mensch die Interessen, die sein individuelles Wesen specificiren, kommt ihm die Gleichgültigkeit seiner ent-

blößten Individualität zum Bewußtsein, so verliert er den Unterschied zwischen Sein und Nichtsein, das Dasein wird ihm zum Ekel, er endet mit Selbstmord, d. h. er vernichtet sein Nichts. Es ist nun natürlich, daß dies Streben nach einer Distinktion des Individuums am meisten in der Klasse der Gesellschaft zum Durchbruch kommt, welche social untergeordnet als fremde Rasse oder Religionsgenossenschaft von der Majorität unterdrückt werden. Man will gelten und greift, um dies zu erreichen, zu dem besten Mittel sich Geltung zu verschaffen, zur Auszeichnung auf dem Gebiete der Wissenschaft. Daher stellen beispielsweise die Juden ein so starkes Kontingent zur Klasse der Studirenden, und sie scheuen nicht die Folgen einer Schwäche in den Anlagen, die Mittelmäßigkeit." Ja, wenn man diese Definition Feuerbach's jedem von Euch zur Entschuldigung auf dem Wege geben könnte, lieber Rosenfeld! Aber auch dann würden sie wie Conrad Bolz ausrufen: „Es ist eine Entschuldigung, aber keine gute" und vor allem — wir wollen sie nicht annehmen. Denn sie beeinträchtigt uns, sie engt uns ein . . . wir wollen der Entfaltung fremder Individualitäten keinen so breiten Spielraum gewähren, wir brauchen den Platz für uns selbst. Die Folge davon wäre, daß diese Fremden darauf verzichten müßten, ihre Individualität herauszuarbeiten und das zu erstreben, was ihnen Distinktion giebt, sie in der gleichgültigen Vielheit unterscheidet. Das aber vermöchtet ihr nicht — warum auch? Es ist so viel Begabung, so viel Geist, so viel Thatkraft bei Deinen Glaubensgenossen und es wäre Selbstmord, begangen von den Individualitäten Deines Stammes, wenn sie dem Auflösungsprozeß in der Vielheit sich willenslos anbequemten, statt sich zu retten zum Wohle des eigenen Volkes.

Ob diese zu erreichen ist, kann ich nicht beurtheilen! Schwer mag es sein! Unendlich schwer! Aber unter Euch war einmal Einer, der das Schwerste vollbracht: Die Welt zu erlösen.

Sollte es sich aber als unausführbar erweisen, dann sehe ich nur einen Weg: Bekennt Euch zu dem, der hervorgegangen aus Eurer Mitte! Die Bedeutenden, die Großen, die Hervorragenden unter Euch müßten auch da voran

schreiten. Es werden Generationen vergehen, bevor die Spuren verwischt sein werden, bevor man die Hinzukommenden für voll ansehen wird, aber die Zeit wird auch das zur Reife bringen.

„Solltest Du also einmal anderen Sinnes werden, dann komme zu mir . . .“

„Das ist ja die reine Proselytenmacherei,“ brauste Sternberg auf.

„Du kennst Rakenius nicht,“ erwiderte Rosenfeld trübselig. „Nichts ist's, als ein Beweis, wie auch die Besten, die Vorurtheilslosesten und Verständigsten unter ihnen denken.“

„Sonderlich vorurtheilslos finde ich den Brief grade auch nicht,“ sagte Hugo verstimmt.

„So denken und fühlen sie aber — es kommt zum Durchbruch, auch wenn sie noch so sehr bemüht sind, unsere Eigenart zu erfassen. Rakenius hat mir nie zum mindesten Bedenken Veranlassung gegeben. Er war der Entgegenkommende in unserm Freundschaftsbündniß, weil, wie es natürlich ist, wir immer die Zurückhaltenden sein müssen, aus Furcht, mißverstanden, für zudringlich gehalten zu werden. Und was er schreibt ist seine innerste Ueberzeugung. Sie kennen keinen Ausweg für uns als den letzten, und er hat sich mir darin auf's Neue bewährt, daß er wenigstens versucht auch den andern zu verstehen.“

„Es ist stets dieselbe Geschichte. Auch unsere Vertheidiger sind unsere Ankläger,“ sagte Magnus schwermüthig. „Während Feuerbach einerseits die Berechtigung nachweist, giebt er andererseits die Schwäche in den Anlagen, die Mittelmäßigkeit zu . . .“

„Bei der Vielheit. —“

„Diese aber studirt bei den andern eben nicht und so kommt es wieder auf dasselbe hinaus . . . trotz Schwäche und Mittelmäßigkeit drängt man nach vorn, dazu aber ist man nicht berechtigt, als Fremdling gewiß nicht.“

Nachdem sie über diesen Gegenstand noch eine Weile gesprochen hatten, verabschiedeten sich Magnus und Sternberg. Heinrich und Hugo blieben allein. Mit ihren Gedanken

beschäftigt schwiegen sie einige Zeit, dann fragte Hugo besorgt den Freund: „Bist Du müde?“

„Ach nein, nur etwas abgespannt.“

„Kann ich Dir noch von etwas anderm heute Abend sprechen.“

„Gewiß!“

„Ich bin beunruhigt durch das Eindringen Dr. Weilen's in unseren Familienkreis. Was will er? Was bedeutet dieses Interesse, diese Zutraulichkeit? Er kommt oft . . . wie ein Zugehöriger . . . wie ein Vetter . . . man sieht ihn gern. Alle, nur — ich nicht, dagegen befürchte ich eine besonders . . . Rita!“

Heinrich wurde sehr bleich, als Hugo dies sagte. Er biß die Lippen aufeinander, stützte den Kopf in die Hand und erwiderte nichts.

„Was hältst Du davon, Heinrich? Du kennst doch meine Schwester auch sehr gut . . . in den philosophischen Stunden, die Du ihr giebst, lernt man doch eine Mädchenseele gewiß leicht kennen . . . was denkst Du?“

„Wer wollte sagen, er kenne eines andern Menschen Seele? Besonders die einer so innerlichen Natur wie Rita?“ antwortete er mit schleppender Stimme. „Aber, weißt Du, Hugo, ich fühle mich doch ermüdeter als ich glaubte und möchte gehen.“

„Soll ich Dich begleiten?“

„Nein, danke! Es ist spät und hat keinen Zweck, daß Du noch in die Kälte hinaus gehst.“

„Also dann auf Morgen!“

„Gute Nacht, Hugo!“

Langsam ging er die Treppen hinab. Das ganze Vestibule war noch hell erleuchtet. Als er vor dem Corridor in der ersten Etage anlangte, öffnete sich die Thür und der Diener ließ Weilen hinaus.

„O, guten Abend, Dr. Rosenfeld,“ begrüßte er in liebenswürdiger Laune den vor ihm Stehenden.

„Guten Abend, Herr Regierungsrath.“

„Man übt, wie es scheint, Gastfreundschaft in allen Etagen dieses Hauses. Sie kommen gewiß von Hugo?“

Er verbeugte sich zustimmend.

Sie waren indeß unten angelangt und verließen gemeinsam das Haus.

* * *

Es war ungefähr elf Uhr, als Dr. Rosenfeld seinen Freund verlassen hatte und dieser war nicht wenig erstaunt, als es kaum eine Viertelstunde später an seine Thür klopfte. Elkisch, der alte Prokurist der Firma Josua Benas trat bei ihm ein. Er hatte in einem Seitenflügel des Hauses seine Junggesellen-Wohnung und eine ebenfalls unverheirathete Schwester führte ihm seinen Haushalt nach streng rituellem Brauch. Als der Vertraute der Familie Benas genoß er besondere Rechte, und man ließ den alten Sonderling gewähren, überzeugt davon, daß er in höchster Anhänglichkeit dem Hause zugethan war. Im Geschäft galt er als ein Unikum von Gewissenhaftigkeit, Treue und Tüchtigkeit. Die jüngeren Angestellten wußten, daß ihr Wohl und Wehe in seiner Hand lag, da der Kommerzienrath in geschäftlichen Angelegenheiten nichts that ohne seinen Rath. Aber auch um die Familienangelegenheiten glaubte er sich bekümmern zu dürfen, und auch da ließ man ihn gutmüthig gewähren, durchdrungen davon, daß das Wohl des Hauses ihm höher stand, wie sein eignes, und wenn man auch seinen sonderbaren Wünschen nicht Rechnung tragen konnte, so duldete man seine Einmischung ohne allzuviel Widerspruch. Man findet in jüdischen Häusern häufig solche Persönlichkeiten, denen die Pietät Rechte einräumt, die in der Vergangenheit wurzeln und mit der nachmaligen Entwickelung des Hauses in gar keinem Einklang stehen. Elkisch war schon bei Benas sen. in Lissa eine Vertrauensperson gewesen und das hatte ihn dem Sohn werth gemacht und sich auf dessen Kinder vererbt. Er duzte Rita und Hugo und beide hatten eine besondere Anhänglichkeit an Elkisch. Als Kinder hatten sie viele Stunden täglich in seiner Wohnung zugebracht. Er und seine Schwester waren erfinderisch, ihnen immer neue Ueberraschungen und Freuden zu bereiten, und besonders den Zauber des altjüdischen Lebens lernten sie dort kennen. Der Freitag-Abend und der Sabbathausgang, die Sederabende und die Heiligung der hohen Festtage wurden streng gehalten und den glänzenden,

erstaunten Kinderaugen erschloß sich so die versunkene Welt, der im Elternhause wohl noch eine pietätvolle Erinnerung bewahrt wurde, ohne daß man ihre Formen aufrecht hielt. Bei Rita wirkte das auf die Phantasie, bei Hugo auf den Verstand. Sie erfreute sich an diesen eigenthümlichen Gebräuchen, er grübelte darüber nach. Rita jubelte und lachte, wenn Onkel Elkisch bei solchen Anlässen mit Feierlichkeit und Würde die weihevollen Handlungen vornahm, Hugo empfand als Knabe schon die Schauer der großen Vergangenheit, der sie entstammten. So lebten die Kinder in zwei Welten. Das Haus der Eltern wurde ganz „modern“ geführt und gerade, als Rita und Hugo noch ganz jung waren, hatte man, wie vor zwei Jahrzehnten in den meisten Judenhäusern, in Lebenshaltung und äußerer Führung Alles abgestreift, was von den Andersgläubigen trennte. Als aber dann die Zeit kam, wo man zu einer innerlichen Rückkehr gedrängt wurde, standen die inzwischen Herangewachsenen den veränderten Verhältnissen nicht so fremd gegenüber, wie es ohne Elkisch's Einfluß der Fall gewesen wäre. Sie verstanden und fühlten es, warum man diese Opfer brachte und sich nicht fahnenflüchtig einer Religion entzog, deren Grundgedanken in eine große, ruhmreiche Zeit hinabreichten, und die das Band war, welches das Volk zusammengehalten, als es zerstreut worden war durch alle Lande. Elkisch's Bedeutung wuchs in ihren Augen. Hatte er nicht recht gehabt, sich niemals den andern zu gesellen? Er empfand nun auch die Zurücksetzung nicht so bitter, unter der sie leiden mußten. Ganz besonders Hugo, der als Student schon in fortwährende Berührung mit einer seinem Stamme feindseligen Welt kam, dann als Soldat und als Referendar unausgesetzten Kränkungen, versteckten und offenen Angriffen sich ausgesetzt sah, weil er ein Jude war. Das verbitterte ihn, und intimer und bewußter denn je hatte er sich dem alten Manne angeschlossen, den ein ebenso leidenschaftlicher Haß gegen die Bedrücker wie ein frommer Eifer für den Glauben beseelte. Es war ihm daher sehr angenehm, als er ihn jetzt bei sich eintreten sah.

„So spät noch, Elkisch?“ begrüßte er ihn freundlich. „Was führt Sie her? Schade, daß Sie nicht früher kamen.

Sie hätten Dr. Rosenfeld heute Abend hören sollen, das Herz im Leibe hätte Ihnen gelacht."

„Mein Herz weint und schreit in meinem alten Leibe und kann nicht mehr lachen! Hugo, was soll daraus werden? Nie mehr wer' ich lachen, Hugo, nie mehr. Mit Zores werd' ich in die Grube fahren . . ."

„Was fällt Ihnen denn ein, Elkisch! Sie haben vorher noch Anderes zu thun, und gefreut hätten Sie sich, wenn Sie heute Abend unsere Freunde hier gesehen hätten. Dr. Rosenfeld, Dr. Magnus und Referendar Sternberg."

„Was hab' ich von die Doktoren und Referendare, wenn hier Chaswe scholem Gefahr droht?"

„Wieso Gefahr?"

„Bist Du denn blind, Hugoleben, und taub? Willst Du nichts sehn und hörn oder siehst Du nich und hörst Du nich? Hier oben gründet ihr jüdische Vereine, Du und Deine Freunde, Rosenfeld redt und Sternberg schimpft und Oelblättel hofft und Du denkst . . . und denkst nicht an das nächste, an das, was unten geschieht. Ein Tag um andern kommt er, der Posche Jisroel und sitzt unten, der feine Herr Regierungsrath und macht sich liebenswürdig und spielt sich aus auf Mischpoche und Chawrusse, und Rita sitzt dabei, mein Ritaleben, und hört auf die Chochmes und die geistreichen Gespräch' und sieht den schönen, noblen Herrn . . . und . . . und . . ."

„Aber, Elkisch, beruhigen Sie sich nur . . . Was fällt Ihnen denn ein? Papa und Mama sind dabei und auch ich und öfter auch die andern Verwandten."

„Eben deswegen! Ich fürcht' mich nicht, er wird sie verführn, wie ein Balmechome e Schicksel . . . das giebts, gelobt zu Gott, nicht bei uns Juden, aber verführn wird er se mit seine Gedanken und noble Manieren und de große Stellung und was weiß ich noch Alles . . . abtrünnig wird sie werden . . . abtrünnig wie er selber."

Hugo, der ja selbst Bedenken gegen den sich immer freundschaftlicher gestaltenden Verkehr Weilen's mit seinen Angehörigen hatte, war erschreckt über den Schmerzensausbruch des alten Mannes.

„Sie sehen zu schwarz, Elkisch. Bei uns haben doch

früher auch hochgestellte Persönlichkeiten verkehrt, auch Christen."

„Das waren Original-Gojim, in der Wolle gefärbt. Nix wie er . . . un nix verwandt, zu Buß gesagt! Und wenn sie hergekommen sind, haben sie wolln die feinen Diners und den guten Champagner, direkt aus Frankreich. Ich kanns wissen, denn ich hab' die Rechnungen bezahlt. Und die echten Cognacs und Cigarren mit Leibbinden. Kleinigkeit! Der Herr Kommerzienrath hats dazu. Was soll man da sagen? Lachen muß man und . . . und verachten muß man sie! Wenn sie gekommen sind und sich verbeigt haben und die Füße abgelaufen, wenn se Geld gebraucht haben. Viel Geld. Für Wohlthätigkeit und für Monumenter, und für Stiftungen und für allerlei . . . sogar für — Kirchen! Warum nicht? Dazu ist der Jude immer gut gewesen. Und nie hab ich den Herrn Geheimrath abgerathen zu geben — er hört noch manchmal auf mein Wort, und wenn er sagt, ‚mit Eizes bin ich versehn, Elkisch,' so meint er nichts anders damit wie, was denken Sie von der Sache, Elkisch? Und ich hab' immer gedacht; geben kann nix schaden und nehmen gewiß nix. Und wenn die andern gekommen sind, die Künstler, und haben der Frau Geheimrath von ihre Bilder erzählt und Büsten und haben sie in die Ateliers eingeladen und Musik gemacht für 1000 Mark den Abend und dann noch die Konzertbillete. Nie habe ich was dagegen gesagt . . . nur gedacht hab' ich mir mein Theil und was der Herr Mendel Benas in Lissa, gesagt hätt', wenn er gesehn hätt', wo unser schönes Geld hinkommt. Aber wir sind so groß geworden, warum soll'n wir nicht geben? . . . Die Zeit is gekommen, wo se uns wiedergegeben haben, mehr als wir brauchen! Das war ganz gut! Nicht für den Einzelnen, denn der hat sich gekränkt, wie Dein Vater oder wie Friedheim und Freudenthal und alle die großen Leut' unter den Juden, aber den Andern hats genutzt, denn man hat sich besonnen, daß sie auch da sind, und man hat sich angefangen zu fühlen als das, was man ist, ein Jud!"

Wenn Elkisch in Wuth gerieth, war ihm nicht so leicht beizukommen. Hugo ließ daher seine aus Entrüstung, Hohn

und Verbitterung gemischten Aeußerungen über sich ergehen, ohne ihn zu unterbrechen. Er selbst gab ihm ja recht in den meisten Fällen und sah die Dinge zwar im Lichte einer modernen Anschauung aber in ihrem innersten Wesen nicht anders, als der alte erbitterte Mann. Auch daß Elkisch sich des Jargons seiner Heimath bediente, um seinen Worten Nachdruck zu geben, befremdete ihn nicht. Das that er immer, wenn er in Extase gerieth.

„Und darum hab' ich immer gesagt," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „Herr Geheimrath hab' ich gesagt, meinetwegen! Jetzt aber sag' ich nicht meinetwegen! Denn der jetzt gekommen ist, will nicht blos unser Geld, er will auch unser Kind! Unser Ritaleben!"

Seine Stimme war heiser geworden und er stieß die letzten Worte wehklagend aus.

„Elkisch!"

„Ja, ja, mein Hugo! So ist es. Warum is er früher nich gekommen? Er ist doch schon lang in Berlin und hat immer gewußt, wer Josua Benas ist und wie er zu ihm steht."

„Es ist doch ein ganz bestimmter Anlaß, der ihn hergeführt hat, Onkel Leopolds Geburtstag . . ."

„Stuß! Das ist die Ausred! Man muß doch etwas sagen. Ausgerechnet! Er will Reb Löbs Geburtstag feiern. Osser, ein wahres Wort!"

„Er hätte, um zu uns zu kommen, keiner Vorwände bedurft. Er wird ganz wohl wissen, daß meine Eltern seinen Besuch empfangen hätten, wenn er ganz einfach gesagt hätte, er möchte die Verwandten seiner Mutter kennen lernen."

„Das andere klingt aber besser, romantisch. Das ist was für junge Mädel wie Rita . . . Du kannst mirs glauben, Hugo. Ich kenne sie. Kein Wort noch hat sie von ihm gesprochen und dabei geht sie rum wie im Traum. Sonst! Von allem hat sie mir und Rosalie erzählt. Von Jedlitzka, wo sie spielt, und von Skarbina, wo sie malt, und von Theater und Konzerte und von die Philosophiestunden bei Rosenfeld und ob Oelblättchen besser tanzt oder Cohnheim aus der Bellevuestraße . . . Meine Schwester und ich haben unsere ganze Freid und Unterhaltung von ihr gehabt . . .

wenn sie so Schabbes Nachmittag rüber kam, jetzt, wie früher als kleines Mädchen. Aber von ihm hat sie noch nichts geredt, keinen Ton. Als ob er gar nicht da wär. Und dabei kommt er Nachmittag zum Thee und Abends und Mittag, und im Opernhaus haben sie sich auch schon getroffen, zufällig natürlich und zufällig auf der Eisbahn, auf der Rousseauinsel . . . Die Tallien is immer dabei und die hat's meinen Neffen Redlich erzählt, der bei ihr französisch lernt. Auf französisch hat sie es ihm sogar gesagt."

Nachdenklich hatte Hugo zugehört.

„Aber, lieber Elkisch, dagegen ist doch nichts zu thun. Papa und Mama haben sehr ausdrücklich von mir verlangt, daß ich ihn mit großer Höflichkeit behandle, obwohl es mir von Anfang an peinlich war, ihn bei uns zu sehen. Ich ziehe mich daher zurück, so viel es angeht, denn daß man ihm nur mit Zuvorkommenheit begegnen kann, ist bei einem Manne wie er eigentlich selbstverständlich. Er hat wirklich etwas sehr Gewinnendes, Einfaches . . ."

„Da hat man's, da hat man's . . ." jammerte Elkisch. „Es wär' schon besser, Du ziehst Dich nicht zurück und bleibst da und paßt auf . . . daß sie sich nicht verliebt . . ."

„Da nützt kein Aufpassen . . ."

„Wieso?"

„Glauben Sie denn, Elkisch, ein Mädchen wie Rita verliebt sich in Aeußerlichkeiten. Vielleicht weil ihr jemand Komplimente macht oder die Augen verdreht und sie anschmachtet, was die Anwesenheit eines Dritten allerdings verhindern könnte?"

„In was denn verlieben sie sich?"

„Sie verlieben sich in die Persönlichkeit. In das geistige Wesen und in die Erscheinung, wenn beide sich zu einer Totalität vereinigen, die der ihren congenial ist und auf sie wirkt. Sei es ergänzend, sei es erobernd."

„Das verstehe ich nicht, Hugo. So meschugge bin ich Gott sei Dank noch nicht. Aber man könnte es werden, wenn man denkt, daß man ein gutes jüdisch Kind nicht soll abhalten können, sich in einen Posche Jisroel zu verlieben. Ich hab' Deinem Vater immer gesagt, er soll die Partie mit Reinbach aus Mannheim machen, da wär' sie jetzt längst verheirathet,

und ich bin nur neugierig, ob dem Herrn Regierungsrath dann auch eingefallen wär', den Geburtstag von Reb Löb Friedländer zu feiern."

„Aber Rita wollte doch den jungen Reinbach nicht. Und das kann man ihr nicht verargen. Diesen hochmüthigen, ideallosen Protz . ."

„Es muß welche geben mit die Ideale und welche ohne. Reinbach ist so reich, daß ich nicht weiß, wozu er die Ideale braucht."

„Na, kaufen kann er sie freilich nicht, Elkisch. Aber wir hier haben über unsere Vermögensverhältnisse doch auch nicht zu klagen und trotzdem hegen wir die idealsten Wünsche und Hoffnungen in unserm Herzen. Sehen Sie, Magnus, sein Vater ist Millionär und er sinnt auf nichts Anderes als auf die Ausführbarkeit unserer Pläne und Sternberg und Rosenfeld und ich und noch so manche, die ihr Leben in tausend Freuden verbringen könnten, statt über die Leiden ihres Volkes nachzugrübeln, und da kommt so ein süddeutscher Elegant, so ein Lebemann à la mode de Paris, ein Jude, den man dort jetzt grade verhetzt und besudelt wie nirgend anderwärts und, als man auf das Thema kommt, das uns alle beschäftigt, schnarrt er „Das Judenthum ist ein Unglück".

„Das sind Redensarten, Hugo . . ."

„Die Zeit scheint mir nicht geeignet für Redensarten," erwiderte er finster, „wer sie macht und noch dazu in so arroganter Ueberhebung ist ein Dummkopf. Und daß Rita einen solchen nicht nimmt, werden Sie doch auch in Ordnung finden."

„Mir ist ein jüdischer Dummkopf lieber wie ein geschmadter Philosoph!"

„Es giebt auch jüdische Philosophen" . . . Das feine, bleiche Antlitz Heinrichs tauchte plötzlich vor ihm auf. Er erhob sich und ging nachdenklich durch das Zimmer.

„Es ist sehr spät geworden, lieber Elkisch," sagte er dann.

„E jüdischer Philosoph ist aber keine gute Partie," rief dieser beharrlich.

„Das müßte Rita entscheiden. Nicht wir. Und deshalb wollen wir uns jetzt zur Ruhe begeben."

„Aber, Hugo, eins mußt Du mir versprechen. Paß auf . . . paß auf!"

Er reichte dem alten Prokuristen die Hand.

„Schlafen Sie ruhig, Elkisch. Ihre Befürchtuugen sind auch die meinen und Ihre Abneigung dagegen theile ich auch.“

„Das hab ich ja gewußt. Deshalb bin ich auch zu Dir gekommen. Gute Nacht, Hugo! Mit Gottes Hülfe wird noch Alles gut.“

„Hoffentlich!“

Als die Thür hinter dem Davongehenden sich geschlossen hatte, seufzte Hugo schwer auf. Es fiel ihm ein, wie rasch und unvermittelt Rosenfeld vorhin aufgebrochen war, als er von Weilen's Verkehr bei ihnen zu sprechen anfing.

„Sollte auch er“ . . Lange starrte er in die brennende Flamme, bevor er die Lampe verlöschte und sich zur Ruhe begab.

* * *

Es war am ersten Januar. Rita saß lesend im kleinen Salon. Eine trauliche Simmung ruhte über dem Raum. Im Kamin brannte ein lustiges Holzfeuer. Nur zum Schein, denn das ganze Haus war gleichmäßig von einer Centralheizung erwärmt. Aber Rita mochte es nicht leiden, wenn der Kamin kalt und öde aussah, besonders an einem Tage wie heute, wo draußen so starke Winterkälte herrschte. Da konnte man nie zu viel Licht und Wärme in der Wohnung haben, um ein rechtes Behagen zu schaffen. Es war kaum vier Uhr, aber die Lampen brannten bereits und elektrische Flammen unter bunten Glasglockenblumen schufen reizende Lichteffekte.

Durch die mit kostbaren Spitzenvorhängen verhüllten Fenster fiel der letzte Schein des verdämmernden Tages und in hastigem Wirbel tanzten große Schneeflocken vorüber. Das junge Mädchen legte das Buch aus der Hand und blickte sinnend hinaus in das Schneetreiben. Wie hübsch das war, die weißen, schwebenden Flocken, die sich haschten und jagten und dann so lautlos und gelassen niedersanken. Vom warmen, lichtstrahlenden Zimmer aus wirkte es besonders reizvoll. In starken Kontrasten. Plötzlich dachte sie an diejenigen, die in der Kälte draußen sein mochten. Ihr Blick fiel auf die Uhr. Fast vier. „Jetzt muß Mama gerade angekommen sein,“ sagte sie halblaut vor sich hin.

„Wenn nur nicht Schneeverwehungen eine Verspätung veranlassen." Sie sah besorgt aus, stand auf und trat an das Fenster.

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür und der eintretende Diener überreichte eine Karte, indem er zugleich meldete: „Herr Regierungsrath Dr. Weilen."

„Ich lasse bitten."

Bald darauf stand er vor ihr, drückte herzlich ihre Hand und führte diese dann an seine Lippen.

„Ich darf meine schriftlichen Glückwünsche von heute morgen doch mündlich wiederholen?"

Er hatte früh wundervolle Blumen mit seiner Gratulation gesandt.

„Das ist sehr gütig von Ihnen" . . . erwidert sie, bemüht, eine leichte Verlegenheit niederzukämpfen. „Und ich freue mich, Ihre Glückwünsche persönlich erwidern und Ihnen danken zu können. Nur müssen Sie mit mir allein vorlieb nehmen, denn meine Mutter hat sich gestern zu einer kleinen Reise entschlossen, die sie heut früh angetreten hat, und Papa und meinen Bruder kann ich vor sechs Uhr zum Diner nicht erwarten."

Er sah sie an, ohne ein Wort zu sprechen, und die zarte Röthe, die sich über ihr Antlitz ausbreitete, gab ihm Gewißheit, daß sie seine wortlose Antwort verstanden hatte.

Sie wußte, daß er dieses Alleinsein mit ihr wünschte, und sie wußte auch, daß er um ihretwillen so oft kam, als es die üblichen Verkehrsformen nur immer gestatteten. Seit er damals vor einigen Wochen zum ersten Male bei ihnen gewesen, hatte er seine Besuche öfter wiederholt, und man merkte es ihm an, daß er sich heimisch bei ihnen fühlte. Der Geheimrath und Frau Fanny sahen ihn gern. Er hatte mit weltmännischer Art und liebenswürdiger Vertraulichkeit sich ihnen angeschlossen. Und ohne die Grenzen zu überschreiten, die seine langjährige Entfremdung von der Familie unwillkürlich zwischen ihnen aufrichtete, wußte er doch den Ton zu treffen, der sowohl den gastlichen, als auch den verwandtschaftlichen Beziehungen entsprach. Auch Rita hatte er für sich eingenommen. Sie sah ihn gern kommen und, so wie er sich gab, zwischen Zugehörigkeit und konventionellen Formen,

hatte er ihre anfängliche Scheu so weit überwunden, daß sie in ihm bald den Vetter sah, bald den fremden Gast des Hauses. Das gab ihrem Verkehr einen eigenthümlichen Reiz. Und diese Mischung von innerer Vertraulichkeit und äußerlichem Fremdsein nahmen ihn, aber noch viel mehr sie gefangen. Wenn er kam, war es der „Herr Regierungsrath," den sie formell begrüßte, im Laufe der Unterhaltung, wenn sie lebhaft werdend seinen Anregungen folgte, dann kam der „liebe Vetter" zur Geltung, und ihm bereitete es unendliches Vergnügen, wenn sie dann eifrig und hingerissen vom Gespräch nicht erst seine Mahnung abwartete, ihn so zu nennen.

„Und welchem glücklichen Umstande verdanke ich es, Ihnen am ersten Tage des neuen Jahres so ganz allein sagen zu dürfen, welche innigen, warmen treuen Wünsche ich für Ihr Glück hege, liebe . . . liebe Rita?"

Sie hatte ihren Platz vor dem Kamin wieder eingenommen und er saß ihr gegenüber und blickte auf ihr Antlitz, das, angestrahlt von den röthlichen Flammen des Kaminfeuers und durchleuchtet von innerer Erregung, besonders reizend aussah.

„Mama ist heute morgen nach Rawitsch gereist zu Onkel Leopold, und Papa und Hugo haben Onkel Friedheim einen Besuch gemacht, der seit einigen Tagen nicht wohl ist."

Er sah sie erstaunt an. Dann zog ein kluges, feines Lächeln um seine Lippen.

„Zu Onkel Leopold nach Rawitsch ist Ihre Frau Mutter gereist? So plötzlich? Ganz unerwartet? Es war davon noch nicht die Rede, als ich am Tage vor Weihnachten hier war, obwohl wir an diesem Abende doch ganz besonders viel über Onkel Leopold und den Geburtstag sprachen."

„Mama hat sich auch erst gestern dazu entschlossen . . . es gab da so mancherlei . . . sie wollte . . . sie glaubte . . ." Vergebens war sie bemüht, eine gewisse Unsicherheit zu verbergen.

„In dieser Kälte? Bei diesem Schneewetter? Das muß besondere Ursachen haben."

„O, durchaus nicht, Herr Regierungsrath." Ihre Verlegenheit wuchs. „Mama wollte schon immer . . . und das Schneewetter fing erst heute Vormittag an, nach ihrer Abreise . . . Papa und ich haben sie zur Bahn begleitet . . .

ich bitte Sie, Herr Doktor, man reist so bequem jetzt und angenehm . . . das Coupé war so gut durchwärmt und Mama und ihre Jungfer waren ganz allein . . . heute am Feiertage reisen nur wenige. Am liebsten wäre ich mitgefahren . . . und jetzt . . . jetzt ist sie längst an Ort und Stelle. Der Zug kommt um 3 Uhr 28 an."

Erst unsicher, als suche sie nach einer harmlosen Darstellung dieser Reise ihrer Mutter, dann hastiger werdend, hatte sie gesprochen. Bei den letzten Worten flog ihr Blick nach der Uhr auf dem Kaminsims. Schäferin und Schäfer aus vieux saxe hielten das Zifferblatt und lächelten sich zärtlich an.

„Ja, um 3 Uhr 28," wiederholte sie.

„Rita!"

Er ergriff ihre Hand und hielt sie fest. „Ihre Mutter ist dahin gereist, um mir dort Eingang zu verschaffen. Meinem Wunsche Gewähr. Ganz in diplomatischer Sendung. Persönlich wollte sie für mich wirken. Mein Wortführer sein. Bedenken zerstreuen, Vorurtheile beseitigen. Das Unerwartete, Absonderliche ins rechte Licht setzen. Ihre eigene Ueberzeugung, daß es nicht eine Laune, sondern ein, in einem geheimen Winkel meines Herzens ruhendes, pietätvolles Gedenken ist, das diesen Wunsch mir erweckte, will sie zu meinen Gunsten dort sprechen lassen. Das Vertrauen, das man ihr schenkt, will sie für mich geltend machen. Sie will ihnen sagen, wir haben in oftmaligem Verkehr mit Victor Weilen, dem Sohne unserer früh verstorbenen Tante Goldine, Deiner jüngsten Schwester, Onkel Leopold, der Schwester meiner Mutter, den Eindruck empfangen, daß ehrliche Gesinnung ihn zu uns führt. Daß die geheimnißvolle Stimme des Blutes in ihm laut wurde, als er erfuhr, daß einer der unsrigen, einer, dessen stillwaltende Frömmigkeit, dessen ehrliche Gläubigkeit ihn denen doppelt ehrwürdig erscheinen lassen, die das Leben weit abtrieb vom heimathlichen Boden, das neunzigste Lebensjahr erreicht und, so im Alter der Patriarchen stehend, die Seinen um sich vereinen werde. Und diesen möchte er sich beigesellen."

Sie sah ihn an, in zaghafter Verwirrung. Langsam hatte sie ihre Hand aus der seinen gelöst.

„O . . . ja . . . aber Mama hielt es auch nöthig, sich persönlich für die Arrangements zum Geburtstage zu interessiren. Es werden so viele Menschen kommen . . . in der kleinen Stadt . . . die Verwandten dort sind gewiß unbeholfen, an solche Dinge nicht gewöhnt . . . Man muß Vorkehrungen treffen zur Unterbringung und Verpflegung . . . es ist doch ein Fest, das gefeiert werden soll."

„Wollen Sie mir die Freude meiner Auslegung zerstören, Fräulein Rita?" Etwas Schmerzliches, Kühles lag in seiner Stimme. „Das Alles hätte man brieflich erledigen können, aber, daß einer unter den Gästen sein will, ein Fremder und doch ein Zugehöriger, das mußte Ihre gütige Frau Mutter selbst begründen und befürworten. Und darum diese winterliche Reise, heute am Neujahrstage, den man sonst gern in gemeinsamer Feier verbringt! Habe ich Recht, Rita?"

„Ja," antwortete sie einfach.

Es wäre ihr unmöglich erschienen, länger nach Ausflüchten zu suchen, nachdem er die schlichte Wahrheit gefunden hatte.

Beide sprachen sie jetzt ein Weilchen gar nichts. Sein Blick haftete auf ihrem gesenkten Haupte. Es lag in diesem beredten Schweigen ein inniges Verstehen. Die tiefe Stille im Zimmer wurde nur durch das Aufknistern des Kaminfeuers unterbrochen. Rothe, zuckende Lichter sandte es über den weißen Teppich, der den Fußboden ganz bedeckte, und dann huschten sie an dem Kleide des jungen Mädchens entlang in flimmerndem Scheine.

Nachdem sie einige Minuten lang in ihren Gedanken verharrten, sagte er: „Ich weiß es, daß Ihre Mutter meinem Wunsche Erfüllung erwirken wird. Sie ist eine gute Fürsprecherin. Und ich werde an diesem Tage neben Ihnen sein, Rita . . . neben Dir!"

Und, als könne er den auf ihn einstürmenden Gefühlen nicht länger gebieten, sprang er empor, nahm sie in seine Arme und flüsterte ihr leise ins Ohr: „Meine Rita!"

Sie ruhte wie betäubt an seiner Brust. Selige Schauer machten sie erbeben. Was in ahnungsvollem Zagen, in

bangen Zweifeln ihr Herz in diesen letzten Wochen bewegt hatte, erstand vor ihr in beglückender Wirklichkeit.

Er liebte sie.

Er!

Er hatte ihr Antlitz zu sich emporgerichtet und las das Bekenntniß ihrer Liebe in ihren Augen, die in reinem Feuer ihn anstrahlten.

Ein wundervolles Gefühl durchdrang ihn.

Was sie ihm gab, war die Liebe, wie sie in süßem, heimlichem Verlangen, in keuscher reiner Gluth, in seltsamer, heißer Scheu aufflammte in den Herzen der Töchter jenes Volkes, dem er sich einst thöricht abgewendet hatte.

Als wäre etwas von seinem Gedankengang in ihr wach geworden, entwand sie sich langsam seinen Armen, barg das Gesicht in ihren Händen und eine Thränenfluth löste die Beklommenheit ihrer Seele.

Er führte sie zu dem Platz zurück, von dem er sie vorhin so stürmisch emporgezogen hatte, ließ sie darauf herabgleiten, kniete vor ihr nieder und umschlang sie mit sanfter Zärtlichkeit.

„Rita! Liebe, süße Rita! Theures Kind! Du weinst? Was macht Dich traurig? Was erschreckt Dich?“

„Das Glück!“

Da preßte er sie wiederum heftig an sich und rief aus:

„Du sollst es kennen lernen in freudiger Schönheit. Beseligen wird es Dich, nicht traurig machen!“

„Du vergißt, was uns trennt . . .“ stammelte sie angstvoll und suchte sich von seinen Armen zu befreien.

Er fuhr jäh zusammen. Dann aber warf er mit stolzer, siegesgewisser Gebärde den Kopf zurück und, sie liebkosend, sagte er stark:

„Was uns trennte, führt uns zusammen! Mein Lieb, mein holdes Lieb!“ Sie hing an seinem Halse und widerstandslos gab sie seinen Küssen sich hin.

* * *

Während des Diners schützte Rita Kopfschmerzen vor, um den Vater und Hugo über ihr stilles, in sich gekehrtes

Wesen zu täuschen. Den Besuch des Regierungsraths erwähnte sie nur ganz nebenher. Er wäre gekommen, um seinen Neujahrsbesuch abzustatten. Hugo sah sie so fest an, daß sie erröthete und unwillig ihren Kopf abwandte.

„Hast Du ihm gesagt, daß die große Gratulationscour bei uns nicht mehr stattfindet, seit man uns deutlich zu verstehen gegeben, daß wir Staatsbürger zweiter Ordnung keinen Anspruch hätten und keinen Theil an den Festen der übrigen." Eine grenzenlose Verbitterung lag in seinen Worten.

Sie sah ihn an, als wäre sie mit ihren Gedanken in einer anderen Welt, während der Geheimrath unmuthig sagte:

„Ob Du wohl einen Augenblick mit Deiner Bitterkeit und Deinem Hohn Ruhe geben könntest. Jeden Anlaß nimmst Du wahr zu Deinen Ausfällen. Es ist doch geradezu lächerlich, wenn Du Rita fragst, ob sie der Höflichkeit eines Besuchs durch eine unerfreuliche Aeußerung begegnet wäre."

Dankbar blickte das junge Mädchen den Vater an. In ihren Augen blitzten verhaltene Thränen.

„Genug, wenn wir für uns das thun und so leben, wie es unserer verletzten Würde geziemt, andern aber damit zu kommen, ist ebenso unschicklich, wie langweilig. Ich sage Dir, daß es schönere und bessere Zeiten waren, wo der Sylvester bei uns mit einem großen Ballfest gefeiert wurde, wo am Vormittag die Gratulanten sich einfanden und Abends, statt daß wir jetzt trübselig zu Drei zusammensitzen, ein fröhliches Diner die Freunde vereinte."

„Schönere Zeiten, vielleicht, Vater," sagte Hugo unwirsch. „Amüsantere auch und bequemere, aber nur vorübergehende Zeiten. Man war damals wohl einer liebenswürdigen Laune folgend in gnädiger Herablassung bereit, uns zu gestatten, die Feste mitzufeiern und an bestimmten Tagen des bürgerlichen und öffentlichen Lebens uns allerunterthänigst freuen zu dürfen. Das Religiöse richtete ja trotzdem eine unüberwindliche Scheidewand zwischen uns und ihnen auf. Aber Einzugsfeste, Illuminationen, Paraden, patriotischen Klimbim jeder Art, da durften wir mit dabei sein, auch Weihnachten und Neujahr gab man uns frei, mit ihren wohlthätigen Anregungen zu Einbescheerung und Geschenken . . . welche

Toleranz! O, wie ich das Wort hasse. Duldung heißt es auf Deutsch! Duldung! Geduldet sein! Mit freundlicher Erlaubniß auch dabei sein dürfen, halb als Akteur, halb als Zuschauer und gewärtig, jeden Augenblick als überflüssig und zudringlich bei Seite geschoben zu werden. Da ist es doch tausendmal besser, wie wir jetzt zusammensitzen. Um uns die laute Freude von Menschen, denen wir innerlich fremd sind und fremd sein müssen. Ich erinnere mich aus meiner Primanerzeit des letzten Neujahrsdiners bei uns im Hause. Wie Herr v. Knesebeck den Toast auf den Kaiser ausbrachte in Verbindung mit dem Neujahrstrinkspruch. Und wie jovial und liebenswürdig herablassend sprach der Staatsanwalt v. Uckermark auf Mama! Welche Ehre. Und wie Du die Gäste begrüßtest, die verehrten Freunde des Hauses. Fremdlinge, damals und heute und allezeit sind wir ihnen. Was sie zu uns führte, waren nicht wir, sondern die erlesenen Genüsse, die Annehmlichkeiten und Freuden, die wir mit unserm Geld ihnen bereiten konnten. Und heute verzichten sie auch darauf! Die Besten unter ihnen sind es nicht, die jetzt noch zu haben wären. Die Besten unter uns aber sind es, die für die Ehre danken."

Der Geheimrath war sichtlich verstimmt und Rita sah angstvoll auf den Bruder, der ihr heute besonders schroff und unversöhnlich schien. Wenn er ahnte ..... Ein Schrecken befiel sie und Blässe bedeckte ihr Antlitz. Das Diner verlief in sehr ungemüthlicher Stimmung. Die ausgleichende Milde der abwesenden Geheimräthin fehlte, die des Sohnes Anschauungen billigte, ohne seinen Ingrimm zu theilen, und die ihrem Manne die nach außen veränderte Lebenshaltung einleuchtend gemacht hatte, obwohl sie sein Bedauern über die unliebsame Veränderung der Dinge verstand und auch manchmal selbst empfand.

Man war froh, als die Mahlzeit beendet war und Rita erhielt sofort die Erlaubniß, sich zurückzuziehen.

Auch der Geheimrath und Hugo fanden nicht den rechten Ton für eine Unterhaltung und so schloß der erste Tag des neuen Jahres nicht sonderlich erfreulich.

* * *

Am nächsten Morgen empfing Rita einen Brief. Sie saß mit der Tallien beim Frühstück und vermochte kaum die Erregung zu verbergen, in die sie der Empfang des Schreibens versetzte. Die Französin war glücklicherweise in den „Figaro“ vertieft und hatte daher kein Auge für das junge Mädchen, so konnte der Brief in der Tasche verborgen werden, bevor sie es bemerkte.

„De Maman?“ fragte sie aus ihrer Zeitung heraus.

„Ceça!“ antwortete sie halblaut.

Oh, ce pauvre Henri . . . pauvre! Il est mort . . . mon dieu! Quel malheur pour ma grande patrie . . . cette canaille de D. . . . C'est vraiment stupefaite, cette blamage irréparable . . .“

Rita erhob sich. Sie war es gewohnt, Fräulein Tallien heute für Zolas: „J'accuse“ morgen für „L'armée“ sich begeistern zu sehen, wie alle Ungebildeten oder Halbgebildeten abhängig von der Gewalt des Pathos und stets der Meinung anderer sind, wenn diese sich nur recht vernehmlich zu machen weiß.

Jedesfalls war Mademoiselle im Augenblick sehr in Anspruch genommen und gut versorgt. Auf dem Tisch gab es noch kaltes Fleisch genug, Marmelade und andere gute Sachen, die Theemaschine brodelte —. Rita durfte also hoffen, für längere Zeit ungestört zu bleiben. Sie schlüpfte in das Zimmer ihrer Mutter. Ein scheuer Blick streifte den Stammbaum, vor dem sie sich niederließ, um den Brief zu lesen. Heftiges Herzklopfen befiel sie. Das Papier knisterte, als sie mit zitternden Händen das Couvert öffnete, und es bedurfte einiger Minuten der Sammlung, ehe sie in das Schreiben blickte. Vor ihren Blicken flirrten die Buchstaben, und erst allmählig las sie:

„Mein theures, liebes Mädchen, meine Rita, meine Braut! — Das Wort erfüllt mich mit hoher Freude und es weckt ein Echo in Deinem Herzen und Du sprichst es leise vor Dich hin und bräutliche Gefühle durchdringen Dich, Gefühle, die mir gehören. Was um uns auch unsern Herzensbund verdunkeln könnte, in uns bleibt es hell in Liebe, hell in Freude und hell in Hoffnung. Ich weiß, daß ich Dich

erobern und besitzen will, und ich weiß, daß Du mir angehören willst.

Muß ich darnach noch Deine Verzeihung erbitten, daß ich Dich gestern so stürmisch an mich riß, daß ich dem jubelnden Drange des Herzens, dem ungestümen Verlangen meiner Seele nachgab. Nicht bedächtig und wägend um Dich warb, wie es dem so viel älteren Manne ziemte, sondern mit der Eroberungslust eines Jünglings, die nichts weiß von klugen Bedenken und vorsichtiger Ueberlegung spottet. Ich war jung, als ich Dich gestern so vor mir sah in dem rührenden Liebreiz Deiner Jugend, und ich werde jung bleiben, so lange Deine Liebe der Jungbrunnen meiner Seele sein wird.

Möchtest Du wissen, wieso es gekommen? Ich könnte sagen, frage nicht, empfinde das Starke, Beseligende, was in uns erstanden, als eine wundervolle, zwingende, herrschende Thatsache. Als ein Naturgesetz. Aber ich sehe Deine ernsten, klugen Augen, die in den letzten Wochen sich so oft forschend auf mich gerichtet haben, vor mir in all ihrer Innerlichkeit, Süße und Reinheit, und es scheint mir, als müßte ich der kleinen Fragerin doch Aufschluß geben über mich und wie es kam. Du weißt, mein Lieb, wie früh ich allein stand in der Welt. Vater- und mutterlos, ohne Beziehung zu den Anverwandten, verwaist. Aber gesund, lebensvoll, frohgemuthet und unabhängig in jeder Hinsicht. Das Alles in einem Alter, wo man der Liebe bedarf, der weisen Führung, des innigen Anschlusses an Gleichgestimmte und des Heimathgefühls innerhalb der Familie, das den Söhnen und Töchtern unseres Stammes angeboren ist, weil dort ihre einzige Heimath ist. Ich aber war ganz heimathlos! Mit dem unerschrockenen Muthe der Jugend ging ich daran, mir eine zu gründen. Es wurde mir nicht schwer. Meine Unabhängigkeit, meine reichen Mittel, wohl auch meine sonstigen Fähigkeiten erschlossen mir die besten Kreise. Auf der Universität unter meinen Commilitonen, in den Häusern meiner akademischen Lehrer galt ich als einer der ihren und fühlte mich so. Nichts stand zwischen uns. Nichts Greifbares, nichts Ausgesprochenes. Weder mein Aeußeres, noch meine Interessen unterschieden mich von ihnen, so ganz war ich aufgegangen in ihrer Welt. Und aus der versunkenen in meinem Innern klang auch nie

der leiseste Ton an. Ich wußte nichts von ihr, keine Erinnerung wurde laut, weil sie durch nichts geweckt wurde, und die leisen Stimmen, die in den ersten Jahren vielleicht sich regten, verstummten völlig, je mehr das neue Leben mich anzog und die Vergangenheit in sich auszulöschen schien. Ich hatte um jene Zeit gänzlich vergessen, welchen Glaubens ich war, und die andern dachten gewiß nicht daran. Unter meinen Studiengenossen war damals einer, der mich besonders anzog. Er war zwei Jahre älter als ich, ein ebenso geistvoller wie vornehmer Mensch. Wie ich alleinstehend und unabhängig. Das brachte uns näher, und bald verband uns herzlichste Freundschaft. Er war gläubiger Katholik und als wir nach meinem Referendarexamen eine gemeinsame Reise unternahmen und in Rom unter den übermächtigen Eindrücken seines kunstschöpferischen Glaubens immer inniger uns aneinanderschlossen, da wollte ich auch eins sein mit ihm in dem, worin sein innerstes Wesen wurzelte, und was er, ob unbewußt oder absichtlich weiß ich nicht, in mir nährte und befruchtete . . .

Denke daran, mein kluges gutes Mädchen, wie jung ich damals war, wie enthusiastisch, wie ganz der Freundschaft hingegeben und überwältigt von dem Zauber und dem Mysterium eines Cultus, wie er prachtvoll und berauschend auf jenem Boden uns umfangen.

Denke daran, und Du wirst mich verstehen! Nicht Erwägungen praktischer Natur reiften meinen Entschluß, in einem Zustande seelischer Ueberreizung, romantischer Stimmung vollzog sich dies Alles. Ich hatte nichts zu verleugnen, denn ich besaß nichts, was ich dem neuen Glauben hätte opfern müssen — nicht Vater, nicht Mutter, nicht Familie — nichts, wie mein Selbst, und das gehörte damals den Eindrücken, die in mir am mächtigsten waren: Der Freundschaft und der Phantasie. Die Erinnerung an ein kleines Ereigniß aus jener Zeit tritt jetzt mit so überraschender Klarheit vor mich hin, daß ich es Dir erzählen will. Damals war es das einzige, das an meine in so ganz andern Verhältnissen verbrachte Jugend mich gemahnte. Wir waren einige Tage nachher in der vatikanischen Galerie. Ich hatte in den Stanzen mich wieder einmal berauscht an raphaelitischer Herrlichkeit. Da fiel mein Auge auf ein Bild, das in einem Nebensaale hing. Es war

die hohe, hagere Gestalt eines Mannes, der, den Kopf in die Hand gestützt, nachdenklich über ein vor ihm liegendes, aufgeschlagenes Buch hinwegblickte. In dem tiefdurchfurchten Antlitz ein sinnender, milder Ernst. Die Augen von unendlicher Güte. Eine Frage stand in ihnen nach tausend Räthseln des Daseins. Ganz besonders merkwürdig war die Hand, die auf dem Buche ruhte. Diese Hand sprach eine eigene Sprache, und es war etwas so Sanftes, Stilles, Gütiges in ihren Linien und ihrer Form, als könnte sie nur Segen spenden.

Ich war wie gebannt und vermochte mich nicht von dem Bilde loszureißen. Es hatte etwas Bekanntes für mich, es war wie ein Gruß, wie eine Mahnung aus der Jugendzeit. Und plötzlich stand es klar vor meinem Geiste. Dieser Mann, dessen charakteristische Züge unverkennbar einem alten Juden angehörten, wie er über den Talmud hinausblickt und tiefsinnig seiner räthselvollen Weisheit nachspürt, erinnerte mich an meinen Onkel Leopold Friedländer. Wie mit einem Schlage stand die ganze Scene vor mir. Wie er vor seiner Gemara saß, als ich an der Hand der Mutter vor ihn hintrat in knabenhafter Scheu und wie er über das Buch hinweg mich anblickte so gütig und nachdenklich wie jener Mann auf dem Bilde. Und während ich mein Pensum hersagte, stützte er den Kopf in die linke Hand und die rechte lag über dem Buche, — dann erhob sich diese Hand und legte sich segnend auf mein Haupt, und der weiche Mund sprach die hebräischen Worte des Segensspruches. Es war mir, als höre ich die leise, eindringliche Stimme, und der hochgewölbte Saal im Vatikan verwandelte sich mir in die niedrige, einfache Stube im Judenhause zu Rawitsch. Ich war wie im Traume, der Vorgang machte einen mächtigen Eindruck auf mich. Wie entgeistert starrte ich auf das Bild und, ich glaube, meine Lippen stammelten halblaut: „Jevorechecho adonaj wejischmerecho.“ Niemals habe ich seitdem die Worte ganz aus meinem Gedächtniß verloren . . . sie bleiben stets wie ein leiser Nachklang in meinem Herzen. Da fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. „Ein prächtiges Bild, nicht wahr,“ sagte Franz zu mir, „dieser Hebräer aus dem 16. Jahrhundert. Ich glaube, es ist ein portugiesischer Jude, der in irgend ein italienisches Ghetto verschlagen worden sein mag, nach Trastevere oder ins

Ghetto vecchio in Venedig. Da oder dort wird der Künstler den prachtvollen, charakteristischen Kopf aufgestöbert haben, dessen Bild ihn jetzt hier unter die Unsterblichen versetzt, obwohl sein Name nicht einmal sicher bekannt ist. Es ist florentinische Schule, wahrscheinlich ein direkter Schüler del Sarto's, der lebendige Ausdruck der Hand deutet auf Meister Andrea, Pontormo oder Puligo vielleicht, aber jedesfalls ein trefflicher Künstler. Ich hatte, während mein Freund mir diese Erklärungen gab, Zeit, mich zu sammeln, aber nur schwer befreite ich mich von meinen Vorstellungen. Also ein portugiesischer Rabbi war's aus dem 16. Jahrhundert, nicht mein Onkel Leopold — und doch er . . . ich wußte es genau! Unter den Talmudgelehrten aller Zeiten gab es vielleicht ein geheimes Zeichen, das sie einander so ähnlich machte. Die Lehre, mit der sie alle in gleicher Hingebung sich beschäftigen? Die Gleichartigkeit ihrer Lebenshaltung? Die durch die Jahrtausende in unveränderlicher Treue festgehaltene Tradition? Als wir bald darauf den Vatikan verließen, war ich erfüllt von dem Gedanken, daß mein Onkel Leopold Friedländer dort oben hinge unter den Bildern der vatikanischen Galerie.

Jahre waren vergangen, die Ereignisse jener Tage waren längst vergessen. Das Leben hatte mich in seine größten und gewaltigsten Strömungen hineingezogen. Ich genoß es mit vollen, starken Zügen. Nach Beendigung meines Assessorexamens hatten meine Bonner Freunde mir gerathen, die Staatskarriere einzuschlagen. Nichts stand mir hindernd im Wege und, was sich mir bot, entsprach ganz meinen Neigungen und dem ehrgeizigen Streben, das damals mich erfüllte. Eine Lücke in mein Leben hatte der Tod Franz Siebart's gerissen. Er war auf einer Studienreise einem typhösen Fieber erlegen. Mitten im stürmischen Drängen und Treiben, in der rastlosen Hast des Daseins erscheinen solche Dinge alltäglich, und so schmerzlich mich sein Tod auch berührte, ich kam darüber hinaus. Es war zu einer Zeit, wo ich selbst durch ein großes, inneres Erleben ganz ausgefüllt war, völlig in mir selbst aufging. Das sind Phasen, über die ich nicht zu Dir spreche, heute noch nicht. Aber eines kann ich Dir heut schon sagen, sie machen mich Deiner nicht unwerth. Denn Kämpfe und Schmerzen machen uns nicht klein, und Alles, was uns nicht

umwirft, macht uns stärker. Aber einsam wurde ich, immer einsamer und ich fing an, dies als mein Loos zu betrachten und versuchte, damit fertig zu werden. Es schien um so leichter, als meine Laufbahn glücklich war und mir Befriedigung gewährte. Ebenso der Lebensstil, den sie bedingte.

Der Gedanke wurde mir vertraut, Junggeselle zu bleiben. Was ich von der Ehe sah und kannte in meinen Kreisen, ließ es mir nicht schmerzlich erscheinen, auf sie zu verzichten. Meine Berufsthätigkeit, meine Bücher, meine Reisen gewährten mir volle Genugthuung. Allzuviel Geselligkeit mied ich, so weit es sich mit meiner Stellung vereinigen ließ. So verging die Zeit in Arbeit und Erholung und ein gewisses Gleichmaß der Tage gewährte mir Behagen und Zufriedenheit. Es gab viele Stunden, wo mir diese innere Abgeschlossenheit sehr angenehm erschien und die Sehnsucht nach einer innigen Zusammengehörigkeit mit andern wurde immer schwächer.

Da, vor einigen Wochen kommt mir die Notiz über den bevorstehenden 90. Geburtstag des Rabbi Leopold Friedländer in die Hand . . . doch das Uebrige weißt Du! Was Du aber nicht weißt, ist, daß ich an meinem Schreibtisch, wo sich die Zeitung fand, plötzlich das Bild aus dem Vatikan vor mir zu erblicken glaubte, und in einer jener seltsamen Ideenverbindungen sah ich mich davor, aber nicht wie in Rom, sondern wie ich als Knabe vor dem Manne gestanden, den ich auf dem Bilde wiedergefunden zu haben glaubte. Vor dem frommen, gütigen Manne, wie er über dem Buche gesessen in seiner schlichten Stube. Und dann hörte ich die segnenden Worte wieder — ich hörte sie mit dem Herzen . . . mit dem Herzen des vielerfahrenen, gereiften Mannes. Die Sprache meiner Kindheit, die Sprache auch der Kindheit meines Volkes! Und plötzlich schien die andere Welt um mich her versunken, die moderne, der ich angehöre, und die alte erstand im verklärenden Schein heiliger Erinnerungen. Vater, Mutter, die Familie wurden in mir lebendig! So suchte ich Euch auf. . .

Und wie ich Euch fand . . . wie ich Dich fand?!

Der traute Zauber eines innigen Familienglückes, die vornehme Sicherheit eines gefesteten Lebens und dabei das heimliche Weh über die ungerechtfertigten, thörichten Vorurtheile, unter denen die Glaubensgemeinschaft leidet. Es liegt so

viel rührende Gemüthstiefe über dem Glanz, der Euch um giebt. Das Haus hat etwas so Wohliges, Intimes. Schon am ersten Abende war ich wie daheim. Der kluge, tüchtig Vater, die edle, feinsinnige Mutter, Dein Bruder mit seinem prächtigen Trotz und seinen stolzen Ideen, das Alles muthet mich an wie etwas Neues, Fremdes und doch Vertrautes.

Ich kannte das Judenhaus nicht, wie es sich zu höchste Vornehmheit und sittlicher Höhe entwickelt hatte inmitten de Bosheiten und Kränkungen, die ihm von außen drohen, um geben von den Anfeindungen, die ihm Zerstörung bereite möchten. Auch der Kreis der Menschen, die ich bei Euch fand von derselben trefflichen Art. Die Männer ernst, tüchtig geistig bedeutend, hervorragend in ihrem Beruf, die Fraue klug, künstlerisch beanlagt, schön, die Jugend strebsam, wissen schaftlich gebildet, eindrucksfähig, enthusiastisch. — So lernt ich Euch kennen, Eure Verwandten — meine Verwandten Und so sage ich mir — mögen Viele sein! Unter ihnen all zuviele, die unter Bedrückung und Noth sich nicht so ent wickeln konnten — aber wo wäre das anders? Wo finde man neben den Wenigen nicht immer die Allzuvielen, nebe den Erlesenen nicht die ungesiebte Menge?

Und nun Du, mein Mädchen . . . theure Rita! D hast es empfunden, wie Dein holdes Wesen auf mich wirk wie es neue, beglückende Gefühle in mir weckt, wie Alles i mir sehnsuchtsvoll sich Dir zuneigt. . . . In mir blüht e und es jubelt wie: Heimkehr!

Das sind meine Bekenntnisse. Es thut mir unendlic wohl, so zu Dir sprechen zu dürfen, und nun begreifst Du daß ich nicht zaudern konnte, sondern Dich in meine Arm nehmen mußte in der frohen Zuversicht, daß Du mein sein willst

Habe Muth! Ich lasse Dich nimmer und wir werde die Schwierigkeiten überwinden, die sich uns entgegenstelle könnten. Ich sehe Dich wieder, wenn Deine Mutter zurück gekehrt ist und ich kommen darf. Vertraue mir!

Victor."

Thränen überströmten Rita's Antlitz. Seine Seele hatt sich ihr erschlossen. Lange saß sie da und überlegte, was si thun müsse. Sie verhehlte sich nicht, daß sie eine Verbindun

mit Weilen nicht ohne große Kämpfe werde erreichen können. Daß Unruhe, Aufregung, Kränkungen in das friedliche Haus einziehen würden, sobald es bekannt werden würde, wie sie und Victor zu einander standen. Papa's Widerstand würde ja wohl am leichtesten zu besiegen sein, aber die Mutter. . . Und Hugo und Elkisch? Und die übrigen Verwandten? Und sie selbst? War nichts in ihr, was dem widersprach, was sie thun wollte? Jetzt, in diesen traurigen Zeitläuften? Sich losreißen von denen, die leiden und kämpfen?

Eine unsagbare Angst schnürte ihre Kehle zusammen.

Wenn nur die Mutter erst wieder zurück wäre! Auf's Neue stürmten unruhige Gedanken auf sie ein.

Wie glücklich hätte sie sein können, einen Mann wie Weilen zu lieben, von ihm geliebt zu sein! Und nun war Furcht in ihrer Hoffnung, Zweifel in ihren Wünschen!

Langsam erhob sie sich und ging nach ihrem Zimmer. Den Brief verschloß sie in ihrem Schreibtisch.

* * *

Die Geheimräthin war am 4. Januar von ihrer Reise zurückgekehrt. Sie war in bester Stimmung, hatte den alten Onkel in guter Gesundheit gefunden, die Angehörigen in dem kleinen Städtchen schon jetzt ganz erfüllt von dem bevorstehenden Ereigniß und mit Plänen und Vorbereitungen für die Feier beschäftigt. Das Passahfest war sehr früh in diesem Jahre. Auf den 11. März, den ersten Feiertag, fiel nach jüdischem Datum der Geburtstag. Sie erzählte, in Rawitsch sei Alles verabredet, was zu einer so großartigen Festlichkeit erforderlich sei. Von Berlin sollte beschafft werden, was dort etwa nicht zu erreichen war, denn durch die Gebräuche, die das Passahfest mit sich brachte, wurden die Arrangements noch komplizirter. Aber daran durfte nichts geändert werden, ganz wie sonst, nur für die große Anzahl der Familienmitglieder berechnet, sollte der Sederabend abgehalten werden und die daran anschließenden Festtage. Das wäre lediglich eine Geldfrage und käme gar nicht in Betracht.

Im Gegentheil, es sei nur erfreulich, daß das außergewöhnliche Ereigniß auch in außergewöhnlicher Art begangen

werde und daß man statt des Brotes und Kuchens und sonstiger alltäglicher Gerichte das ungesäuerte Brot essen würde. Dieses ganz eigenthümliche Fest, wie es sich in unveränderter Form erhalten hat, sei nur geeignet, der Feier des 90. Geburtstages Onkel Leopold's einen besonderen Nimbus zu geben.

Die Familie saß Abends beim Thee zusammen, als Frau Fanny diesen Bericht erstattete. Sie war in freudiger Erregung, als sie davon sprach, wie sie Alles gefunden und was man plane.

„Aber, Fannychen," neckte sie der Geheimrath, „hast Du denn auch bedacht, sechszig Personen sollen Mazzes essen und durch zwei volle Tage! Denn es kann doch Niemand abreisen vor dem Abende des zweiten Feiertages."

„Ist Alles überlegt und wohl angeordnet," sagte sie gutgelaunt. „Sei ohne Sorge, Josua, Du wirst satt werden und alle übrigen auch. Aus Mazze und Mazzemehl kann man allerhand bereiten, die feinsten Gebäcke. Kuchen und Torten und, was die Spezialitäten anbelangt, wie überschlagene Mazze und „Chrimsel" und wie die Delikatessen alle heißen, bist Du auch kein Kostverächter und es wird Dir Spaß machen, sie wieder einmal zu essen."

„Und der verdorbene Magen wird mir weniger Spaß machen," lachte er. „Uebrigens hast Du Recht, Fann'scherl, diese schönen Speisen sind ebenso unvergeßlich wie unverdaulich und ich bin gern bereit, im Mai 'ne Carlsbader Kur zu riskiren, um im März mal ordentlich zu essen."

„So arg wird's nicht werden. Wir werden schon dafür sorgen, das Vorschriftsmäßige mit dem Guten und Angenehmen zu verbinden. Und schön soll's werden, Kinder. Ich freue mich darauf. Das ist ein Anlaß, bei dem ich gern zeige, was und wie wir geworden — wir Friedländer!"

„Na, vergiß uns Andern nur nicht ganz und gar . . ." spöttelte er gutmüthig.

„Ihr seid die unsern, Ihr gehört zu uns . . ." erwiderte sie mit Nachdruck. „Darin beruht die Größe und Kraft der jüdischen Familie, daß sie so eng und fest in sich aufnimmt, was sich ihr anschließt. Ihr könnt Euch nicht denken, wer Alles zu diesem Geburtstag sich in Rawitsch einfinden will?

Verwandte, deren Namen man kaum noch kennt, haben sich angemeldet, neben den direkten, von Rabbi Meïr Friedländer stammenden Nachkommen Angehörige von Nebenlinien, die ihre Zugehörigkeit von den Brüdern und Schwestern Rabbi Meïr's ableiten, ebenso Verwandte, die Enkel und Urenkel der Geschwister unseres Großvaters sind. Sie hätten in Rawitsch sich gar nicht herausfinden können aus diesen brieflichen Angaben, wenn nicht Onkel Leopold's wunderbares Gedächtniß sich dieser Abzweigungen erinnert hätte, und am besten wäre es gewesen, wir hätten den Stammbaum als Orientirungstafel dort gehabt."

Der Geheimrath amüsirte sich köstlich über den Eifer und Stolz seiner Frau. So in freudiger Bewegung wie in diesem Augenblick hatte er sie lange nicht gesehen und ihn selbst muthete, was sie sagte, an, wie seine Jugendzeit. Er sah im Geiste den Seder vor sich, wie er auch in seinem Elternhause gehalten worden war mit dem Weihegefühl und der frommen Wichtigkeit, die man damals den Gebräuchen beilegte, und wie Rührung überkam es den sonst so kühlen, etwas skeptisch gewordenen Mann.

„Aber sag' mal, Fannychen, wie soll denn das wirklich gemacht werden? Ich glaube, das ist doch keine Kleinigkeit. Zum Beispiel beim Seder . . . auf wie viel Personen rechnet Ihr denn eigentlich?"

„Nu paß mal auf, Jo und auch Ihr Kinder . . ." wendete sie sich an Rita und Hugo, die mit Interesse dem Gespräche gefolgt waren, „ich werde Euch mal das ganze Programm entwickeln. Man erwartet zwischen 50—60 Personen! Von diesen werden 10—15, die noch ganz orthodox leben, bei den Verwandten von Onkel Leopold's seliger Frau einquartirt. Es sind Söhne und eine Tochter seines Neffen, der längst todt ist. Diese drei Familien sind wohlhabend und führen noch ganz streng rituelle Haushaltungen wie die meisten in der Stadt. Bei diesen sind die Frommen sehr bequem unterzubringen, und sie kommen dort in Haushaltungen, in denen Alles bis auf die kleinste Vorschrift genau beobachtet wird. Die Uebrigen wohnen in dem ganz netten Gasthaus am Marktplatz. Ich habe die Zimmer an=

gesehen, sie sind ganz verwendbar, wenn man die örtlichen Verhältnisse erwägt.“

„Na, auf den Kaiserhof oder 's Palasthotel wird Niemand rechnen,“ neckte er.

„Gewiß nicht,“ gab sie lächelnd zurück, „aber dafür findet er Anderes dort. Und jetzt, unterbrich mich nicht immer, Josua, sonst verliere ich . . .“

„Den Faden des strategischen Plans zu der Invasion in Rawitsch.“

„Josua!“ Sie nahm eine ganz beleidigte Miene an.

„Aber Fann'scherl, merkst Du denn nicht, wie sehr ich selbst mich mit Allem freue. Bischen Scherz müssen auch die ernstesten Dinge vertragen können, aber jetzt bin ich ganz still, so artig wie Hugo und Rita und alle braven Kinder, wenn sie etwas erklärt bekommen. Also . . . avanti . . .“

Sie zauderte kaum merklich, dann fuhr sie fort:

„Im Uebrigen haben auch einige der angesehensten Familien, unter ihnen der Vorsteher der Gemeinde, sich angeboten, Gäste bei sich zu beherbergen. Man kann in einem so ganz besonderen Fall das ohne Weiteres annehmen. Es sind Freunde und Bekannte der Friedländer'schen Familie und außerdem betrachtet die ganze Gemeinde . . .“

„Khille heißt es in diesem Falle, Fannychen . . .“ scherzte er wieder.

„Also, die ganze Khille, ja die ganze Stadt diesen Ehrentag Onkel Leopold's wie den ihrigen.“

Sie wußte wohl, daß unter den Spötteleien ihres Mannes sich sehr viel Gemüthstiefe barg.

„Man plant auch in diesen Kreisen, ihm besondere Auszeichnungen zu bereiten. Jedenfalls wird er zum Ehrenbürger ernannt werden, denn seine Wohlthätigkeit kommt ohne Unterschied des Glaubens Allen zu Gute.“

„Dann werden wir die Leopold Friedländer'sche Stiftung für Wittwen und Waisen wohl auch an diesem Tage dort begründen?“

Sie sah ihn mit einem dankbaren Blicke an und dann reichte sie ihm die Hand über den Tisch. Es war bisher noch nicht die Rede von dem gewesen, was er, einer groß-

müthigen Eingebung folgend, ihr jetzt wie etwas Selbstverständliches anbot unter dem Eindruck ihrer Worte.

„Mit hunderttausend Mark Grundkapital etwa?“

„Josua!“ Tiefe Rührung bebte in ihrer Stimme.

Hugo und Rita blickten verwundert auf.

„O, Papa!“ sagte sie leise wie in dankbarem Staunen, während Hugo den Vater mit Stolz betrachtete, als er so ohne langes Besinnen die große Summe feststellte und dann, als wäre dies nur so ein kleines, nebensächliches Intermezzo, hinzufügte:

„Die Hauptsache bleibt, daß wir uns möglichst zahlreich in Rawitsch einfinden können und sicher sind, daß in Punkto Einquartirung für Alle bestens gesorgt ist. Folgt Referat über die Ernährungsfrage. Frau Geheimrath Benas hat das Wort.“

Der heitere Ton, den er angeschlagen hatte, wirkte auch auf seine Frau ein.

„Also in Punkto Ernährung. Ich schicke eine tüchtige jüdische Kochfrau hin, die mit der rituellen Zubereitung der Speisen vertraut ist und die dort vorhandenen Kräfte unterstützen soll. Das Eßservice muß neu gekauft werden, ich besorge es ebenfalls hier und was zur Vervollständigung des Silberzeugs erforderlich ist.“

„Du richtest also eine komplette Pessachwirthschaft auf 60 Personen ein, wie ich sehe, und was geschieht nachher damit?“

„Darüber habe ich wirklich noch nicht nachgedacht. Es wird Alles seine Verwerthung finden.“

„Ich bitte Dich, Fannychen, Jeder bekommt sein Besteck zur Erinnerung mit nach Hause.“

Sie brach in frohes Lachen aus, in das die Kinder einstimmten.

„Wäre noch nicht so übel.“

„Und bei uns sehr lohnend, wir kommen dann mit vier Paar neuem Eßzeug zurück . . .“

Mit einem nicht aufdringlichen Wohlgefühl streifte sein Auge das kostbare Silbergeräth des Theetisches, an dem sie saßen.

„So was habe ich mir lange gewünscht . . . und wenn's Glück gut ist, kriegen wir noch 'ne Suppenterrine dazu."

„Du bist ein Spötter, Josua. Warum sollte man übrigens kein Erinnerungszeichen an diesen Tag aufbewahren?"

„Aber doch nicht gerade silberne Gabeln und Messer. Das könnte wahrhaftig zu den ungeheuersten Complikationen führen", und, als käme ihm ein plötzlicher Gedanke, „weißt Du, Fanny, überlasse das mir. Was meinst Du, wenn ich diese silbernen Tafelgeräthschaften kaufte, so schön und kostbar, daß sie nach der Benutzung bei dem Feste für Rita's künftigen Haushalt bestimmt werden könnten. Es wäre doch hübsch, ein bei solchem Anlaß eingeweihtes Silber auf seinem Tisch zu haben. Was, Rita?"

Diese war bei des Vaters Worten ganz bleich geworden.

„Ach, Papa . . ." stammelte sie. Hugo's Augen ruhten unverwandt auf ihr. Sie fühlte seinen Blick und das jagte jäh das Blut in ihr blasses Antlitz zurück.

„Na, Du brauchst bei diesem Gedanken nicht bald blaß und bald roth zu werden, Ritachen. Das Silbergeräth könnte ja vielleicht einen Bräutigam bedeuten, aber es zwingt Dich nicht, einen zu nehmen." Er amüsirte sich über die Verwirrung und Verlegenheit seiner Tochter. „Uebrigens bist Du doch in dem Alter, wo man an so etwas denken kann. Trotzdem bin ich gern bereit, diesen Silberschatz in meinem Tresor so lange für Dich aufzubewahren, als es Dir beliebt."

„Nein, weißt Du, Jo, mit Deinen Witzen kommen wir nicht zu Ende. Erst bin ich die Zielscheibe Deines Spottes, jetzt kommt Rita an die Reihe . . . aber Rita . . ." wendete sie sich an diese, „Du kennst Papa doch und weißt, daß er niemals vergnügter ist, als wenn er uns necken kann. Darüber brauchst Du nicht so verlegen zu sein. Du siehst wirklich so aus, als hättest Du noch nie gehört, daß ein Mädchen von zwanzig Jahren einen Mann bekommt."

Rita hatte, während die Mutter sprach, sich allmählig zu fassen gesucht.

„Ach, Mama . . . es war nur so merkwürdig, was Papa für Einfälle hat . . . dieses Silber . . .“

„Fünf Dutzend. Alles für 60 Personen. Komplett. Renaissance, Roccoco oder Empire . . . oder gefällt Dir englischer Stil besser?“ scherzte er.

„Bitte, Josua! Nu laß das Mädel in Ruh mit den Neckereien. Ich möchte doch mal ernsthaft bei der Sache bleiben.“

„Also ganz ernsthaft. Die Frage der Tafelarrangements ist erledigt und damit eigentlich Alles. Das Service besorgst Du. Es muß nicht gerade Limoges sein oder Alt-Wien, das Silber ich. Vorbehaltlich weiterer Verwendung. Daß in den Schüsseln was Gutes drin sein wird, darüber bin ich ohne Sorge. Auch genügend! Solche Familienfeste stehen immer im Zeichen von Hülle und Fülle. Fisch und Braten sind in dieser Gegend rühmlichst bekannt, auch sonst allerlei. Die Mazzot werden für uns besonders gebacken und die Aepfel zu den Charausses soll Gregorovius Unter den Linden liefern. Es wird also wirklich, aber jetzt ganz seriös und wohlbedacht, Alles vortrefflich arrangirt sein. Und ich freue mich aufrichtig auf dieses seltene Fest. Was den Händen von Frau Fanny Benas, geborene Friedheim aus dem Hause Meïr Friedländer anvertraut ist, kann nur gut und gesegnet sein.“

Er war bei seinen letzten Worten, aus denen jetzt vollster Ernst und Rührung erklangen, aufgestanden und, neben seine Frau tretend, ergriff er ihre Hand und küßte sie.

„Aber eines hast Du uns noch nicht gesagt. Wie die Angelegenheit erledigt ist, die der Hauptzweck Deiner Reise war. Wie denkt man im Kreise der Verwandten dort über die Absichten und den Wunsch Weilen's?“

Mit athemloser Spannung erwarteten die Kinder die Antwort ihrer Mutter. Hugo's Auge hing voll düsterm Trotz an ihrem Munde, während Rita sie zaghaft und angstvoll anblickte. Es war ihr, als setzte der Herzschlag in ihrer Brust aus und ein beklemmendes Gefühl stieg in ihr auf und schnürte ihr die Kehle zusammen.

„Ich bin wirklich neugierig, was Du erreicht hast?“

„Er darf — kommen!“

Ein Ausdruck lebhaften Interesses zeigte sich in Miene und Haltung des Geheimraths.

„Wahrhaftig? Das ist ja höchst interessant. Ich war doch sehr im Zweifel.“

Hugo aber ballte die Faust und sagte heftig:

„Unmöglich! Wie konnte man darauf eingehen? Er wird die Weihe des Tages stören. Was will er dort? Was will er unter uns? Ein Fremder . . .“

Rita zuckte zusammen, während ihr Bruder sprach. Seine harten, unfreundlichen Worte thaten ihr sehr weh, dennoch gewann sie ihre Selbstbeherrschung grade dadurch wieder und mit einem befreienden Athemzuge, der aus ihrem gepreßten Herzen emporstieg wie ein erlösender, unhörbarer Seufzer, sagte sie: „Er ist kein Fremder!“

„Dieser Ansicht scheinen auch die übrigen Familienangehörigen zu sein . . .“ wendete sich der Geheimrath zu seinem Sohne, „und es wird wirklich Zeit, Hugo, daß Du mit Deiner kindischen und unmotivirten Abneigung gegen den Regierungsrath aufhörst. Seine Persönlichkeit giebt nicht den mindesten Anlaß dazu, und mit Deinen sonstigen Wünschen und Idealen hat das gar nichts zu thun. Er scheint mir der letzte, der Dich daran hindern würde.“ Ein dankbarer Blick Rita's traf den Vater.

„Dazu hat er auch kein Recht und wird es niemals haben,“ erwiderte Hugo grollend.

„Du kannst mit Deiner Unduldsamkeit einem die ganze Geschichte verleiden. Und nun genug davon. Ich möchte viel lieber hören, was der alte, fromme Mann darüber denkt in seiner milden Weisheit, wie was Deine sehr unreife Jugend in ihrer herben Thorheit meint.“

Hugo biß die Zähne zusammen und unterdrückte jedes weitere Wort.

„Also, Fannychen, wie war es denn?“

„Gott, den verschiedenen Familienmitgliedern erschien es ja zunächst sehr befremdlich. Onkel Leopold's ältestem Sohne, bei dem er lebt, Vetter Isidor und seine Frau Hannchen konnten erst gar nicht begreifen, um was es sich handelt. Der Vetter ist ebenfalls bereits über 70 und die Muhme hat ihren Horizont auch nicht besonders erweitert, um Er-

eignissen, die nicht zwischen ihrer guten Stube und der Synagoge liegen, besonderes Verständniß entgegenzubringen."

Unwillkürlich flog ihr Auge zu Hugo hinüber, bevor sie weiter sprach:

„Es ist nicht zu verwundern bei diesen eng eingefriedeten Existenzen. Die Töchter von Onkel Leopold, Friederike und Rebekka, sammt ihren Männern waren auch nicht wenig verwundert. Bei ihren Kindern, also der jüngeren Generation, es sind noch einige davon zu Hause, fand ich ebenfalls wenig Anklang, aber alle unterordneten sich ohne Einwendung und beugten sich der Autorität Onkel Leopold's, der wie ein Patriarch unter ihnen lebt, als dieser erklärte: „Wenn Fanny Benas, die Tochter von meinem Schwager Friedheim aus Rogasen und von meiner Schwester Jettchen für ihn redt', is er sicher ein braver Mensch. Und meine Schwester Goldine, seine Mutter, war das Herzpünkel von meiner Mutter und von meinem Vater sichrone lewrocho, und sie hat geheißen nach ihrer Großmutter, Golde Freidchen, der Frau von unserm Seiden, dem Gaon Rabbi Meïr, secher zaddik lewrocho. Goldine war die jüngste von uns vierzehn Kindern und hat müssen sterben am ersten. Und wenn ihr Sohn will kommen zu mir, der der älteste von allen war und der einzige, der borche schem noch da ist, und die Sechja hat, diesen Tag zu erleben, soll er kommen. Kommen soll er mit Euch andern und freuen soll er sich mit Euch. Und ich will sehen das einzige Kind von mein Schwester Goldchen . . . Muhme Riekel warf leise ein, „aber er ist ein Meschumed." Es war, als ob ein unsagbarer Schmerzenszug sich über sein welkes, greises Gesicht legte, aber das währte nur wenige Augenblicke und dann erwiderte er mit weicher Stimme: „Wenn er kommen will, soll er kommen. Vielleicht hat Golde Freidchen es für ihr Ureinikel ausgebeten, daß er findt seinen Weg zurück. Denn wenn einer auch geschmadt ist, und er ruft in seiner Todesstunde: „Schema Jisroel," soll er sein wie ein Jid! Soll ich strenger sein, wie Schem Jisboruch?" Eine unendliche Demuth und Güte lag in seinen Worten, und Niemand widersprach ihm.

Tiefe Stille folgte ihren Worten und dann sagte sie weiter: „Wer nun dort erwartet wird, ist allerdings nicht der Regierungsrath Dr. Victor Weilen, sondern der Sohn von Tante Goldine, Onkel Leopold Friedländer's jüngster Schwester."

„Und so wird er auch zu ihnen kommen," sagte Rita träumerisch. Sie hatte der Erzählung der Mutter gelauscht, wie einer Offenbarung. Wie ein Wunder aus fernen Tagen war es ihrer dürstenden Seele, und unwillkürlich hatten die Worte sich auf ihre Lippen gedrängt.

„Glaubst Du das auch?" fragte der Geheimrath seine Frau.

„Ich bin überzeugt, daß ein Mann wie er den rechten Ton finden wird."

„So wäre also auch das erledigt, und wir können ruhig diesem Familienfest entgegensehen. Weilen müßtest Du übrigens mittheilen, was Du erreicht hast."

„Ich will ihm morgen schreiben."

* * *

Am Nachmittag des nächstfolgenden Tages saß Frau Fanny Benas in ihrem Zimmer. Sie blickte nachdenklich vor sich hin und ein Ausdruck von Wehmuth lag auf ihrem gütigen, vornehmen Gesicht. Rita hatte sie soeben verlassen. Es war eine Stunde tiefster Erregung, die Mutter und Tochter mitsammen durchlebt hatten. Rita war gekommen, um ihr das Geständniß zu machen, daß sie Victor liebe. Zitternd und zagend hatte sie der mütterlichen Freundin erzählt, wie dieses Gefühl in ihr erstanden, damals am ersten Abende schon, als er davon gesprochen, wie vereinsamt er sei, und wie es allmählich in ihr gewachsen sei im öfteren Verkehr mit ihm. Wie sein liebenswürdiges, offenes Wesen auf sie gewirkt habe und seine Zutraulichkeit, obwohl diese eigentlich wenig Entgegenkommen gefunden hatte und von Hugo sogar oftm ls schroffe Zurückweisung. Wie schmerzlich es sie immer berührt habe, wenn er, der so stolz und männlich war, mit Nachsicht und Duldung dies ertragen. Er hatte ihr einmal gesagt, als sie versucht hatte, Hugo bei ihm zu entschuldigen.

„Ich verstehe seinen Schmerz und Grimm und deshalb kann ich ihm verzeihen. Er mag viel gelitten haben, ehe er zu so schroffer, zorniger Abwehr gelangte, die in jedem, dessen Ansichten andere zu sein scheinen, einen Feind erblickt. Aber vielleicht finden wir eines Tages doch noch einen Punkt der Verständigung, bis dahin soll ein junger Trotz mich nicht aus dem Hause ihrer Eltern vertreiben, das mir lieb geworden, und von Ihnen liebe Rita.“ Seit jener Zeit war ein geheimes Einverständniß zwischen ihnen. Sie sagten sich nichts, aber sie fühlte es, daß er ihr theurer wurde von Tag zu Tag. Sie war glücklich, wenn er da war, und sie vermißte ihn, wenn er nicht kam. Und mit den feinen subtilen Empfindungen, die in dieser Lebensphase die Seele eines jungen Geschöpfes durchdringen, es hellseherisch machen und jeder leisesten Regung ein inniges, tiefinnerstes Verstehen bewirken, ahnte sie auch, was ihm zu ihr zog. Und dann kam jene heilige Stunde des Neujahrstages und — sein Brief. Alles beichtete sie der Mutter, allmählich die anfängliche Scheu und Furcht, mit der sie ihr Geständniß vorbrachte, überwindend, bis dieses emporwuchs zu einem Hymnus ihrer Liebe. Frau Fanny war aufs Tiefste ergriffen. In diesem Augenblick dachte sie nicht an die Schwierigkeiten, die diesem Bündniß entgegenstanden, nur an das Glück ihres Kindes. Dann las sie den Brief Weilen's. Rita's Blick ruhte auf ihrem Antlitz, um den Eindruck seiner Bekenntnisse aus ihren Gesichtszügen abzulesen. Und dieser Eindruck war ein überaus starker. Erst mit Spannung, dann mit Rührung las sie das Schreiben. Thränen standen in ihren Augen, als sie zu Ende war. Und nun umschlang sie Rita, und diese weinte an ihrem Halse in Lust und Leid.

Wie würde alles sich gestalten?

Frau Benas wußte ihr im Augenblick keine Antwort darauf. Aber sie beruhigte sie, streichelte liebkosend ihre thränenüberströmten Wangen und bat sie, gefaßt zu sein. Man dürfe nichts überstürzen, schon wegen des bevorstehenden Festes nicht. Diese Rücksicht sei man dem Greise schuldig, dem dieser hohe Tag beschieden. Es müsse alles vermieden werden, was einen Mißklang, Verstimmungen, Unruhe wecken könne. Und sie glaube, daß sie nicht zu viel von ihr ver-

lange, wenn sie wünsche, daß bis nach dem Geburtstag keinerlei Entscheidung getroffen werde. Inzwischen müsse es zwischen ihnen bleiben wie bisher, und sie sei überzeugt, daß ein Mann wie Weilen, klug und einsichtsvoll, sich diesem nothwendigen Zwange fügen werde.

„Aber, er darf doch kommen?“ Angstvoll klang ihre Frage.

„Gewiß, er soll bei uns verkehren wie bisher.“

„Und soll ich ihm nichts sagen, Mama? Von seinem Briefe nicht zu ihm sprechen? Nicht von dem, was ich denke und empfinde?“

„Ich kann Dir darüber nichts sagen, mein Kind! Aber ich vertraue Deinem Taktgefühl. Das geheime Einverständniß, das zwischen Euch bisher bestand, will ich und kann ich wohl auch nicht lockern. Das aber kann ich von Dir fordern, daß Du mir Zeit gönnest und die kurze Frist geduldig verstreichen läßt, die durch die Verhältnisse bedingt ist. Versprichst Du mir das, Rita?“

„Ja, Mama! Aber er?“

„Er wird einverstanden sein mit dem, was Du wünschest, und Du sollst es ihm heute Abend selbst sagen. Ich erwarte ihn zum Diner. Ich habe ihn gebeten, ein Stündchen früher zu kommen, um mit ihm wegen des Geburtstags zu sprechen. Nun sollst Du ihm sagen, daß man ihn dort willkommen heißt . . . und dann sage ihm, was Dein Herz Dir eingiebt, aber dieses Herz soll darüber nicht vergessen, daß es bei uns Juden neben den Gefühlen für den Einzelnen noch etwas Anderes giebt: die Familie! Und daß die Rücksichten auf die Familie es manchmal heischen, dem egoistischen Einzelwillen Opfer aufzuerlegen. Daß diese Opfer aber uns groß und stark gemacht und in uns die Fähigkeit höchster Hingebung und aufopferungsvollster Liebe erweckt haben, denn sie wurzeln in den edlen Empfindungen der Pietät und der Pflicht. Der Mann, der Dich liebt, wird das verstehen, denn er liebt vielleicht unbewußt in Dir diese ethischen Grundsätze, in denen Du erzogen und die Deinem Wesen, Deiner Bildung, Deiner Erscheinung das Gepräge geben.“

Zärtlich und stolz blickte sie auf ihr Kind, in dem Anmuth und Bescheidenheit, Würde und Demuth sich lieblich

paarten und in dessen sehnsüchtig verlangender Seele das Gefühl der Unterordnung und Fügsamkeit nicht ausgelöscht war.

Sie küßte der Mutter ehrerbietig und dankbar die Hand.

„Und auch, daß Du meine Vertraute bist, soll ich ihm nicht sagen?“

„Das überlasse ich Dir, nur möchte ich nicht, daß es zwischen ihm und mir jetzt schon zu einer Aussprache kommt. Laßt Alles, wie es war . . . es gab Euch ja genug und es wird Euch nichts rauben.“

Dann war Rita von ihr gegangen, und Frau Benas gab sich ihren Gedanken hin, die nicht frei von Besorgniß waren, aber doch voll Hoffnungen und Zuversicht für das Glück ihrer Tochter.

*   *
*

Der Abend sah die Familie Benas und ihre Gäste, den Regierungsrath und Dr. Rosenfeld, in guter Stimmung beisammen, das Diner war angenehm verlaufen, der Geheimrath war in bester Laune und verscheuchte die Reservirtheit und Förmlichkeit, die anfangs an der Tafel herrschte, durch seinen Humor. Weilen, gewandt und liebenswürdig, fand sich bald in den vom Hausherrn angeschlagenen Ton und unterstützte ihn darin. Auch Frau Fanny trug, nachdem die erste augenblickliche Befangenheit vorüber war, in ihrer vornehmen, klugen Art und der fürsorglichen Gastlichkeit viel zum Behagen der kleinen Tafelrunde bei. Hugo war weniger schroff, wie immer, wenn sein Freund Heinrich durch seine milde, gütige Natur auf ihn einwirkte, und Rita schien verklärt von innerstem Glückgefühl. Bescheiden und zurückhaltend wie stets, fiel es nicht auf, wenn sie besonders schweigsam war. Nur manchmal streifte ihr Blick Victor's Antlitz und, wenn sein Auge dann in das ihre sich versenkte ganz in Liebe und innigster Uebereinstimmung, jagte das Blut jäh in ihre Wangen.

Sie hatten miteinander gesprochen, bevor man zu Tisch ging. Rita hatte ihm zunächst gesagt, daß er mit ihnen zu

Onkel Leopold kommen dürfe. Er hatte sie darauf in seine Arme geschlossen und einen Kuß auf ihre Stirn gedrückt. „Meine Braut . . . meine holde Braut,“ sprach er innig . . . Sie schmiegte sich wortlos an ihn. Das war ihr Verlöbniß. Nicht mit der leidenschaftlichen, stürmischen Zärtlichkeit, mit der er am Neujahrstag um sie geworben hatte: in andachtsvoller Weihe, in beglückender Zuversicht nahm er sie an sein Herz. Und sie war glücklich.

Dann hatte sie ihm ihr Gespräch mit der Mutter mitgetheilt. Und von seinem Briefe gesprochen, der ihr so tiefe Einblicke in sein Leben gewährt hatte und sie und die Mutter vor allem über eines beruhigt hätte . . . sie zögerte, als sie dies aussprach, und er schloß ihren Mund mit einem Kusse und sagte: „Nein, wahrlich . . . ich bin kein Abtrünniger! Und ich werde auch Dir die Liebe und Treue ewig bewahren, was immer kommen möge! Und Du, Rita?“

„Nichts kann mich von Dir trennen,“ hatte sie erwidert. Einfach, aber unerschütterlich war ihr Ton. Ein Gelübde.

Hierauf überlegten sie, was die Mutter von ihnen verlangte. Und er war sofort bereit, ihren Wünschen zu entsprechen. „Wenn ich Deiner Liebe sicher bin, dann muß ich mich darein fügen, dieses Glück verschwiegen für mich allein zu tragen, bis ich es jubelnd aller Welt verkünden darf. Es sind Rücksichten, die Deine Mutter verlangt, denen ich zustimmen muß, auch wenn es mir schwer fällt. Aber ich werde Dich doch sehen, und wir haben ein Geheimniß mitsammen, das uns in innerster Seele beglückt und noch näher zu einander führt, wenn dies überhaupt möglich ist. Wenn mein Blick auf Dir ruhen wird, wird er Dir sagen, ich liebe Dich, und ich werde von dem Bewußtsein erfüllt sein . . . sie ist mein! Und unsere Augen werden sich küssen und jeder Händedruck wird zu Dir sprechen von meinem Wünschen und Hoffen. Und diese geheimnißvolle Sprache, die nur wir beide verstehen, wird beredter sein als tönende Worte . . .“ Thränen standen in ihren Augen. Als er sie so in ihrer holden Reinheit und jungfräulichen Schüchternheit vor sich sah, da schienen ihm seine entsagenden Vorsätze doch nicht durchführbar, denn er zog sie wieder an sich und rief erregt: „Und ich soll Dich entbehren, neben Dir sein und Dich nicht

in meine Arme schließen dürfen, nicht küssen . . . aber das ist ja nicht möglich . . . wie lange noch?“

Dann beruhigte er sich wieder.

„Wohlan denn . . . es muß sein.“

Als nachher die Mutter zu ihnen trat, küßte er ihr die Hand. Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt. Dennoch wußten sie, daß sie sich verstanden hatten und einig waren.

Dann kamen die übrigen. Nichts verrieth, was hier inzwischen vorgegangen war.

Nach dem Diner saß man plaudernd im kleinen Salon. Die Weltgewandtheit Weilen's machte es ihm nicht schwer, der Unterhaltung ein allgemeines Interesse zu geben. Er erzählte von den Erfolgen der kolonialen Politik Deutschlands und, von welch' weittragender Bedeutung sie wäre.

„Ich begreife eigentlich nicht, weshalb man sich bei uns dieser Politik gegenüber so spröde verhält?“ sagte der Geheimrath.

„Weil die Menge kurzsichtig ist und für das, was nicht in absehbarer Zeit realisirbar erscheint, kein Verständniß hat. Sie lebt von der Hand in den Mund, und das sind die Gesichtspunkte, unter denen sie Alles betrachtet. Geld ausgeben für etwas, was erst künftigen Generationen ersprießlich sein könnte — beileibe nicht, welcher Unsinn! Hier die Groschen und hier das Brot, das den eigenen Magen sättigt. Was geht es uns an, argumentirt man, daß die nach uns Kommenden statt des harten, trockenen Brotes Kuchen essen werden? Es ist die Taktik des heutigen Tages, der kein morgen kennt. Es ist die Logik der Engherzigen und Beschränkten — aber immerhin ein Eintagsfliegenegoismus, den man begreifen kann. Nur darf man ihn nicht zum herrschenden Prinzip werden lassen. Es war stets so gewesen, daß man der Masse aufzwingen mußte, was ihr noththut. Befreier und Bedrücker mußten dabei nach dem gleichen Rezept verfahren. Willensstark mußten sie sein, unentwegt, sich nicht entmuthigen lassen . . . herrschen! Das was man zu recht erkannt hat, durchsetzen um jeden Preis! Mit Kirchthurmspolitik erlangt man keine Weltmacht.“

„Sie halten besonders viel von unseren kolonialen Bestrebungen?“

„Außerordentlich viel. Ich bin lange in diesem Ressort thätig gewesen und beschäftige mich auch jetzt wieder mit Vorliebe damit. Je mehr ich in die Materie eindringe, desto mehr gewinne ich die Ueberzeugung, daß eine Großmacht nur auf dieser Basis ihrer Bedeutung entsprechend sich entwickeln kann “

„In das Gebiet der Kolonialpolitik gehören auch die palästinensischen Ackerbaukolonien für die östlichen Juden . . .“ wendete Hugo sich jetzt ganz direkt an ihn. „Ich weiß nicht, Herr Regierungsrath, ob dies Ihre Aufmerksamkeit schon einmal auf sich gelenkt hat?“

„Ganz gewiß! Wie können Sie daran zweifeln? Wie sollte ich, der hauptsächlich mit solchen Angelegenheiten beschäftigt ist, daran achtlos vorübergehen? Gerade ich? Es ist übrigens eine Affaire, die mehr Beachtung findet, als man allgemein annimmt, auch in den maßgebenden Kreisen. Man kennt die Bestrebungen, man nimmt davon Notiz, wenn auch vielleicht noch im negirenden Sinne. Man würde staatenbildenden Projekten sicherlich nicht geneigt sein, und sie entweder mitleidig oder ironisch belächeln . . . vielleicht auch im souveränen Machtgefühl sie bekämpfen — nun wohl . . . die Anwendung des Rezeptes der Befreier und Bedrücker ist auch den Juden nicht zu verwehren: Willensstark, unentwegt, sich nicht entmuthigen lassen, arbeiten“ . . .

„Herr Regierungsrath!“ Es war wie ein Anruf zwischen Zweifel und Hoffnung. Und mit brennenden Augen starrte er ihn an, als wolle er in seiner Seele lesen, ob er Spott mit ihm treibe oder es ernsthaft meine mit dem, was er soeben gesagt habe.

Auch Heinrich sah ihn betroffen an und in seinem Blicke stand die Bitte: Treibe Deinen Spott nicht mit dem, was uns heilig ist. Dann aber trat in sein schönes, edles Gesicht etwas Drohendes und er sagte: „Die Führer dieser Sache sind sich der Bedeutung ihrer Aufgaben bewußt und es fehlt ihnen keinesfalls an Muth, sie durchzuführen.“

„Sind Sie auch einer dieser Führer, Herr Doktor?“

„Noch nicht. Aber ich hoffe, es zu werden. Jedenfalls werde ich mein Leben ganz diesen Zielen weihen.“ Sein Auge flog von Weilen unwillkürlich zu Rita, und wie ein schmerzliches Lächeln zog es um seine Lippen. Weilen hatte diesen Blick aufgefangen und er sah auch, wie in Rita's bleiches Antlitz eine flüchtige Röthe trat. Mit einem Schlage stand die Tragik dieses jungen Lebens vor ihm. Dieser Schwärmer liebte sie, aber die Liebe zu seinen Ideen, die Liebe zu seinem unglücklichen Volke war stärker in ihm, und heldenhaft nahm er Abschied von Wünschen und Hoffnungen, die er in sich ertödtet hatte, ehe sie sich hinausgewagt hatten aus seiner Seele. Aber auch Rita schien eine Ahnung davon gehabt zu haben, denn weshalb wäre sie sonst erröthet? Er blickte sie an und was ihr Auge ihm verrieth, war nichts als die vollste Hingebung. Ein unendliches Mitleid mit Heinrich überkam ihn. Etwas Verwandtes zog ihn an. Auch Heinrich hatte die holde Blüthe gesehen, er hatte in stillem Entzücken beobachtet, wie herrlich sie sich entfaltete ... er hätte sie vielleicht erringen können als Freund des Bruders, auch ihr Freund und im Hause wohlgelitten. Aber er entsagte freiwillig und beschritt den Dornenpfad, an dessen fernem, fernem Ende die Erfüllung seiner Ideale winkte. — Wie vermochte er nur zu entsagen? — Nachdenklich blickte er auf den jungen Mann; ihr zu entsagen — Rita! Sein Auge suchte sie. Auf ihrem Antlitz lag der Abglanz freudigen Stolzes und innerster Befriedigung. Es hatte sie unendlich beglückt, ihn so über diese Frage sprechen zu hören, die ihren Bruder so ganz und gar erfüllte und die bei dem innigen Verhältniß, das zwischen den Geschwistern bestand, auch ihre Theilnahme erweckt hatte. Auch im Antlitz der Geheimräthin spiegelte die Genugthuung sich wieder, solche Ansichten bei ihrem Gaste zu finden, und triumphirend sah sie bald ihren Gatten, bald ihren Sohn an.

Um des Geheimraths Mund spielte ein leichtes, etwas skeptisches Lächeln, Hugo aber sagte in kaum beherrschter Erregung:

„Und Sie selbst, Herr Regierungsrath, wie denken Sie über die Sache?“

„Vom rein theoretischen Standpunkt bin ich, wie ich bereits sagte, durchaus Kolonialpolitiker. Ich halte die Erweiterung und Ausbreitung unserer Besitzsphären für eine unbedingte Nothwendigkeit, den gesteigerten Existenzbedingungen des Staates zu genügen. Ich bewundere den Scharfblick des Kaisers, der das erkannt und sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet hat, die Lebensadern des Reiches mit frischen, kräftigen Säften zu füllen. Die Segnungen dieser Bestrebungen werden erst künftigen Geschlechtern klar werden, und man wird den Widerstand nicht begreifen können Derer, die sich diesen Plänen entgegenstellten mit kleinlichen Bedenken . . . denn Geldsachen sind immer kleinlich, sobald sie nicht großen Zwecken dienen. Sparen zu unrechter Zeit und am falschen Platze ist stets ein rechnerischer Fehler. Und mit wohlfeilen Witzen über gewaltige Dinge abthun zu wollen, ist einfach albern. Man wird so zu hochmüthiger Mißachtung der Gegner gezwungen, von denen man genau weiß, daß sie die Dinge nicht kennen, gegen die sie opponiren. Es unterliegt für Alle, die sich gründlich mit dieser Materie befassen, überhaupt keinem Zweifel, daß das kommende Jahrhundert ausschließlich dem Ausbau kolonialer Arbeiten gehören wird, die mit den sozialen an irgend einem Punkte sich berühren werden. Es wird nicht an Mißgriffen fehlen, an Enttäuschungen, aber welcher Pionierarbeit bleibt das erspart? Und dann wird man eben nach dem in der Weltgeschichte oft erprobten und bewährten Mittel der Befreier und Bedrücker verfahren müssen. Es giebt eine Gewalt, die vor dem Recht geht, das durch Eigensinn zu Unrecht sich wandelt."

Er machte eine kleine, nachdenkliche Pause. In höchster Spannung folgten die Andern seinen Ausführungen. Kein Einwand wurde gemacht und er fuhr fort: „Was nun speziell die Kolonialbestrebungen in jüdischen Kreisen anbelangt, so wird sich wohl nichts dagegen einwenden lassen von denen, die Kolonialpolitik als ihr Programm angenommen haben und von der nächsten Zukunft schon die praktische Durchführung ihrer tief durchdachten Pläne erhoffen. Warum sollte nun gerade dort die Kolonisation nicht das Ersprießlichste erwarten lassen? Die Kultur wird in ihrer Bewegung vom

Westen nach dem Osten zurückkehren, woher sie gekommen. Warum sollten nicht auch die Nachkommen Derjenigen sie dorthin zurücktragen, die sie dereinst herausgetragen über die Erde? Ich verhehle Ihnen aber nicht, daß dies nur meine persönliche Anschauung von der Sache ist. Ich habe, als ich in allerjüngster Zeit ganz eingehend mich damit beschäftigte, weil ich ein besonderes Interesse dafür gewann" — er sagte dies mit unverkennbarer Beziehung — „gefunden, daß ich nicht völlig objektiv nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen der Frage näher getreten bin. Man ist nicht umsonst der Urenkel von Rabbi Meïr Friedländer, um dies in kritischen Zeiten nicht zu empfinden. Ich erinnere mich mit Stolz daran, daß schon unser Großvater Elieser mit einem seiner Schwiegersöhne, ich glaube, es war Ihr Herr Vater, gnädige Frau, von Friedrich Wilhelm III. in Audienz empfangen wurde, um über die Kolonisation der Juden in Palästina ihm Bericht zu erstatten und seinen Schutz dafür zu erbitten. Damals schon! Ein alter Rabbi aus der Provinz Posen. Und was nun heute in mir sich als praktisches Interesse für koloniale Ideen kundgiebt, was Sie, lieber Herr Referendar, in idealer Begeisterung dafür empfinden, ist wohl das Erbe unserer Vorfahren. Das läßt uns gewissermaßen nicht ganz frei erscheinen in Beurtheilung der Dinge, andererseits aber sind wir, in deren Familie schon seit Generationen dieser Gedanke lebte, mehr wie Andere berufen, dafür ohne alle phantastischen und politischen Hintergedanken einzutreten."

Er bemerkte, wie Rita's Antlitz in Verklärung strahlte, während er sprach, er sah die Blicke des Geheimraths in wohlwollender Zustimmung auf sich gerichtet, er las in den Gesichtszügen Frau Fanny's die stille Freude und den frohen Stolz, daß es ein Abkömmling Rabbi Meïr Friedländer's war, der so gesprochen. Er fühlte die schwärmerischen Augen Heinrich's auf sich ruhen, in zweifelndem Erstaunen und bemerkte in Hugo's Gesicht den Ausdruck der Empfindungen, die ihn selbst in diesem Moment beseelt hatten.

„Wenn man dies ihnen Allen zurufen könnte," rief er in heftiger Gefühlsaufwallung, „daß sie ihre große Ver-

gangenheit niemals vergessen dürften, stolz sein auf ihre Mission unter den Völkern der Erde, ausharren auch in Leiden, bis einst der Tag kommt auch für unser Volk. Ein Tag ohne Ende, voll Ehre, Würde und Selbstvertrauen!"

Rita war unwillkürlich aufgesprungen und neben den Bruder getreten. Auch Heinrich hatte sich erhoben und stellte sich an die Seite des Freundes. Es war ein rührend-erhebendes Bild, die drei jungen Menschen so nebeneinander zu sehen. Hugo in der stolzen Haltung eines Eroberers, Heinrich mit dem hingebungsvollen Ausdruck apostolischer Begeisterung und Rita in froher Freude, die Verkörperung von Jugend und Schönheit, die des Sieges harren.

In stillen Gedanken versenkte Weilen sich im Anblick dieser Gruppe, dann sagte er nachdrücklich:

„Man sollte dem jungen Israel nicht wehren, seinen Idealen zu leben. Es steckt so viel Gutes und Tüchtiges darin. Eine Eigenart, die man schonen sollte, nicht nivelliren." Ein inniger Blick traf Rita. Es war ihr, als hätte er ihr damit ein Versprechen gegeben. Auch die Mutter hatte diesen Vorgang bemerkt und ein feines, zufriedenes Lächeln zog um ihren Mund.

Das Gespräch nahm dann einen allgemeineren Charakter an, obwohl es den Gegenstand immer wieder streifte, der Weilen Veranlassung geboten hatte, seine Ansichten so klar zu entwickeln.

Dann fand auch Dr. Rosenfeld Gelegenheit, sich über die Stellung der heutigen Juden in ihren eignen Angelegenheiten zu äußern. Er that dies in seiner schwermüthigen aber sympathischen Weise und sagte: „Ganz unbegreiflich nur erscheint, daß den Juden so oft der Muth fehlt, sich zu sich selbst zu bekennen. Die Andersgläubigen glauben sich vor ihnen schützen zu müssen und fürchten eine Beeinträchtigung ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten durch jüdische Art, wogegen sie sich wehren. Erstaunlich nur bleibt es, daß den Juden dieser Selbsterhaltungstrieb fehlt, daß sie nicht stolz und hochgemuthet genug sind, ihre Eigenart zu vertheidigen und ebenso festzuhalten, wie die anderen Stämme. Eine Eigenart, die so überaus werthvolle Eigenschaften, so glän-

zende Fähigkeiten in sich schließt. Bis in unsere Zeit gab es ja ein Band, das sie zusammenhielt, allerdings nicht in freiem, muthigem Selbstgefühl, sondern in Demuth und Unterwerfung, dieses Band war der Glaube! Aber heute, wo dieser Glaube wankt, denn sobald er die altehrwürdigen Formen und Gebräuche wechselt, wankt er, heute wo dieser Glaube bei vielen modernen Juden aufgelöst ist durch eine zersetzende Kritik, durch eine gewaltige Verstandesarbeit, müßte etwas Anderes an seine Stelle treten, das historische Selbstgefühl. Ueberall hat das Nationalgefühl eine Höhe erreicht wie nie zuvor, nur die Juden stehen abseits. Das Bewußtsein ihrer großen historischen Vergangenheit und ihrer kolossalen kulturellen Entwickelung aber berechtigt sie dazu wie alle übrigen. Man hat dagegen eingewendet, daß die gläubigen Alt-Israeliten sich immer erhalten werden trotz der modernen Juden, man scheint dabei nur eines zu vergessen, daß jedes neue Geschlecht das moderne ist und daß die Alten sterben, um den Jungen den Platz zu räumen. Wo aber sind die Jungen und Jüngeren und Jüngsten in stetiger Fortpflanzung der Generationen, die das Ueberkommene ganz unverändert bewahren und unverbrüchlich aufrecht erhalten? Man täusche sich doch nicht darüber. Wo ist das Judenhaus von heut, das dem von früher gliche? Selbst in Familien, erfüllt von Ehrerbietung und Stolz für die Tradition, hat überall der Geist der neuen Zeit Wandel geschaffen und im günstigen Falle baut man irgendwo in einem stillen, weltverlorenen Plätzchen der Erinnerung einen Tempel, auch nur dann, wenn etwa ein hochbetagtes, ehrwürdiges Familienmitglied in priesterlich-patriarchalischer Weihe diesen Tempel hütet."

„Ach, lieber Rosenfeld, Sie machen sehr deutliche Anspielungen," neckte ihn der Geheimrath.

„Verzeihen Sie, Herr Geheimrath," sagte er und eine flüchtige Röthe stieg in sein bleiches Gesicht, „es war keine Anspielung, sondern ganz klar stand mir das Beispiel Ihrer Familie vor Augen, in der jetzt alle, ganz im modernen Leben stehend, meist fertig mit der religiösen Ueberlieferung sich rüsten, ein Fest zu feiern nach altjüdischem Brauch. Was sie aber

zusammenführt, ist nicht der Brauch, ist leider nicht der Glaube, sondern einer aus ihrem Kreise, der das Patriarchenalter erreicht hat. Ein Greis, den sie ehren wollen, auf den sie mit Rührung und Freude blicken — die — der Greis wird 90 Jahre alt, und diese Empfindungen sind rein persönliche und gelten einer Person! Nicht dem Glauben, nur der Pietät! Wie lange aber wird das moderne Israel noch seine Patriarchen haben? Wie lange sie feiern? Und wenn dieses Band fehlt und an seiner statt nicht das historische Gefühl stark wird in Israel, was dann? Es mag viele geben, die sagen, wenn unsere Mission erfüllt ist, dann dürfen wir nicht klagen, wenn wir, die geringere Minderheit, uns als selbstständige Substanz auflösen, und es läßt sich gegen diese Ansicht nicht streiten, sie hat viel Berechtigung und enthält viel Wahres. Aber diese Wahrheit ist eine traurige und ich möchte sie nicht zu der meinigen machen, denn ich will, daß mein Volk nicht untergehe, weil es werth ist, zu bestehen, weil es große und herrliche Kräfte in sich birgt, die im Sonnenglanze einer freien Ausgestaltung aufblühen werden und herrliche Früchte tragen und Israel groß machen werden unter den Völkern."

Seine Sprache war scheinbar leidenschaftslos und ganz klar und sachlich brachte er seine Argumente vor. Aber in seiner Simme vibrirte etwas wie verhaltener Schmerz, wie bittere Anklage und innerstes Leid. Ueber seinem edlen, stillen Antlitz lag es wie stumme Klage, nur seine Augen sprachen eine beredte Sprache. Etwas Beschwörendes, Flehendes, Erweckendes leuchtete aus ihnen.

Der Geheimrath schien nachdenklich, während Hugo dem Freunde in impulsiver Bewegung die Hand gereicht hatte.

Erst eine Aufforderung der Geheimräthin, nun aber auch an das leibliche Wohl zu denken und ein Glas Bier oder Wein und einige Sandwiches zu nehmen, löste die Spannung und Erregung, die sich aller bemächtigt hatte. Die kluge Frau hatte den rechten Moment dafür abgewartet. Man plauderte nun noch ein Weilchen über gleichgültige Dinge und als Weilen später einige Minuten mit Rita allein war, fragte er sie:

„Wer ist Dr. Rosenfeld eigentlich?"

„Ein Studienfreund Hugo's, der durch ihn in's Haus kam und uns allen sehr lieb und werth wurde."

„Dir auch, Rita?"

„Ja!" sagte sie einfach.

Ihre Offenheit erfreute ihn.

„Hast Du viel mit ihm verkehrt?"

„Er wurde auch mein Freund und besonders in den letzten Monaten, wo er mir über die philosophischen Systeme Vorträge hielt und die Ideen der großen Denker meinem Verständniß erschloß, trat er mir sehr nahe."

„Er hatte Dich lieb, Rita?"

Sie sah ihn mit feuchtem Blick an und sagte mit leiser Stimme: „Er hat es mir nie gesagt."

„Wer sollte in Deiner Nähe leben und Dich nicht lieben, aber er ist aus dem Holze geschnitzt, aus dem man Märtyrer macht."

Unwillkürlich blickten sie beide auf Heinrich, der soeben mit Hugo zu ihnen trat.

*　*　*

Schon einige Tage vor dem Passahfeste machte sich in dem Städtchen Rawitsch die Aufregung und geschäftige Theilnahme geltend, die wichtigen Ereignissen vorauszugehen pflegt. Die Vorkehrungen zur Feier des 90. Geburtstages Leopold Friedländer's waren in vollem Gange. Seit drei Tagen bereits war Frau Fanny Benas mit ihrer Tochter Rita anwesend, um persönlich noch alle Vorbereitungen zu überwachen und den Verwandten zur Seite zu stehen Sie war im Hause ihrer Cousine Rebekka Strelitz, Onkel Leopold's ältester Tochter, abgestiegen. Am Tage nach ihrer Ankunft war sie mit ihren Cousinen, Rebekka und Friederike, der zweitältesten Tochter des Onkels, an den Stadtverordneten Meyer Pinkus verheirathet, und der aus Berlin vor einer Woche

schon eingetroffenen Kochfrau auf dem Markte erschienen. Ganz Rawitsch gerieth in das höchste Erstaunen. „Die Frau Geheimräthin in höchst eigener Person hat sich für den Einkauf der Puten und Katschkes und Gäns zu interessiren geruht," hatte der „Hühnertapper Freund" aus der Vorstadt Nachmittag bei Mincha berichtet. Im übrigen hatte man alles, was in dem Oertchen nicht zu beschaffen war, aus Berlin kommen lassen und unter der Leitung von Onkel Leopold's Schwiegertochter Hannchen, bei der die Feier stattfand, war man schon seit Tagen mit dem Backen und Früchteeinkochen und Herstellen sonstiger Delikatessen beschäftigt in einer eigens zu diesem Zwecke eingerichteten Küche. Rita und zwei junge Mädchen aus Breslau und Mannheim, die mit ihren Müttern, Enkeltöchtern des Onkels, ebenfalls bereits angekommen waren, erschien dieses Leben in dem kleinen Städtchen sehr merkwürdig. Sowohl die Großnichte wie die Urenkelinnen des Jubilars waren unter so ganz anderen Verhältnissen erzogen, daß ihnen alles neu und verwunderlich war, was in der Gemeinde und speziell im Hause der Verwandten an zeremoniellen Bräuchen für diese Feiertrge vorgenommen wurde. Am letzten Abende vor dem Beginn der Passahtage hatten sie dem Chomez batteln beigewohnt und den 90jährigen Greis geleitet, der ein Wachslicht, einige Federposen und einen breiten Kochlöffel in der Hand, gefolgt von seinem 70jährigen Sohne Isidor und dessen Frau durch das ganze Haus zog, um die letzten Ueberreste des Ungesäuerten zu entfernen. Es fiel Rita besonders auf, mit welcher Wichtigkeit dies geschah, welche hohe Bedeutung man diesen Gebräuchen beilegte und daß bei dem Hauptbetheiligten die Festesfreude mehr dem einziehenden Passahfest galt, als der Geburtstagsfeier. Das Religiöse trat vor das Persönliche.

Am Tage waren wiederum viele Verwandte angekommen, darunter Familienangehörige aus dem russischen Städtchen Pinsk. Es waren Anhänger der ältesten Orthodoxie, die theilweise sogar dem Chassidismus zuneigten. Sie hatten bei einem entfernten Verwandten, der ganz besonders fromm war, Unterkunft gefunden. Auch das Gasthaus „Zum goldenen Schwan" beherbergte bereits Gäste aus München und Wien und morgen mit dem Nachmittagszuge um 3 Uhr 28 sollten alle übrigen ankommen, unter ihnen Geheimrath Benas, sein

Sohn Hugo und der Regierungsrath Weilen. Der lange Hühnertapper Freund, so benannt aus seiner Praxis bei Beurtheilung des lebenden Federviehs, die lebendige Chronik des Oertchens und Schmul Weißbacher, der den Beinamen führte „Rebbe, kommer verkehrt,“ weil er von allem das Gegentheil behauptete, rannten von Haus zu Haus mit ihren Neuigkeiten, der eine berichtend, der andere widerlegend. Die Aufregung in der Gemeinde wuchs von Stunde zu Stunde.

Um genügend Raum für die Festtafel zu schaffen, hatte man zwei sehr große Stuben, die nur durch eine Tapetenwand getrennt waren, durch Entfernung der Wand zu einem Saal vereinigt.

„Sie rücken die Wänd' aus,“ hatte der Hühnertapper erzählt, während „Rebbe kommer verkehrt“ erklärte, „nix die Wänd, nur ä Bretterzaun, was zwischen die beiden Stuben liegt, hat man äweg genommen.“

Jedenfalls war durch die Anordnungen Frau Fanny's wirklich ein zweckentsprechender, sehr hübscher Raum geschaffen worden, der mit seinen Dekorationen aus weißem Stoff und Tannenreisig überaus anheimelnd aussah. An diesen Saal grenzte die ebenfalls sehr geräumige gute Stube. Dort war die Verbindungsthür ausgehoben worden und die arrangirten Tische so dicht herangeschoben, daß dadurch eine gemeinsame Tafel gebildet wurde. Der Anblick war prächtig.

Bei einbrechender Dunkelheit versammelten sich alle Gäste zum Seder bei Leopold Friedländer. Der Geheimrath, der etwas früher kam, um seine Frau, die mit den Arrangements beschäftigt war, zu sprechen, war auf's angenehmste überrascht.

„Das habt Ihr ja herrlich gemacht,“ sagte er, seiner Frau galant die Hand küssend. „Wirklich wundervoll!“

Das fanden auch die andern, als sie nach einer Begrüßung des Familienoberhauptes sich an der Tafel niederließen. Diese war mit feinem, weißen Linnendamast überdeckt und blitzte von Silber und Krystall. In prachtvoll geschliffenen Karaffen funkelte der Wein, der ebenso wie die bleichen Apfelsinen in den Fruchtschalen aus den Kolonien des heiligen Landes stammte. Es war alles vortrefflich angeordnet. Aber auch der Geheimrath hatte Wort gehalten und Silbergeräth von so kostbarer,

schöner Ausführung geschickt, daß es dem Tische eines Fürsten zur Zierde gereicht hätte. Und wie ein Fürst war Leopold Friedländer im Kreise der Seinen. Der bescheidene, schlichte, anspruchslose Mann war heute ein König. Nicht nur ein König dieses Familienfestes, sondern der König dieses Glaubensfestes!

In ein weißes Gewand gekleidet, sein einstiges Traukleid und sein künftiges Totenkleid, über der von schneeweißen Haaren umgebenen Stirn eine weiße, von breiter Silbertresse umrandete Kappe, saß er auf einem Lehnstuhl ganz eingebettet in weißen gestickten Polstern. Ihm zur Seite seine Schwiegertochter Hannchen, in grauem Brokatkleid mit dicker, goldener Kette und einer tief in die Stirn gedrückten Haube aus elfenbeinfarbigen Spitzengefältel mit lila Bändern. Eine Kopfbedeckung, wie sie strenggläubige Israelitinnen noch tragen. Auch Friederike und Rebekka, seine beiden ältesten Töchter, hatten Häubchen auf, wenn auch schon von modischer Form. Dagegen trugen die Verwandten aus Pinsk noch den seidenen Scheitel, der das Haar der verheiratheten Jüdin völlig verbarg, und an Stelle dieses natürlichen Schmuckes kostbares Geschmeide setzte. Perlenbinden umgaben das Haupt. Auch sonst erglänzten die russischen Verwandten in einer solchen Fülle von Brillanten und Edelsteinen, daß der Geheimrath ein kleines verstecktes Lächeln nicht ganz zu unterdrücken vermochte.

Die Eheherren dieser beiden Damen erschienen im langen, seidenen Kaftan, unter ihren Käppchen ringelten sich die Seitenlöckchen zu beiden Seiten der Wangen. Neben diesen Erscheinungen bildeten die andern Damen in den eleganten modernen Toiletten einen merkwürdigen Gegensatz. Die jungen Mädchen in hellen, duftigen Kleidern, die braunen, blonden, röthlichen und tiefschwarzen Haare in Boticelli-Manier frisirt ganz fin de siècle, die Herren in full dress. Und verschiedenartig, wie das äußere Gepräge war auch dieser Kreis in seiner Zusammensetzung. Neben den Vertretern des alten, durch die Jahrtausende unverändert sich erhaltenen Judenthums alle Schattirungen seiner Bekenner. Orthodoxe, fromme, gemäßigte liberale, reformirte und ein Meschumed! Ebenso waren alle gesellschaftlichen Stellungen vertreten. Hohe Beamte, ein Ober-

verwaltungsrath und ein Staatsanwalt aus München, von der süddeutschen Linie der Friedländers. Professoren, Aerzte, Rechtsanwälte, Techniker, Industrielle und Kaufleute. Nur die Rabbiner fehlten. Es gab deren einige in der Familie, aber sie waren in ihren Gemeinden durch ihren Beruf fest gehalten für die Feiertage. Unter der Jugend temperamentvolle Jünglinge mit studentischen Schmissen, zwei badische Officiere und ein österreichischer in Uniform, Referendare, Assessoren, Ingenieure, neben ihnen Handlungsbeflissene und solche, die ein Handwerk erlernten . . . und doch war Harmonie in dem vielgestaltigen Bilde. Die Harmonie der gemeinsamen Empfindungen, die in dieser Stunde alle beseelte.

Leopold Friedländer hatte die große, silberne Sederschüssel näher zu sich herangerückt. Sie war mit den symbolischen Gerichten des Festes garnirt. Die vergoldeten Muscheln in den vier Ecken enthielten das Charausses, die bittern Kräuter, das in der Asche gebratene Ei, das salzige Wasser. In der Mitte lagen die Mazzot überdeckt mit einer weißseidenen Decke. Löwen in Goldstickerei hielten den Schild Davids, der aus Silber und Edelsteinen gearbeitet war. In hebräischen Lettern darunter die Segenssprüche. Eine Enkelin des Jubilars hatte die prachtvolle Handarbeit angefertigt. Und jetzt erhob sich ein feines Stimmchen und ein fünfjähriger Knabe sprach die ersten Worte der Hagadah: „Manischtana halei lo haseh?“ Es war der Sohn einer Urenkelin des Patriarchen. Dieser Knabe, am Tische seines Ahnherrn die fünfte lebende Generation verkörpernd, besaß von diesem edlen Greis abwärts noch eine weitere Ahnenreihe, die in Elieser und Meïr Friedländer gelehrte, weise und hochgesinnte Männer aufwies, deren Tugend und Frömmigkeit, deren Verstand und Wohlthätigkeit sie nicht nur bei den Juden, sondern auch bei Andersgläubigen hoch zu Ehren gebracht hatten.

Ob diese Erinnerungen an seinen Vater und Großvater in diesem Augenblick in Leopold Friedländer aufwachten, als der kleine Jakob mit kindlichem Tone, aber deutlich und vernehmlich die vorschriftsmäßigen Fragen an ihn richtete?

Er neigte sich über seine Hagadah und Thränen entströmten seinen müden, alten Augen.

Ein Gefühl unsagbarer Rührung hatte alle Anwesenden ergriffen. Man sah von dem Greise auf das Kind, das in ahnungsloser Neugier mit weiten, großen Blicken um sich schaute, und dann wieder von dem Kinde auf den Greis, und eine Fülle drängender Fragen und Gedanken wurden rege in aller Herzen.

Das greise Judenthum und das junge?

Wie würden sie nebeneinander bestehen? Schön und friedlich, wie in dieser Stunde? Und würde die Jugend andächtig lauschen, was das Alter sie lehrt aus der Geschichte seines Volkes?

Würden die Jungen um die Patriarchen sich schaaren? Zu Sammlung und Weihe sich flüchten aus dem bewegten Treiben, aus dem bunten Trubel des Daseins, aus seinen Kämpfen, von seinen Aufgaben? Hier vollzog sich dieses Wunder, in dem schlichten Judenhause. In pietätvoller Stimmung folgten alle dem Vortrage aus der Hagadah, den der Patriarch jetzt mit schwachem, aber eindringlichem Tonfall anstimmte. Den krausen, seltsamen, talmudisch-kasuistischen Auslegungen des Festes. Und als er dann mit zitternden Händen den hohen silbernen Pokal mit dem Weine füllte, der für den Propheten Elia bestimmt war, und sich erhebend mit dem Abglanz gläubigen Vertrauens in dem greisen Antlitz ausrief: „Leschono habo bejeruscholajim“, da ging es wie ein Heiligkeitsschauer durch die Versammelten. Niemand vermochte sich im Moment des erhebenden Eindrucks zu entziehen, auch die ganz außerhalb dieser Wünsche und Hoffnungen Stehenden nicht.

Hugo Benas war auf's Tiefste erschüttert.

„So muß es sein,“ flüsterte er der neben ihm sitzenden Mutter zu. „In Anschauungen, Lebenshaltung, Stellungen, Bildungsgraden, durch Welten getrennt — vereint in dem Gedanken unseres Volkes. Und überall, wo Juden so leben, wird sich ein geistiges Zion aufrichten, wie hier an dieser bescheidenen Stätte.“—

* *
*

Kurze Zeit nach der Rückkehr von der denkwürdigen Geburtstagsfeier hatten Rita und der Regierungsrath Dr. Weilen sich verlobt. Er hatte freiwillig sich bereit erklärt, seinen Abschied zu nehmen und zu den Seinen zurückzukehren. Es war, als seien alle Schroffheiten und Gegensätze ausgelöscht, unter denen, die sich an jenem Sederabende um den Patriarchen geschaart hatten. Man gehörte zusammen, was auch äußerlich trennend dazwischen zu liegen schien. Und als dieser so verschieden geartete Kreis sich auflöste, hatte jeder aus dem Frieden dieser stillen Welt seinen Glauben an die bindende und die befreiende Macht des Judenthums mit hinaus genommen in das Leben.

Mittheilungen

aus dem

Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Herausgegeben vom Geschäftsführenden Ausschuß.

No. 8.	Berlin, im Dezember.	1900.

Zur Geschichte des Verbandes.

Mit Genugthuung blickt der Geschäftsführende Ausschuß des Verbandes auf die immer mehr um sich greifende Begeisterung für die von ihm vertretene Sache. Zu den vielen bereits bestehenden und segensreich wirkenden Vereinen sind neue hinzugetreten, und wieder andere sind in Bildung begriffen. Auch in Gemeinden, wo aus lokalen Ursachen die Gründung von Literaturvereinen bisher nicht erfolgen konnte, wurden Vorträge über jüdische Themata gehalten, um durch das gesprochene Wort das Interesse für die Sache des Judenthums neu zu beleben. Was vor zehn Jahren noch fast unmöglich erschien, ist nunmehr eine historische Thatsache

geworden: Ein neuer Geist ist in die jüdischen Gemeinden Deutschlands eingekehrt, ein Geist belebender Selbsterkenntniß, der unsere Stammesgenossen aus ihrem langjährigen Indifferentismus aufrüttelt und ihnen zeigt, welchen Weg sie einzuschlagen haben, um das von den Vätern ererbte, aber leider unbeachtet gelassene und darum — sagen wir es nur offen heraus — in Vergessenheit gerathene Gut auf's Neue zu erwerben, um es zu besitzen und den Nachkommen zu erhalten. Man kann über den Werth der einzelnen Vorträge, die in den Vereinen gehalten werden, denken, wie man will, aber zugeben muß man, daß sie erziehlich wirken und eine nicht zu unterschätzende Werbekraft besitzen.

Der von vielen Seiten erhobene Vorwurf, daß durch populäre Vorträge die Wissenschaft des Judenthums verflacht werde, ist ebenso unberechtigt wie die Angst kleinlicher Gemüther, die nichtjüdische Welt könnte in der Begründung speziell jüdischer Literaturvereine Absonderungsgelüste seitens der Juden erblicken.

Gegen diese beiden Ansichten müssen wir uns entschieden verwahren. Täuschen wir uns nur selbst nicht. Für die große Masse unserer Glaubensgenossen können die Vorträge nicht populär genug gehalten werden, und was das Bedenken betrifft, man könnte uns Absonderungsgelüste zumuthen, so erwidern wir: das Hemd steht uns näher als der Rock. Wenn es gilt, für die Erhaltung unserer Lehre einzutreten, das Interesse für die in unserem Schriftthum verborgenen geistigen Schätze wachzurufen, dürfen wir uns durch kleinliche Rücksichtnahme in unserer Wirksamkeit nicht stören lassen. Durch die in unseren Literaturvereinen gehaltenen Vorträge wird Allen, die es hören wollen, laut verkündet, daß die Juden zu allen Zeiten an den kulturellen Bestrebungen der Völker regen Antheil genommen und sich niemals von den

Andersgläubigen abgesondert haben, es sei denn, daß diese sie abgesondert hatten.

Nächst dem gesprochenen ist es das gedruckte Wort, das belehrend und begeisternd wirkt, und es ist erfreulich, konstatiren zu dürfen, daß fast die meisten Vereine Bibliotheken angelegt haben, zu denen der Verband, besonders in den kleinen Vereinen, durch Gratis-Ueberweisung verschiedener Schriften den Grundstein gelegt hat. Die Bibliotheken, von denen viele bereits eine stattliche Anzahl von Bänden besitzen, werden stark benutzt, und nur darüber wird Klage geführt, daß es an guten belletkistischen Schriften mangelt. Die Aufgabe des Verbandes wird es sein müssen, auch hierin Wandel zum Besseren zu schaffen.

Durch die Herausgabe des Jahrbuches, das nun zum vierten Male erscheint, sowie durch die Publikation des Luzzatto-Gedenkbuches, das an sämmtliche Vereine in größerer und geringerer Anzahl von Exemplaren gratis versandt wurde, hat der Verband den Weg gezeigt, auf welche Weise gediegene und für die Vereinsmitglieder verhältnißmäßig billige Schriften hergestellt werden können. Bei einiger Unterstützung seitens der Vereine selber wird es hoffentlich möglich sein, auch dem Mangel an guter jüdischer Belletristik abzuhelfen. Damit aber der Verband den an ihn gestellten Anforderungen gerecht werden kann, ist es wünschenswerth, daß sämmtliche Vereine es endlich für eine Ehrenpflicht hielten, einen regelmäßigen Jahresbeitrag an die Kasse des Verbandes abzuführen.

Die Mittel, über die der Verband verfügt, reichen kaum hin, um die laufenden Ausgaben zu decken. Die Zinsen des Wanderredner-Fonds sind im vorigen Jahre zur Vertheilung an die Bezirksverbände gelangt, und eine gleiche Subventionirung wird auch in diesem Jahre erfolgen. Der Verband würde aber ganz andere Erfolge aufzuweisen haben, wenn ihm die

nöthigen Mittel zur Verfügung ständen. Das Gesuch verschiedener Vereine, ihnen Material zu Vorträgen einzusenden, hat der Verband auch in diesem Jahre thunlichst zu berücksichtigen gesucht; unmöglich aber ist es, den Vereinen zugleich die erforderlichen Bücher, wenn auch nur leihweise, zu schicken; das Sekretariat hat in dieser Beziehung bereits schlimme Erfahrungen gemacht. Trotz wiederholter und dringender Mahnung gelingt es nicht, die verliehenen Bücher zurück zu erhalten.

Auch in Bezug auf die Redner könnte der Verband den Vereinen größere Dienste leisten, wenn diese ihre Wünsche dem Sekretariat nur rechtzeitig mittheilen und ihre Forderungen etwas niedriger stellen wollten. Nach den von uns gesammelten Erfahrungen sind nicht immer Diejenigen, die einen klangvollen Namen führen, zugleich die besten und geeignetsten Redner. Die Aufgabe der Vereine muß es sein, auch weniger bekannte Gelehrte, wenn sie vom Verbande, der auch in dieser Beziehung seine Unparteilichkeit wahrt, empfohlen werden, zu fördern und somit ihre Popularität zu ermöglichen.

Auf einem im Herbste dieses Jahres einzuberufenden Verbandstage werden alle diese Fragen eine Klärung erfahren müssen. Bis dahin aber geben wir uns der Hoffnung hin, daß die Vereine für jüdische Geschichte und Literatur mit noch größerem Eifer als bisher das begonnene Werk fortsetzen und durch fleißige Arbeit und gegenseitige Belehrung, sei es durch Vorträge, Vortragscyklen oder Diskussions-Abende, ihr Bestes thun werden, um unserer Geschichte und unserer Literatur zu dem ihnen gebührenden Rechte zu verhelfen.

Verzeichniß

sämmtlicher Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland, deren Mitgliederzahl und Vorstände.

1. **Aachen.** 155 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Jaulus, Ehrenvorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Franken, 1. Vorsitzender; Kaufmann Louis Mayer, 2. Vorsitzender; Dr. med. L. Schuster, Schriftführer; Dr. med. Carl Berliner, Kassirer. Beisitzer: Rentner Herm. Gottfeld, Fabrikant Robert Marx, städt. Ingenieur S. Oestreicher.

2. **Allenstein** (Ostpr.) 53 Mitglieder. Vorstand: Dr. Kamnitzer, Rabbiner Dr. Olitzki, Oberlehrer Levy, Kaufmann Woythaler, Kaufmann H. Daniel und Cantor Karo.

3. **Altona.** Vorstand: Wolff Möller, Salomon Feinberg, Felix Bachmann, Dr. Moses Lewy, Jacob Schehtenstetter, Salomon Buttenwieser, N. Hebe, M. Auerbach.

4. **Annaberg** (Erzgebirge). 30 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant M. Türk, Vorsitzender; Fabrikant S. Bry, Kassirer und Stellvertreter; Rektor F. Saphra, Schriftführer und Bibliothekar; Fabrikant H. Rosenthal und Kaufmann Gottschalk, Ausschußmitglieder.

5. u. 6. a) **Ansbach.** 30 Mitglieder. b) **Gunzenhausen.** 47 Mitglieder. Vorsitzender: a) und b) Dr. P. Kohn, Districts-Rabbiner, Ansbach; Kassirer: a) Cantor Krämer, b) Kaufmann Neuburger; Schriftführer: a) Lehrer Dingfelder, b) Lehrer Marx.

7. **Augsburg.** 140 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Ludwig Bauer, Bankier Gustav Flesch, Distriktsrabbiner Dr. Heinrich Groß, Bankier Emil Gutmann, Fabrikbesitzer Heinrich Landauer.

8. **Aurich.** 40 Mitglieder. Vorstand: Hauptlehrer H. Reuß, 1. Vorsitzender; Karl Wallhenner, 2. Vorsitzender; Kaufmann Heß, Schriftführer.

9. **Bamberg.** 145 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. A. Eckstein, A. Koburger, Dr. Strauß, Emil Wassermann, Dr. Jos. Werner.

10. **Barmen.** 80 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Grabowski, Vorsitzender; B. Mosheim, Kassirer; G. Strauß, Schriftführer.

11. **Berlin.** 700 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Karpeles, 1. Vorsitzender; Dr. Hirsch Hildesheimer, 2. Vorsitzender; Prediger Dr. Moritz Levin und Schriftsteller Albert Katz, Schriftführer; Rentier M. Heymann, Schatzmeister. Beisitzer: Schriftsteller W. Bambus, Heinrich Fränkel, Benas Levy, Prof. Dr. M. Philippson, Oberlehrer Dr. M. Schäfer.

12. **Bernburg.** 63 Mitglieder. Vorstand: Moritz Schwab, 1. Vorsitzender; Albert Spanier, 2. Vorsitzender; Ludwig Gumpel, Schriftführer; Alfred Simonsohn, Kassirer. Beisitzer: Leopold Maschke, Louis Calm, Louis Märker, Oscar Samson, Marcus Mannes, Reinh. Gerson.

13. **Beuel a. Rh.** Vorstand: Cand. med. Max Behr, 1. Vorsitzender; Kaufm. Sim. Kaufmann, 2 Vorsitzender; Lehrer Dav. Heumann, 1. Schriftführer; Kaufm. Seligm. Sommer, 2. Schriftführer; Kaufm. Herm. Hirschhorn, Kassirer. Beisitzer: Salomon Behr, Abraham Salomon, Moses Levy, David Kaufmann.

14. **Beuthen** (Oberschl.). 150 Mitglieder. Vorstand: Stadtrath Guttmann, Rabbiner Dr. Kopfstein, Dr. Emmerich, Lehrer Eisenberg, S. Grünfeld, Felix Gattel, Dr. med. Pick, Rothkugel, Dr. Schmey.

15. **Bingen a. Rh.** 76 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Grünfeld, Dr. med. Ebertsheim, Rechtsanwalt Strauß, Eduard Gümbel, Julius Landau, Ferdinand Seligmann II und S. Kohlmann.

16. **Birnbaum.** 16 Mitglieder. Vorstand: Ph. Falkenstein.

17. **Bochum.** 100 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann M. Hähnlein, 1. Vorsitzender; Lehrer Ostermann, Schriftführer; J. Cahn, Kassirer; H. Buxbaum, Bibliothekar.

18. **Bonn.** 115 Mitglieder. Ehrenmitglied des Vorstandes: Rabbiner Dr. Rülf. Vorstand: Rechtsanwalt Harff, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Cohn, stellvertretender Vorsitzender; Dr. Alfred Klee, Schriftführer; Rechtsanwalt Rosenberg, stellvertretender Schriftführer; Louis David, Schatzmeister; Max Hirschel und Prof. Dr. Philipson, Beisitzer.

19. **Brakel** (Kr. Höxter). 24 Mitglieder. Ehrenmitglied: Lehrer Goldschmidt in Dortmund. Vorstand: J. Flechtheim, B. Heineberg, Aug. Sommer und Lehrer M. Weiler.

20. **Brandenburg a. H.** 45 Mitglieder. Vorstand. Rabbiner Dr. Ackermann, 1. Vorsitzender; Dr. med. A. Sittner, 2. Vorsitzender; Julius Loewenthal jr., Schatzmeister; Charles Groß, 1. Schriftführer, Albert Nathanson, 2. Schriftführer.

21. **Braunschweig.** 84 Mitglieder. Vorstand: Landesrabbiner Dr. Rülf, Vorsitzender; Kaufmann B. Mielziner, Schriftführer: Kaufmann M. Regensburger, Kassirer; Bankier F. Spanjer-Herford, Bibliothekar.

22. **Bremen.** 108 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Rosenak, Julius Aschendorff, Nathan Abraham, Dr. jur. L. Cohn, Dr. med. Gorodisky, Herm. Steinberg, Dr. J. Pinette, B. Zacharias.

23. **Breslau.** 251 Mitglieder. Vorstand: Landgerichtsrath Wollstein, 1. Vorsitzender; Dr. Braun, 2. Vorsitzender; Max Marcus, Schatzmeister; Rechtsanwalt F. Hirschberg, 1. Schriftführer; Professor Dr. Leopold Cohn, 2. Schriftführer. Beisitzer: Louis Burgfeld, Rabbiner Dr. Guttmann, H. Jacobsohn, Rechtsanwalt Carl Joel, Rabbiner Dr. Rosenthal, Rechtsanwalt Dr. Samuelsohn.

24. **Bromberg.** 80 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Walter, Vorsitzender; Rechtsanwalt Baerwald, Kassirer; Lehrer Herzberg, Schriftführer; Rechtsanwalt Fuchs, Großberger.

25. **Cassel.** 139 Mitglieder. Vorstand: Bankier Gustav Sichel, Vorsitzender; Fabrikant M. Lieberg, Schriftführer; Kaufmann Jac. Schartenberg, Kassirer; Landrabbiner Dr. Prager, Kaufm. B. Hohenthal, Rentier J. Hornthal, Kaufmann S. Hoffa, Beisitzer.

26. **Cöthen** (Anhalt). 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. B. Seligkowitz, M. Mendershausen, S. Markus.

27. **Coburg.** 40 Mitglieder. Emanuel Seligmann, Vorsitzender.

28. **Cottbus.** 40 Mitglieder. Vorstand: Oscar Stern, 1. Vorsitzender; Waldemar Reiersbach, 2. Vorsitzender; Wolf Loewenstein, Kassirer; Dr. Schirokauer, Schriftführer; Prediger Kamerase, Bibliothekar.

29. **Culmsee.** 21 Mitglieder. Vorstand: J. Sternberg, Lehrer Brisch, M. Jacobsohn, Wittenberg, H. Bergmann, A. Cohn, Gelhaar.

30. **Czarnikau.** 74 Mitglieder. Vorstand: M. Simonsohn, Vorsitzender; Js. Crohn, 2. Vorsitzender; J. Hirschberg und L. Beutler, Beisitzer; M. Kochmann, Schriftführer; Lehrer Cohn, Bibliothekar.

31. **Danzig.** 180 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Freudenthal, 1. Vorsitzender, Gustav Davidsohn, 2. Vorsitzender; Max Jacoby, Schriftführer; Moritz Cohn, Kassirer; Ludwig Kalischer, Bibliothekar; Sanitätsrath Dr. Wallenberg und Rechtsanwalt Steinhardt, Beisitzer.

32. **Dortmund.** 120 Mitglieder. Vorstand: S. Freund, Vorsitzender; Sanitätsrath Dr. Blankenstein, Adolf Elias, Prediger Rothschild, Jacob Baum, Jacob Nathan Wolff, Isidor Goldschmidt.

33. **Duisburg-Ruhrort.** 120 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Goldbaum-Duisburg, 1. Vorsitzender; Jul. Philipps-Ruhrort, 2. Vorsitzender; R. Nußbaum-Duisburg, 1. Schriftführer; S. Rosenthal-Ruhrort, 2. Schriftführer; M. Löwe-Duisburg, Kassirer und Bibliothekar.

34. **Düsseldorf.** 85 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. E. David, 1. Vorsitzender; Louis Cohen, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Levison, Schriftführer; Carl Herzfeld, Schatzmeister; Dr. Freundlich, Karl W. Simons, Jac. Wolf.

35. **Eberswalde.** 30 Mitglieder. Vorstand: Prediger Eduard Hamburger, Vorsitzender; Kaufm. Albert Jacob, stellvertr. Vorsitzender; Kfm. Ernst Lippmann, Kfm. Lagro, Kfm. Jonas.

36. **Eisenach.** 76 Mitglieder. Vorstand: Prediger E. Meyer, 1. Vorsitzender; H. Grünstein, 2. Vorsitzender; M. Klebe, Rendant; D. Mandelbaum, J. Löwenstein und L. Rothschild, Beisitzer; Georg Neuhaus, stellvertretender Bibliothekar.

37. **Elberfeld.** 120 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Auerbach, Ehrenvorsitzender; H. Strauß, 1. Vorsitzender; M. L. Wetzstein, 2. Vorsitzender; J. Herz, Schriftführer; L. Fleischhacker, Kassirer; J. Kann, Bibliothekar.

38. **Erfurt.** 87 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzberger, 1. Vorsitzender; Isaak Lamm, 2. Vorsitzender; Dr. Gustav Reichmann, 1. Schriftführer; Leopold Heilbrunn, 2. Schriftführer; G. Neukamp, Kassirer.

39. **Erlangen.** 20 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Joseph Karpf, 1. Vorsitzender; Lehrer Morgenthau, Sekretär und 2. Vorsitzender; Moses Stern, Kassirer.

40. **Essen** (Ruhr). 143 ordentliche und 20 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Samuel, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. S. Wallach, 2. Vorsitzender; Kaufmann August Kohn, 1. Schriftführer; Kanzleirath Hirsch, 2. Schriftführer; Kaufmann Siegfr. Cohen, Rendant; Bankier Isaak Sim. Hirschland und Bankier Herz L. Hirschland, Beisitzer.

41. **Filehne.** 42 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Richter, Ehrenvorsitzender; Julius Joseph, Vorsitzender; Albert Maaß, Schriftführer; Gustav Löffer, Rendant; Siegmund Levysohn und Hermann Gutkind, Beisitzer.

42. **Forst i. L.** 27 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanw. Zuckermann, Fabrikbesitzer Jacob, Prediger Pulvermann.

43. **Frankfurt a. M.** 261 Mitglieder und 100 vom Verein Tiferes Bachurim, der als solcher Mitglied ist. Vorstand: Alfred Geiger, Vorsitzender; Dr. Heinemann, Schriftführer; Hugo Fränkel, Kassirer; Raph. Ettlinger, Jul. Landsberg und Hch. Wisloch, Beisitzer.

44. **Frankfurt a. O.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Hochfeld, Vorsitzender; Dr. Levy, Max Alexander, Louis Simon; Oscar Stensch, Bibliothekar.

45. **Friedberg i. H.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Stahl, Bad Nauheim; G. Hanau und Lehrer H. Ehrmann.

46. **Gelnhausen.** 36 Mitglieder. Vorstand: Max Stern, Lehrer Strauß, Arthur Meyer, J. Moritz, M. Lorsch.

47. **Gelsenkirchen-Wattenscheid.** 95 Mitglieder. Vorstand: Dr. H. Wallerstein-Gelsenkirchen, 1. Vorsitzender; Dr. Bonnin-Wattenscheid, 2. Vorsitzender; Lehrer Katz-Gelsenkirchen, 1. Schriftführer, Lehrer Rothschild-Wattenscheid, 2. Schriftführer; M. Sammelsdorff-Wattenscheid, 3. Schriftführer; D. Kleestadt-Gelsenkirchen, Kassirer; Lehrer Kaufmann-Gelsenkirchen, Bibliothekar.

48. **Glogau.** 110 Mitglieder. Vorstand: Eduard Mamlock, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Lucas, Cantor Fränkel, Amtsgerichtsrath Fränkel, Dr. med. Mendelsohn.

49. **Gnesen.** 135 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Jacobsohn, Vorsitzender; Leopold Günkiewicz, stellvertr. Vors.; Sam. Chraplewski, Schriftführer; Lesser Fink, stellvertr. Schriftführer; Joseph Krzywynos, Schatzmeister; Hermann Cohn, Bibliothekar; Bernhard Cohn, stellvertretender Bibliothekar.

50. **Gollub.** 37 Mitglieder. Vorstand: Lehrer A. Kadisch, 1. Vorsitzender; Mühlenbesitzer H. Lewin, 2. Vorsitzender; J. Tuchler, Schriftführer; Sam. Hirsch II., Kassirer.

51. **Grätz** (Prov. Posen). 55 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. M. Siberberg, 1. Vorsitzender; B. Byk, 2. Vorsitzender; E. Koppenheim, Kassirer: N. F. Krueger, Schriftführer; S. Jablonski, Bibliothekar.

52. **Hamburg.** 200 Mitglieder. Vorstand: H. Gumpertz, 1. Vorsitzender; Alfred Levy, 2. Vorsitzender; Dr. E. Fink, Schriftführer; Moritz Hermann, Kassenwart; Alfred Cohn, Prof. Fels, S. Goldschmidt, Samson Goldschmidt, J. Gotthelf, A. Mathiason, S. M. Nathan, Dr. Toeplitz, G. Tuch.

53. **Hannover.** 184 Mitglieder. Vorstand: Emil L. Meyer, Vorsitzender; Seminar-Director Dr. Knoller, Consul Simon, Rechtsanwalt Dr. Siegmund Meyer.

54. **Heilbronn a. N.** 40 Mitglieder. Vorstand: Hermann Wollenberger, Vorsitzender; Albert Amberg, Schriftführer; Gottfried Gumbel, Schatzmeister; Gustav Strauß und Albert Scheuer, Beisitzer.

55. **Hildesheim.** 60 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Lewinsky, Bankier August Dux, E. Freudenthal, Rechtsanwalt A. Oppenheimer, Th. Hornthal.

56. **Hirschberg i. Schl.** 51 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Biram, Justizrath Ledermann, Fabrikant Fraenkel.

57. **Hörde.** 36 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Stern, 1. Vorsitzender; Jakob Gans, 2. Vorsitzender; L. Strauß, Schriftführer; Max Rosenthal, Kassirer; Felix Heimann, Bibliothekar.

58. **Höxter.** 28 Mitglieder. Vorstand: E. Michaelis, 1. Vorsitzender: Dr. K. Neustadt, 1. stellvertr. Vorsitzender; Ph. Netheim, 2. stellvertr. Vorsitzender; M. Benjamin, Schriftführer; J. Hochfeld, Rendant: Lehrer J. Weinberg, Bibliothekar.

59. **Inowrazlaw.** 138 Mitglieder. Vorstand: Louis Sandler, 1. Vorsitzender; Dr. Warschauer, 2. Vorsitzender; Libbrowicz, Rendant; Abramczyk, Schriftführer; Rechtsanwalt Max Latte.

60. **Kaiserslautern.** 48 Mitglieder. Vorstand: Bezirks-Rabbiner Dr. W. Landsberg, 1. Vorsitzender; Dr. med. J. Dreyfuß, 2. Vorsitzender; Kantor W. Zwillenberg, Schriftführer; Kaufmann P. Hirschfeld, Kassirer; Fabrikant L. Felsenthal, Beisitzer.

61. **Karlsruhe** (Baden). 220 Mitglieder. Vorstand: Geh. Regierungsrath Dr. Mayer, 1. Vorsitzender; Oberrath Leop. Ettlinger, 2. Vorsitzender; Bankier M. A. Straus, Kassirer; Dr. med. Th. Homburger, Schriftführer; Rechtsanwalt Dr. Friedberg, Dr. med. Max Rosenberg, Chemiker Dr. Kronstein.

62. **Kempen i. Pos.** 80 Mitglieder. Vorstand: Moritz Lubliner, Vorsitzender; J. Caro, Stellvertreter; D. Schacher, Schriftführer; A. Dzialowski, Schatzmeister; Hermann Fischer, Beisitzer.

63. **Kiel.** 62 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Jacob, 1. Vorsitzender; Brauereidirektor Katz, 2. Vorsitzender; Lehrer L. Katz, Schriftführer; Kaufmann Tannenwald, Beisitzer; Bankier Hes, Schatzmeister.

64. **Kitzingen a. M.** 60 Mitglieder. Vorstand: Adolf Adler, 1. Vorsitzender; Adolf Stiebel, 2. Vorsitzender; Louis Hamburger, Kassirer; Gustav Lauber, Schriftführer.

65. **Köln a. Rh.** 500 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Frank, 1. Vorsitzender; J. Wolffsohn, 2. Vorsitzender; Noa Kaufmann, Kassirer; Oberlehrer A. Herrmanns, Bibliothekar; Hermann Moses, Schriftführer; S, P. van Perlstein, Beisitzer.

66. **Königsberg i. Pr.** 150 Mitglieder. Vorstand: Professor Dr. Saalschütz, 1. Vorsitzender; Fabrikbesitzer Minkowski, 1. stellvertr. Vorsitzender; Bankdirektor Grodsenski, 2. stellvertr. Vorsitzender; Dr. med. Schereschewsky, Kassirer; Kaufmann M. Feinstein, Schriftführer; Rabb. Dr. Perles, stellvertr. Schriftführer; Kaufm. J. Towbin, Bibliothekar; Obercantor Birnbaum, Rentier J. Kirschner, Kaufm. M. L. Vogelewitz, Beisitzer.

67. **Konstanz**. 85 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. L. Hannes, E. Rothschild, J. Rosenfeld, S. E. Levi, S. Schwarz, Rechtsanwalt Moritz Bloch.

68. **Krotoschin**. 57 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Heinrich Berger, 1. Vorsitzender; Kaufmann Emil Cohn, 2. Vorsitzender; Kaufmann Markus Lewy, Schatzmeister; Kaufmann Julius Neumark, Schriftführer; Lehrer Alex. Margolius, Bibliothekar; Kaufm. Moritz Wagner und Lehrer Wolf, Revisoren.

69. **Lage.** 88 Mitglieder. Vorstand: H. Vogelstein-Lage, Vorsitzender; Lehrer M. Spier-Horn, Schriftführer; Julius Blank-Horn, Schatzmeister; Lehrer A. Plaut-Detmold, M. Kabaeker-Lemgo.

70. **Landsberg a. W.** 32 Mitglieder. Vorstand: Siegmund Cohn, 1. Vorsitzender; Hugo Noack, 2. Vorsitzender und Bibliothekar; Albert David, Schriftführer; Louis Lubasch, Rendant.

71. **Leipzig**. 249 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. N. Porges, 1. Vorsitzender; S. Nelke, 2. Vorsitzender; Jacob Blumenfeld und Dr. M. Zeitlin, Schriftführer; Alphons Jacobson, Schatzmeister.

72. **Lippstadt.** 41 Mitglieder. Vorstand: Math. Rosenbaum, 1. Vorsitzender: Samuel Sostheim, 2. Vorsitzender; J. Hammerschlag, Schatzmeister; J. Rosenfeld, Bibliothekar; B. Stern, Schriftführer.

73. **Lissa i. P.** 125 Mitglieder. Vorstand: Dr. Bäck, L. Biberfeld, Hauptlehrer A. Herbst, Rechtsanwalt S. Nürnberg, Dr. Scherbel.

74. **Loebau** (Westpr.). 25 Mitglieder. Vorstand: Sanitätsrath Dr. Wolff, 1. Vorsitzender; Kaufmann J. Jacobsohn, 2. Vorsitzender; Kaufmann H. Cohn, Kassirer; Lehrer Tobias, Schriftführer und Bibliothekar.

75. **Lublinitz.** 32 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann, Kaufmann Louis Schlesinger, Lehrer Schöps.

76. **Lübeck.** 70 Mitglieder. Vorstand: Jacob Würzburg, Otto Meyer, Joseph Carlebach.

77. **Magdeburg.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Rahmer, 1. Vorsitzender; Oberstabsarzt Dr. Rosenthal, 2. Vorsitzender; M. Singer, Kassenführer; Max Weinberg, Schriftführer; Alex. Hirsch, Bibliothekar.

78. **Mainz.** 175 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salfeld, Vorsitzender; B. Nußbaum, Schriftführer; Eugen Herzog, Kassirer; Carl Heiden-Heimer, M. Kahn, S. Lazarus, R.-A. Dr. M. Loeb, Dr. med. J. Metzger, R.-A. Dr. R. Schauer, Beisitzer.

79. **Mannheim.** 200 Mitglieder. Vorstand: Eduard Bauer, Vorsitzender; Max Goldschmidt, Schriftführer; Dr. med. Felsenthal, Kassirer; R.-A. Dr. Gust. Kaufmann und Bankdir. Siegm. Rosenbaum, Beisitzer.

80. **Marburg** (Hessen). Rabbiner Dr. Munk, Vorsitzender.

81. **Memel.** 60 Mitglieder. Rabbiner Dr. Rülf-Bonn, Ehrenmitglied; Vorstand: Rabbiner Dr. Em. Carlebach, Vorsitzender; Leon Scheinhaus, stellvertr. Vors.; S. Ch. Bernstein, Kassirer; G. Millner, Schriftführer; D. U. Wolffsohn und Urias Rattner, Beisitzer; Lehrer J. Dobrowolsky, Bibliothekar; kooptirt: L. Hanemann, auch als Kassenrevisor mit Siegfried Rudeitzky.

82. **Metz.** 150 Mitglieder. Oberrabbiner A. Ury, Ehrenpräsident: Vorstand: Oberlehrer Zéligzon, 1. Vorsitzender; Dr. L. Levy, 2. Vorsitzender und Bibliothekar; J. Rosenmayer, Schriftführer für die deutsche Sprache; Dr. J. Meyer, Schriftführer für die französische Sprache; Dr. Weil, Schatzmeister; Apotheker S. Levy, Beisitzer.

83. **Militsch** (Bez. Breslau). 13 Mitgl. Vorstand: S. Hauptmann.

84. **Mühlhausen** (Elsaß). 146 Mitglieder. Vorstand: Charles Schweitzer, Vorsitzender; Henri Wallach, Stellvertreter; Dr. Kapaunner, Bibliothekar; Raphael Blum, Schatzmeister; J. Bloch-Dreyfuß, Schriftführer.

85. **München.** 460 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Werner, 1. Vorsitzender; Justizrath Gotthelf, 2. Vorsitzender; Hermann Weil, Albert Schulmann, Justizrath Boscowitz, Dr. Ehrentreu, Rechtsanwalt Dr. Fränkel, Dr. Merzbacher, Staatsanwalt Silbermann, Karl Haas, Direktor Kahn, Justizrath Dr. Rosenthal.

86. **Myslowitz** (Oberschl.). 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Norden, Vorsitzender; Dr. med. Blumenfeld, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer J. Bach, Bibliothekar; H. Rosenau, Schriftführer; A. Kuhn, Rendant.

87. **Nakel.** 100 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. G. Perlitz, Vorsitzender; Lesser Baerwald, Stellvertreter; J. E. Behr, Schriftführer; David Itzig, Schatzmeister, Siegmund Baerwald, Bibliothekar; Louis Lewin und D. Hermann, Beisitzer.

88. **Neisse i. Schles.** 45 Mitglieder. Vorstand: Fabrikbesitzer Julius Hahn, 1. Vorsitzender; Rabbiner M. Ellguther, 2. Vorsitzender, Schriftführer und Bibliothekar; J. Rechnitz, Rendant; Oscar Sorauer und Zahnarzt E. Berger, Beisitzer.

89. **Nürnberg.** 530 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ziemlich, Vorsitzender; Commerzienrath L. Metzger, Schatzmeister; S. Bloch, Controleur; Wilhelm Ottensooser, Bibliothekar.

90. **Obornik.** 24 Mitglieder. Vorstand: L. Götz, Vorsitzender; L. Friedmann, Kassirer; Mannheim, Schriftführer; Lehrer Gutmann, Bibliothekar; J. Zwirn, Beisitzer.

91. **Offenbach a. M.** 100 Mitglieder. Vorstand: E. Gabriel, Rabb. Dr. Goldschmidt, Stephan Gombrich, Ferdinand Hitz, Heinrich Merzbach, Siegfried Stark, Alfred Strauß.

92. **Oppeln.** 109 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bäck; Dr. Schlesinger, Rechtsanwalt Cohn, Max Friedländer, Adolph Goldfeld, Adolph Herlitz, Hermann Proskauer.

93. **Osterode** (Ostpr.). 30 Mitglieder. Vorstand: J. Sturmann, Vorsitzender; S. Jacobsohn, Stellvertreter; L. Wittenberg, Schriftführer; Dr. Ritterband, Bibliothekar; S. Elias, Rendant.

94. **Ostrowo i. P.** 67 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Freund, 1. Vorsitzender; Kgl. Oekonomierath Goldstein, 2. Vorsitzender; Leopold Grabowski, Kassenführer; Julius Sternberg und Jacob Fabisch, Beisitzer; Benno Weiß, Stellvertreter des 2. Vorsitzenden.

95. **Pankow.** 28 Mitglieder. Vorstand: Albert Katz, Vorsitzender; Direktor M. Wilinski, Schriftführer; Fabrikbesitzer M. Heimann, Schatzmeister; Gärtner Herzfeld und Glasermeister Selbiger, Beisitzer.

96. **Pinne.** 43 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewin, 1. Vorsitzender; Max Szamatólski, 2. Vorsitzender und Schriftführer; Salomon Abraham, Kassirer.

97. **Pleschen** (Pr. Posen). 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Koenigsberger, 1. Vorsitzender; J. Schybilsky, 2. Vorsitzender; Bureauvorsteher D. Schmul, Schriftführer; Isidor Brandt, Kassirer; Lehrer Happ, Bibliothekar.

98. **Pleß O.-Schl.** 42 Mitglieder. Vorstand: H. Timendorfer, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rau, B. Bielschowsky, B. Steiner, Simon.

99. **Potsdam.** 84 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Josef Josephsohn, 1. Vorsitzender; Willy Wolff, 2. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rieger, Schriftwart; Wilhelm Lehmann, Schatzmeister.

100. **Prenzlau.** 63 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bähr, 1. Vorsitzender; David Meyer, 2. Vorsitzender; Louis Marcuse, Schatzmeister; Leo Friedländer, Schriftführer; Albert Lindenheim, Bibliothekar.

101. **Ratibor.** 106 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Adolf Blumenthal, 1. Vorsitzender; Kaufm. S. Wechselmann, 2. Vorsitzender; Disponent Richard Loewy, Schriftführer; Banquier Hans Hoeniger, Rendant; Lehrer Bieberfeld, Bibliothekar.

102. **Rawitsch.** 42 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. J. Cohn, 1. Vorsitzender; R.-A. Breslauer, 2. Vorsitzender; Toeplitz, Kassirer; Salo Wittenberg, Bibliothekar; Zahnarzt Cohn, Schriftführer.

103. **Rogasen.** 82 Mitglieder und 2 Ehrenmitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Auerbach, 1. Vorsitzender; S. Ruschin, 2. Vorsitzender; Hauptlehrer H. Cohn, Schriftführer; Lehrer J. Brock, Bibliothekar; J. Lissner, Kassirer; J. Rummelsburg, Stellvertreter.

104. **Samter.** 60 Mitglieder. Vorstand. Dr. Wreschner, Gustav Kauf, L. Wagner, L. Holländer, Lehrer Borchardt, L. Kollenscher.

105. **Schildberg.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bamberger, J. Feibelsohn, Lehrer Singermann.

106. **Schivelbein i. Pomm.** 34 Mitglieder. Vorstand: E. Wolff, 1. Vorsitzender; Martin Borchardt, 2. Vorsitzender; Max Bernstein, Schatzmeister; H. Saul, Schriftführer; H. Elias, Bibliothekar.

107. **Schneidemühl.** 97 Mitglieder. Vorstand: Dr. Mislowitzer, 1. Vorsitzender; Rabbiner Brann, 2. Vorsitzender; Lehrer Lewin, Schriftführer; Kaufmann J. Edel, Rendant; Buchhändler Mottek, Bibliothekar; Bankier Berliner und Thierarzt Heymann, Beisitzer.

108. **Schönlanke.** 50 Mitglieder. Ehrenpräsident: Rabbiner Waeldler. Vorstand: H. Bochner, Vorsitzender; S. Badt, Stellvertreter; S. Engel und S. Eppenstein, Beisitzer; Moses Fabian, Schriftführer; Lehrer Wolff, Bibliothekar; Cantor Cohn, Kassirer.

109. **Schwedt a. O.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Sandler, Vorsitzender; A. Müllerheim, stellvertr. Vors.; A. Räsener, Kassirer; Hirschfeld, Schriftführer; G. A. Meinhardt, stellvertr. Schriftf.

110. **Schweinfurt.** 71 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Hommel, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Stein, Schriftführer; Banquier L. Lehmann.

111. **Schwetz** (Weichsel). 83 Mitglieder. Vorstand: Ad. Knopf, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Nordheimer, stellvertr. Vorsitzender; Dentist S. Wechsler, Schriftführer; Apotheker Dr. Schlesinger, Schatzmeister; Lehrer N. Dahl, Bibliothekar.

112. **Speyer.** 121 Mitglieder. Vorstand: Isidor Roos, Vors.; Jul. Seligmann, Sekretär; Leop. Klein, Rechner; Jakob. Altschüler, Lehmann Rheinauer und Leo Waldbott, Beisitzer.

113. **Stadtlengsfeld.** 18 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzer, Lehrer Baumgart, M. Klar.

114. **Steinheim** (Westfalen). 20 Mitglieder. Vorstand: Max Falkenstein, 1. Vorsitzender; Werner Emmerich, 2. Vors.; A. Katzenstein, Schriftführer.

115. **Stettin.** 173 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. H. Vogelstein, 1. Vorsitzender; Gotthold Lewy, 2. Vorsitzender; M. Wolfen, Schatzmeister; Gustav Treuenfels, Schriftführer; Dr. Ehrenberg und Sigismund Wiener, Beisitzer.

116. **Stolp** (Pomm.). 77 Mitglieder. Vorstand: Herm. Blau, 1. Vorsitzender; Leo Müllerheim, 2. Vorsitzender; Siegfried Samuel, Schriftführer; G. A. Jacobsohn, Bibliothekar; Max Gottschalk, Kassirer; Moritz Aron und Hugo Freundlich, Beisitzer.

117. **Straßburg i. E.** 107 Mitglieder. Vorstand: J. Haas, M. Seeretan, A. Bloch, L. Koch, M. Schwartz.

118. **Strelno.** 25 Mitglieder. Vorstand: A. Lesser, Vorsitzender; Lehrer Destler, O. Eilenberg, Beisitzer.

119. **Stuttgart.** 115 Mitglieder. Vorstand: Max Hausmeister, Vorsitzender; David Heilner, Max Heilner, Dr. med. Alfred Hirsch, Rechtsanwalt Max Kaulla, Moritz Levi, S. Mainzer, S. Nördlinger, Dr. med. Carl Ries. Sodann aus Cannstatt: Dr. med. Löwe, Ludw. Straus, Julius Metzger.

120. **Tarnowitz.** 63 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Löwenthal, Vorsitzender; S. Kamm, Bach, Beuthner, Leo Panofsky.

121. **Thorn.** 140 Mitglieder. Vorstand: Professor Dr. Horowitz, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rosenberg, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Stein, Schriftführer; Rentier Adolph Jacob, Schatzmeister; M. Loewensohn, Hermann Moskiewicz und D. Gerson, Beisitzer.

122. **Tilsit.** 65 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ehrlich, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Grumach, 2. Vorsitzender; Kaufmann J. Sebba, 1. Schriftführer; Kaufmann R. Breslau, 2. Schriftführer; Kaufmann M. Glaß, Schatzmeister.

123. **Tremessen.** 24 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Arndt, Vorsitzender und Bibliothekar; Kaufmann Kempe, Schriftführer; Kaufm. Zucker, Rechnungsführer.

124. **Trier-Mosel.** 70 Mitglieder. Vorstand: Isidor Isay, 1. Vorsitzender; J. Beermann, 2. Vorsitzender; Siegm. Loeb, Schatzmeister; Isidor Mayer, Bibliothekar; J. Juda, Schriftführer.

125. **Ulm a. D.** 176 Mitglieder. Vorstand: Leop. Marx.

126. **Warburg i. W.** 26 Mitglieder. Vorstand; Jac. Lehmann, 1. Vorsitzender; Siegm. Block, 2. Vorsitzender; Lehrer E. Alexander, Schriftführer und Bibliothekar.

127. **Wesel a. Rh.** 13 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Spier, Vorsitzender; Kaufmann Gustav Harff und Kaufmann Hermann Leyens, Beisitzer.

128. **Witkowo.** 23 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Raphael Berne, Vorsitzender; Adolf Witkowski, Schriftführer; Adolf Lubinski, Rendant.

129. **Witten a. d. R.** 55 Mitglieder. Vorstand: Prediger J. Oswald, 1. Vorsitzender; Kaufmann G. Blanck, 2. Vorsitzender; Dr. med. Marx, Schriftführer; Kaufmann S. Löwenstein, Cassierer; Kaufmann L. Schartenberg, Bibliothekar.

130. **Wongrowitz.** 51 Mitglieder. Geschäftsführender Vorstand: Kaufm. J. Förder, 1. Vorsitzender; E. Fuchs, 2. Vorsitzender; D. Förder, Kassirer; J. Becher. — Wissenschaftlicher Vorstand: Cantor Niczkowski, 1. Vorsitzender; Rosenberg, 2. Vorsitzender; Spiewkowski, Bibliothekar; B. Gerson.

131. **Worms.** 30 aktive und 60 passive Mitglieder. Vorstand: Ad. Sinsheimer, Vorsitzender; M. Loeb, E. Celler, H. Isseph, F. Honig, A. Stein, B. Stern.

132. **Wreschen.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. M. Lewin, Vorsitzender: Stadtrath M. Miodowski, stellvertr. Vorsitzender; Kreisphysikus Dr. Michaelsohn, Schriftführer; Rechtsanwalt Peyser, Rendent; Lehrer Cohn, Bibliothekar.

133. **Wronke.** 52 Mitglieder. Vorstand: J. Rosenthal, 1. Vorsitzender; Bernhard Treitel, 2. Vorsitzender; Sigm. Haim, Schriftführer; Mich. Hirsch, Kassirer: Louis Rothholz, Bibliothekar: Max Lippmann.

134. **Würzburg.** 160 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Tachauer, Vorsitzender; Jacob Weißbart, Schriftführer; Em. Goldschmidt, Kassirer; Dr. Guttenberg und Dr. Bacherach, Beisitzer.

Bericht
über die literarische Thätigkeit der Vereine im Winterhalbjahr 1899/1900.

Aachen.

Vorträge: 1. November 1899, Museumsdirektor Dr. Frauberger, Düsseldorf: Der jüdische Kultus und die Kunst. 9. Dezember 1899, Direktor Dr. Loewenberg, Hamburg: Ueber moderne jüdische Erziehung. 3. Januar 1900, Rabbiner Dr. Jaulus, Aachen: Rückblick auf die äußere und innere Entwicklung der deutschen Juden im 19. Jahrhundert. 7. Februar 1900, Geheimer Regierungsrath Prof. Dr. Cohen, Marburg: Die Messiasidee. 21. März 1900, Prof. Dr. Leffmann, Haidelberg: Die Ethik des Talmud.

Allenstein.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Pick, Straßburg W.-Pr.: Nathan der Weise und der Talmud. 2. Loewenthal, Berlin: Recitationen aus Ludwig Aug. Frankl. 3. Rabbiner Dr. Vogelstein, Königsberg: Gabriel Rießer. 4. Prof. Cornill, Breslau: Hiob.

Diskussionsabende: 1. Dr. Olitzki: Ueber die jüd. Literatur im 19. Jahrhundert. 2. Zahnarzt Krüger: Welche Stellung nehmen jüdische Aerzte in der Medicin ein. 3. Oberlehrer Levy: Judenthum und Heidenthum in der Zeit von Caesar bis Hadrian. 4. Dr. Olitzki: Barkochbaaufstand und Rabbi Akiba. 5. Kantor Karo: Das Kaddischgebet.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Dr. Olitzki.

Annaberg (Erzgebirge).

Vorträge: 1. Dr. Winter, Dresden: Das Ethische in der nachbiblischen Literatur. 2. Dr. Porges, Leipzig: Unterhaltungen und Zerstreuungen unserer Vorfahren im Ghetto. 3. Rector F. Saphra, Annaberg: Das Weib in der Bibel. 4. Rector F. Saphra, Annaberg: Das Weib im Talmud. 5. Dr. A. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Joseph II. in ihren Beziehungen zum Judenthum.

Zu Simchat-Tora fand ein Vereinsvergnügen — Vokal-, Instrumentalkonzert und Ball — statt.

Bibliothek mit vorläufig 25 Bänden. Bibliothekar: Rector F. Saphra.

a) Ansbach. b) Gunzenhausen.

Vorträge: Von dem Vorsitzenden Rabbiner Dr. P. Kohn wurden in beiden Vereinen folgende Themata behandelt: 1. Die Juden zur Zeit Karl's des Großen. 2. Die Juden zu Zeiten Mohammeds. 3. Die Juden zur Zeit der Entwicklung des Islam. 4. Die Juden zur Zeit der Völkerwanderung. 5. Die Juden im Reiche der Westgothen. 6. Beginn der neuhebräischen Poesie. 7. Das Exilarchat. 8. Beginn der Blüthezeit in Spanien.

Leihbibliothek. Bibliothekar ist der Schriftführer.

Augsburg.

Vorträge: 16. November, Rabbiner Dr. Werner, München: Weltschmerz und Judenthum. 18. Dezember, Dr. Adolf Kohut, Berlin: Friedrich II. und Josef II. in ihrem Verhältniß zu Juden und Judenthum. 7. Januar, Professor Dr. M. Philippson, Berlin: Die jüdische Gesellschaft Berlins vor 100 Jahren.

Aurich.

Vorträge: Dr. Mannheimer, Oldenburg: Im Garten der Kultur. Lehrer Wolff: Die Sekte der Karäer. Reuß: Die Gaonen.

Diskussionsabende: Die Prof. Lazarus'sche Broschüre: Was heißt und wozu studirt man jüdische Geschichte und die G. Levinstein'sche Broschüre: Warum können wir Juden nicht Christen werden? wurden von H. Reuß verlesen und besprochen.

Dem Verein steht die bereits vorhandene Bibliothek der Gemeinde zur Verfügung.

Barmen.

Vorträge: Rabbiner Dr. Grabowski: Lose Blätter aus der Geschichte des Judenthums. Die heilige Schrift über den Werth des menschlichen Lebens. Rabbiner Dr. Nobel, Köln: Schopenhauer und das Judenthum. Rabb. Dr. Samuel, Essen: Moses ben Maimon. Privatdocent Dr. Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien. Dr. Edelstein, Bonn: Zwecke und Ziele des Zionismus.

Berlin.

Vorträge, gehalten 1. in der Aula des Friedrich Werderschen Gymnasiums: 1899. 10. Oktober, Lic. Prof. Dr. H. Gunkel: Der Prophet Esra, ein antiker jüdischer Religionsphilosoph. 7. November, Prof. Dr. M. Philippson: Fürstliche Räuber und jüdische Opfer. 5. Dezember, Prof. Dr. Fritz Hommel, München: Der Gestirndienst der alten Araber und die altisraelitische Ueberlieferung. — 1900. 9. Januar, Prof. Dr. Ludwig Geiger: Michael Beer, ein deutscher Dichter jüdischen Glaubens. 14. Februar, Prof. Dr. Cornill: Das Buch Hiob. 6. März, Kirchenrath Dr. Theodor Kroner, Stuttgart: Volkserziehung im Judenthum.

2. im Architektenhause: 1899. 26. Oktober, 22. November und 20. Dezember, Dr. Gustav Karpeles: Cyklus von drei Vorträgen über Juden und Judenthum im 19. Jahrhundert. — 1900. 25. Januar, Privatdozent Dr. Georg Huth: Die Juden in Sibirien, nach eigenen Reisebeobachtungen und Studien. 21. Februar, Rabb. Dr. L. Pick: Die Sittenlehre des Rabbi Bachja ben Josef. 21. März, Schriftsteller Albert Katz: Zur Geschichte des Briefes. 24. April, Professor Dr. J. Horowitz, Thorn: Ueber Lazarus Ethik des Judenthums.

Der Verein subventionirt die jüdische Lesehalle, deren aus circa 3000 Bänden bestehende Bibliothek sowohl den Vereinsmitgliedern wie überhaupt den Mitgliedern der jüdischen Gemeinde zur unentgeltlichen Benutzung freisteht. Die Lesehalle befindet sich Oranienburgerstraße 28 und ist geöffnet: An Wochentagen von $1\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Uhr Nachm., an Sonn- und Festtagen von 11 Uhr Vorm. bis 2 Uhr Nachm.

Bernburg.

Vorträge: Dr. M. Spanier, Magdeburg: Emancipation der Juden in Deutschland. Dr. M. Flaschner, Bernbeurg: Frauengestalten aus der jüdischen Geschichte. Dr. M. Freudenthal, Dessau: Kaiser und Rabbi.

Bibliothek mit vorläufig 24 Bänden. Bibliothekar: Alfred Simonsohn.

Ein vom Vorsitzenden Moritz Schwab, verfaßtes Drama in 3 Acten: „Esther" wurde am Purimfeste von Mitgliedern des Vereins zur Aufführung gebracht.

Beuthen (Oberschl.).

Vorträge: Stadtrath Guttmann: Gegen die Taufen, Nur zum Schutz nicht zum Trutz. Rabb. Dr. Kopfstein: Herder und das biblische Schriftthum. Disponent Steinfeld: Heine und die Frauen. Lehrer Eisenberg: Socialismus und Judenthum. Rabb. Dr. Kaatz, Zabrze: Gabriel Rießer. Rechtsanwalt Immerwahr: Das italienische Volk. Dr. med. Hayn: Wissenschaftliche Medicin und Kurpfuscherei.

Diskussionsabende: Allgemeine Tagesfragen. Disponent Koplowitz: Zionismus. Disponent Rothkugel: Frauenfrage. Stadtrath Guttmann: Was hat das abgelaufene Jahrhundert dem Judenthum gebracht? Disponent Steinfeld: Im Zeichen des Verkehrs. Buchhalter Gattel: Was ist national?

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Schwarz.

Der Verein bietet den Mitgliedern auch Gelegenheit zur Geselligkeit.

Bingen a. Rh.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Löwenstein, Mosbach: Jüdische Gemeindeverordnungen im Mittelalter. 2. Rabbiner Dr. Grünfeld, Bingen: Die soziale Frage im alten Israel. 3. Prediger Dr. Seligmann, Hamburg: Der dramatische Höhepunkt in der Geschichte des Judenthums. 4. Rabbiner Dr. Oppenheim, Mannheim: Die Karäer. 5. Rabbiner Dr. Salfeld, Mainz: Geschichtliche Erinnerungen auf einer Rheinfahrt.

Birnbaum.

Vorträge: 1. Dr. Elsaß, Landsberg: Die jüdische Literatur des XIX. Jahrhunderts. 2. Dr. Lewin, Wreschen: Ueber Jehuda Halevi. 3. Dr. Lewin, Pinne: Rabbi Simon ben Jochai.

Diskussionsabende: Es fanden alle 14 Tage Leseabende statt, an welchen über Heine, Börne und Auerbach gelesen wurde.

Bibliothek mit 40 Bänden. Bibliothekar: Ph. Falkenstein.

Bonn.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Rülf: Was wir sollen und wollen. 2. Rabbiner Dr. Cohn: Die Entwickelung des jüdischen Gemeindelebens im 19. Jahrhundert. 3. Dr. Simchowitz, Köln: Die Juden im alten Rom. 4. Rabbiner Dr. Cohn: Anmuth und Würde der jüdischen Sprache. 5. Redakteur Brisch, Köln: Ein Gang durch das Kölner und Bonner Judenviertel im XII. Jahrhundert. 6. Dr. med. Edelstein, Bonn: Die Bedeutung der jüdischen Aerzte in Wissenschaft und Kunst. 7. Rechtsanwalt Rosenberg: Heine, Börne, Saphir und das Judenthum.

Brakel (Kr. Höxter).

Vorträge: 1. Dr. Jakob, Göttingen: Ueber den Thontafelfund von Tel el Amerna. 2. E. Goldschmidt, jetzt in Dortmund: Rabbi Jochanan ben Sakkai und das jamnensische Synhedrion. 3. Dr. L. A. Rosenthal, Pr. Stargard: Moses Chajim Luzzatto als Dichter und Kabbalist. 4. Landrabbiner Dr. Lewinsky, Hildesheim: Urtheile der Griechen und Römer über Juden und Judenthum. 5. Dr. Simchowitz, Köln: Zangwills Ghettonovellen.

Diskussionsabende: An den Diskussionsabenden wurden in dem abgelaufenen Vereinsjahre lediglich Fragen, die dem auch in diesem Winter aufgestellten Fragekasten entnommen wurden, in kürzerer oder längerer Ausführung beantwortet. Es betheiligten sich fast alle Mitglieder daran.

Bibliothek mit 55 Bänden. Bibliothekar: M. Weiler.

Brandenburg a. H.

Vorträge: 1. Dr. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Josef II. in ihren Beziehungen zum Judenthum. 2. Julius Loewenthal jr.: Gabriel Rießer. 3. Lehrer Steinhardt, Magdeburg: Das Wesen der Symbolik. 4. Redakteur Klausner, Berlin: Jüdische Zeitfragen. 5. Albert Katz, Berlin: Lord Byron und seine hebräischen Melodien. 6. Rabbiner Dr. Ackermann: Was lehrt das Judenthum über das Verhalten zum Andersgläubigen.

Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Rabb. Dr. Ackermann.

Bochum.

Vorträge: Dr. Frank, Cöln: Elia in Geschichte und Sage. Dr. Seligmann, Hamburg: Der geschichtliche Höhepunkt im Judenthum. Dr. Jaulus, Aachen: Ueber die Entwickelung des Judenthums im verflossenen Jahrhundert. Dr. Plaut, Frankfurt: Judentaufen im alten Rom. Frau Fürth, Frankfurt: Das jüdische Weib im Erwerbsleben.

Braunschweig.

Vorträge: Bankier Spanjer-Herford, Braunschweig: Lessing als Kämpfer gegen Vorurtheile. Reallehrer Eichengrün, Wolfenbüttel: Biblische Erzählungen und griechische Sagen. Prof. Dr. Hommel, München: Der Gestirndienst der alten Araber und die altisraelische Ueberlieferung. Dr. A. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Josef II. und ihre Beziehungen zum Judenthum. Prediger Dr. Leimdörfer, Hamburg: Sokrates Philosophie und Salomo's Weisheit. Privatdocent Dr. Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien nach eigenen Reisebeobachtungen und Studien.

Bibliothek mit ca. 200 Bänden.

Bremen.

Vorträge: 1. Direktor Dr. Stern, Berlin: Das erste Jahrtausend der deutschen Judenheit. 2. Dr. Hirsch Hildesheimer, Berlin: Moses Montefiore. 3. Landrabb. Dr. Mannheimer, Oldenburg: Ueber den Talmud. 4. Dr. med. Adler, Lübeck: Juden und Judenthum in der Medicin. 5. Marcell Salzer, Wien: Recitationen aus der heiligen Schrift. 6. Rabbiner Dr. Rosenak: Das altjüdische Zauberwesen. 7. Dr. jur. H. Abraham, Bremen: Ueber Heine.

Diskussionsabende: Die Ethik des Judenthums. Ref. Rabbiner Dr. Rosenak.

Bibliothek mit 45 Bänden. Bibliothekar: Dr. Rosenak.

Breslau.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Ackermann, Brandenburg: Ueber Originalität und Herkunft der Synagogenmelodien. 2. Rechtsanwalt Joël, Breslau: Die Stellung der Bibel in der Weltliteratur. 3. Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Hermann Cohen, Marburg: Die Versöhnungsideen im Judenthum. 4. Prof. Dr. Ludwig Geiger, Berlin: Der Esther-Stoff in der deutschen Dichtung. 5. Docent Dr. Braun, Breslau: Das deutsche Judenthum an der Wende des Jahrhunderts. 6. Archivar Dr. Zivier, Breslau: Humor in biblischen und talmudischen Schriften.

Bromberg.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Bloch, Posen: Herodes. 2. Prof. Dr. Horowitz, Thorn: Ein moderner französischer Schriftsteller über Juden und Judenthum. 3. Dr. Kohut, Berlin: Josef II. und Friedrich der Große in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. 4. Prof. Cornill, Breslau: Die salomonische Weisheit.

Cassel.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Prager, Cassel: 1. Eheschließung und Hochzeitsfeier bei den Juden. (2 Vorträge). 2. Staatsprozesse und gerichtliche Verhandlungen gegen jüdische Staatsbeamte. (2 Vorträge.) 3. Ueber die Leichenfeier bei den Juden. (2 Vorträge.) Seminar-Dirigent Dr. Lazarus, Cassel: 1. Ueber die Juden in Polen. 2. Einiges über den Humor in der jüdischen Literatur. 3. Aus der Sittenlehre des Judenthums. Rabbiner Dr. Rosenthal, Stargard: Geistesleben der Alexandriner. Seminallehrer Katz, Cassel: 1. Aus Wiens Gegenwart und Vergangenheit. 2. Aus der Leidensgeschichte der Juden Englands. Lehrer Horwitz, Cassel: 1. Ueber das Kaddischgebet. 2. Ein Glaubensheld (Major Burg). 3. Maler Pinhas.

Diskussionsabende: Referenten: Lehrer Horwitz. Bankier J. Hornthal. Bankier S. Hoffa.

Bibliothekar: Lehrer Horwitz.

Coburg.

Vorträge: Im November, Dr. Wertheim, Nürnberg: Die Socialpolitik in der Bibel. Im Dezember, Dr. A. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum.

Coethen (Anhalt).

Vorträge: 1. Dr. B. Seligkowitz: Das Gleichniß in der hebräischen Literatur. 2. Rabbiner Dr. A. Ackermann: Wesen und Entwickelung der hebräischen Poesie. 3. Dr. Spanier, Magdeburg: Die Juden in Anhalt. 4. Rabbiner Dr. Flaschner, Bernburg: Chasdai Ibn Schaprut. 5. Dr. Seligkowitz: Sprüchwörter aus der deutsch-jüdischen Vorzeit. 6. Diskussionsabende.

Cottbus.

Vorträge: 1. Dr. G. Karpeles: Ueber Glaubenstreue und Glaubenswechsel. 2. Rabbiner Dr. Freund, Görlitz: Ueber fin de siècle in der jüdischen Geschichte. 3. Oberlehrer Dr. Schäfer, Berlin: Ueber Renan's Geschichte der Juden. 4. Dr. Adolf Kohut, Berlin: Friedrich II. und Josef II. und die Juden. 5. Prof. Ludw. Geiger, Berlin: Göthe und die Juden. 6. Prediger Kamerase, Cottbus: Der Einfluß des Aberglaubens auf Juden und Neujuden. 7. Schriftsteller Albert Katz, Berlin: Die Ethik des Talmud.

Diskussionsabende: 1. Gründung eines Synagogenchors für die geplante neue Synagoge. 2. Ueber den hiesigen Gottesdienst und dessen Abänderung. Referent: Prediger Kamerase.

Culmsee.

Vorträge: 1. Dr. Kohut: Der Berliner israelitische Salon im Anfang des Jahrhunderts. 2. Rabbiner Dr. Rosenberg, Thorn: Ein falscher jüdischer König in Polen. 3. Bernhard Loewenthal, Berlin: Dramatischer Vortrag. 4. Rabbiner Dr. Rosenberg, Thorn: Art der Geschichte des Judenthums.

Czarnikau.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Wreschner, Samter: Die Stellung des Judenthums zur Bildung der Wissenschaft. 2. Stud. jur. Heinrich Lemchen: Heinrich Heine und das Judenthum. 3. Lehrer Cohn: Was hat das verflossene Jahrhundert den Juden gebracht? und Belebung des Vortrages durch Vortragen von Gedichten durch Damen.

Bibliothek mit 230 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Cohn.

Danzig.

Vorträge: 9. Januar 1900, Dr. Adolf Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Josef II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. 28. Februar 1900, Prof. Dr. Geiger, Berlin: Goethe und die Juden. 14. März 1900, Rabbiner Dr. Silberstein, Elbing: Shylock und sein Urbild. 31. Oktober 1900, Rabbiner Dr. Freudenthal, Danzig: Frau Glückel von Hameln und ihre Lebenserinnerungen. 1. Dezember 1900, Prof. Dr. Cornill, Breslau: Die salomonische Weisheit.

Bibliothek mit 125 Bänden. Bibliothekar: Kantor Kalischer.

Dortmund.

Vorträge: Rabbiner Dr. Frank, Cöln: Ein Blick in das jüdische Haus im Mittelalter. Albert Katz, Berlin: Lord Byron und seine hebräischen Melodien. Rabbiner Dr. Rosenthal, Cöln: Strömungen und Bewegungen im Judenthum im 19. Jahrhundert Rabbiner Dr. Coblenz, Bielefeld: Die Reformbewegung zu Anfang des letzten Jahrhunderts. Prof. Dr. Leffmann, Heidelberg: Göthe und sein Verhältniß zum Judenthum.

Bibliothek mit ca. 70 Bänden. Bibliothekar: Prediger Rothschild.

Duisburg-Ruhrort.

Vorträge: Dr. Simchowitz, Cöln: Zangwill's Ghettonovellen. Dr. Seligmann, Hamburg: Das Problem der jüdischen Cultur. Dr. Löwenberg, Hamburg: Gabriel Rießer.

Bibliothek. Bibliothekar: M. Löwe.

Düsseldorf.

Vorträge: 1. 27. November 1899, Direktor H. Frauberger: Der jüdische Cultus und die Kunst. 2. 27. Dezember 1899, Dr. Simchowitz, Cöln: Zangwill's Ghetto-Novellen. 3. 25. Januar 1900, Marcell Salzer, Wien: a) Altbiblische Poesie; b) Eine Ghetto-Novelle von Kompert. 4. 1. März 1900, Dr. E. David: Heinrich Heine und seine Stellung zum Judenthum. 5. 27. März 1900, Dr. Lehmann, Heidelberg: Paradies und Völkertafel.

Eberswalde.

Vorträge: Prediger Hamburger: Das Leben und Wirken Moses Mendelssohn's. Der Talmud und seine Lehre. Die Frau im Talmud.

Eisenach.

Vorträge: 1. Dr. A. Kohut: Alex. von Humboldt und das Judenthum. 2. Prediger Meyer, Eisenach: Ein jüdischer Herzog. 3. Landrabbiner Dr. Salzer, Stadtlengsfeld: Heinrich Heine. 4. Rabb. Dr. Munk, Marburg: Die B'ne Israel. 5. Prediger Meyer, Eisenach: Chanukafeier mit Vortrag über die Makkabäer. 6. Rabbiner Dr. Weinberg, Salzburg: Der erste jüdische hochdeutsche Dichter. 7. Rabb. Dr. Jacob, Göttingen: Die Sendung Moses.

Diskussionsabende fanden alle 14 Tage statt.

Bibliothek mit 200 Bänden. Stellvertret. Bibliothekar: Georg Neuhaus.

Elberfeld.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Plaut, Frankfurt a. Main: Uebertritte zum Judenthum im alten Rom. 2. Dr. Gustav Karpeles, Berlin: Rückblick auf das 19. Jahrhundert. 3. Rabbiner Dr. Samuel, Essen: Unser Gebetbuch, literar-historisch betrachtet. 4. Dr. med. Ruff, Carlsbad: Freud und Leid im jüdischen Hause. 5. Rabbiner Dr. Seligmann, Hamburg: Das Problem der jüdischen Kultur.

Diskussionsabende: 1. Rabbiner Dr. Auerbach, Elberfeld: Verschiedene interessante Fragen. 2. Herm. Levi, Elberfeld: Referat über Mittel zur geistigen Hebung des Judenthums. 3. A. M. Epstein: In welcher Beziehung steht der Staat zur Nationalität nach modernen und alten Anschauungen.

Bibliothekar: Julius Kann.

Der Verein ist Mitglied der Hamburger Gesellschaft zur jüdischen Volkskunde.

Erfurt.

Vorträge: 17. Oktober 1899, Dr. A. Kohut: Die namhaftesten deutschen Humoristen in der Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung ihrer jüdischen Vertreter. 29. November 1899, Dr. Salzberger: Der bedeutendste Dichter der neuhebräischen Poesie, Jehuda Halevi. 27. Dezember 1899, Lehrer Gustav Eichengrün: Biblische Erzählungen und griechische Sagen. 21. Februar 1900, Dr. Rosenzweig: Die Juden in Alexandrien. 21. März 1900, Dr. Georg Huth: Die Juden in Sibirien.

Die der Gemeinde gehörende, 120 Bände zählende Bibliothek, wird auch von unseren Mitgliedern benutzt und mit Büchern bereichert. Bibliothekar: Dr. Salzberger.

Essen a. d. Ruhr.

Vorträge: 1899. 1. 4. Oktober, Rabbiner Dr. Frank, Köln: Der Prophet Elia in Geschichte und Sage. 2. 25. Oktober, Rabbiner Dr. Jacob, Göttingen: Die älteste Bibelübersetzung (Septuaginta). 3. 8. November, Rabbiner Dr. Seligmann, Hamburg: Der dramatische Höhepunkt der Geschichte des Judenthums. 4. 6. Dezember, Rabbiner Dr. Jaulus, Aachen: Rückblick auf die äußere und innere Entwicklung der deutschen Juden im XIX. Jahrhundert. 1900. 5. 10. Januar, Rabbiner Dr. Plaut, Frankfurt a. M.: Uebertritte zum Judenthum im alten Rom. 6. 31. Januar, Director Frauberger, Düsseldorf: Der jüdische Cultus und die Kunst. 7. 21. Februar, Geh. Rath Prof. Dr. H. Cohen, Marburg: Die Grundideen des Judenthums. 8. 13. März, Schriftsteller Dr. Gustav Karpeles, Berlin: Das Theater bei den Juden. 9. 25. April, Rabbiner Dr. Samuel, Essen: Festvortrag zum Feste des 5jährigen Bestehens des Vereins: Das Wiedererwachen der jüdischen Wissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Ferner musikalische und declamatorische Vorträge, zugleich Generalversammlung.

Vortrags-Cyclus des Rabbiner Dr. Samuel, Essen an Sonntag-Nachmittagen $4^1/_2$ Uhr beginnend für junge Leute und Angestellte in den Geschäften (Damen und Herren).

Diskussionsabende: Gesammt-Thema: Das biblische Zeitalter bis zum babylonischen Exil. 1900. 1. 14. Januar. Die Erzväter. — Joseph — Befreiung aus Egypten. 2. 21. Januar. Die mosaische Gesetzgebung. Josuah — Die Richter. 3. 4. Februar. Buch Samuel. Saul — David — Salomo (die ersten 3 Könige). 4. 11. Februar. Die folgenden Könige. Zehnstämmereich. Die Propheten Elia und Elisa. 5. 18. Februar. Untergang des Zehnstämmereiches. Hosea, Amos, Jesaias. 6. 4. März. Die letzten Könige im Reiche Juda, Jeremias. I. Zerstörung des Tempels. Wegführung in die babylonische Gefangenschaft. Rückblick.

Nach jedem Vortrage. Kurze Besprechung, Vorlesung aus jüdischen Schriftstellern. Deklamatorische und musikalische Vorträge.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliotheksausschuß: Rabbiner Dr. Samuel. Kanzleirath Hirsch. Dr. S. Cohen.

Filehne.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Richter: Rabbi Akiba Eger und seine Zeit. 2. Dr. Krauß, Schönlank: Die Thierfabeln im Talmud. 3. Dr. Mislowitzer, Schneidemühl: 4. Dr. L. Pick, Berlin: Die geistige Cultur der Juden in der neueren Zeit. 5. Eli Boschwitz, Filehne: Moses Mendelssohn und seine Zeit. 6. Lehrer Levin, Schneidemühl: Gabriel Rießer.

Bibliothek mit 47 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Moses Puczynski.

Forst i. L.

Vorträge: Prediger Pulvermann: Die Geisteshelden Israels. Dr. Karpeles: Was haben die Juden für die Menschheit geleistet?

Diskussionsabende: Alle 14 Tage.

Frankfurt a. M.

Vorträge: Alfred Auerbach: Jehuda Halevi. Rabbiner Dr. Ackermann: Synagogale Melodien. Rabbiner Dr. Kottek: Reuchlin und Pfefferkorn. Rabbiner Dr. Nobel: Salomo ibn Gabirol. Prof. Dr. Leffmann: Paradies und Völkertafel. Rabbiner Dr. Salfeld: Geschichtliche Erinnerungen auf einer Rheinreise. W. Bambus: Die Juden als Patrioten. Rabbiner Dr. Eschelbacher: Die Semiten. Rabbiner Dr. Unna: Philo v. Alexandria. Rabbiner Dr. Löwenstein: Messianische Schwärmer. Rabbiner Dr. Goitein, Kopenhagen: Moderne Justizmorde und altjüdisches Kriminalrecht. Rabbiner Dr. Werner: Spinoza.

Diskussionsabend: Dr. Heinemann: Entstehung des Gebetbuches.

Bibliothekar: Dr. Jac. Horowitz.

Frankfurt a. O.

Vorträge: 1. Dr. Gustav Karpeles: Der Antheil der Juden an der Kultur der Menschheit. 2. Stud. jur. Kurt Alexander: Ludwig Börne. 3. Professor Dr. Ludwig Geiger: Goethe und die Juden. 4. Rabbiner Dr. Hochfeld: Die Sittenlehre des Judenthums.

Bibliothek mit 600 Bänden. Bibliothekar: Oscar Stensch

Friedberg i. H.

Vorträge: Gymn.-Lehrer E. Hirsch, Mannheim: Ueber jüdische Familiennamen.

Der Verein wird eben einer Reorganisation unterzogen.

Gelnhausen.

Vorträge: Dr. Heinemann, Frankfurt a. M.: Jehuda Halevi. Reallehrer Strauß, Seesen: Jüdische Minnesänger. Lehrer Strauß, Gelnhausen: Neuhebräische Poesie.

Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Strauß.

Gelsenkirchen-Wattenscheid.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Frank, Köln: Der Prophet Elia in Sage und Geschichte. 2. Rabbiner Dr. Samuel, Essen: Die Bücher Jona und Ruth. 3. Rabbiner Dr. Rosenthal, Köln: Hauptbewegungen des Judenthums im 19. Jahrhundert. 4. Lehrer Rotschild, Wattenscheid: Manasse ben Israel. 5. Albert Katz, Berlin: Lord Byron und seine hebräischen Melodien. 6. Rabbiner Dr. Plaut, Frankfurt a M.: Uebertritte zum Judenthum im alten Rom. 7. Lehrer Katz, Gelsenkirchen: Arbeit und Handwerk bei den Juden in Vergangenheit und Gegenwart. 8. Dr. med. Rubens, Gelsenkirchen: Die jüdischen Gesetze vom hygienischen Standpunkte aus beleuchtet. 9. Museums-Direktor Frauberger, Düsseldorf: Der jüdische Cultus und die Kunst.

Diskussionsabende: An jeden Vortrag schloß sich eine Diskussion, welche sich nicht nur auf den Inhalt des Vortrages bezog, sondern auch die verschiedensten Fragen über religiöse und geschichtliche Einzelheiten wurden theils von den Rednern, theils aus der Mitte der Versammlung beantwortet.

Bibliothek mit ca. 60 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Kaufmann.

Glogau.

Vorträge: 1. Dr. Lucas: Die Juden in Spanien. 2. Prof. Dr. Martin Philippson, Berlin: Das Judenthum und die übrigen Kultur-Religionen. 3. Dr. Jacob, Göttingen: Die Sendung Moses von Schiller.

Bibliothek mit 910 Bänden. Bibliothekar: Ob.-Sekr. Günther Friedmann.

In der Bibliothek macht sich der Mangel an geeigneter belletristischer Literatnr recht fühlbar.

Gnesen.

Vorträge: 1. Dr. Ernst Tuch, Berlin: Die Juden und die Landwirthschaft. 2. Dr. Georg Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien. 3. Rabb. Dr. J. Hirsch, Prag: Soziale Anschauungen im Judenthum.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: Hermann Cohn.

Der Verein wurde März 1900 gegründet.

Gollub.

Vorträge: Lehrer A. Kadisch: Moses Mendelssohn. Fräulein A. Braunstein: Jehuda Halevi. Lehrer A. Kadisch: Die Zerstörung des zweiten Tempels und Rabbi Jochanan ben Sakkai. Lehrer A. Kadisch: Die spanische Inquisition und die Juden.

Diskussionsabende: 1. Der Vorsitzende: Geographie von Palästina. 2. Der Vorsitzende: Verfolgungen im Mittelalter.

Bibliothek mit vorläufig 25 Bänden. Bibliothekar: Der Vorsitzende.

Grätz (Prov. Posen).

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Silberberg, Grätz: Gesellschaftsformen aus alter Zeit. 2. Rabbiner Dr. Wreschner, Samter: Ueber die Stellungnahme des Judenthums zur Bildung und Wissenschaft. 3. Rabbiner Dr. Koenigsberger, Pleschen: Proselyten im Judenthum. 4. Sanitätsrath Dr. Rubensohn, Grätz: Die Bekämpfung der Tuberkulose in Familie und Volk. 5. Dr. Adolf Kohut: Friedrich der Große und Kaiser Joseph in ihrer Beziehung zu Juden und Judenthum.

Bibliothek mit ca. 150 Bänden. Bibliothekar: S. Jablonski.

Hamburg.

Vorträge: Dr. Feilchenfeld, Hamburg: Reuchlin und Pfefferkorn. Dr. Leimdörfer, Hamburg: Die Ethik der hebräischen Sprache. Dr. Seligmann, Hamburg: Das Judenthum und die moderne Weltanschauung. Dr. Loewenberg, Hamburg: Ahasver in Sage und Dichtung. Dr. Grunwald, Hamburg: Goethe's Beziehungen zu Juden und Judenthum. Dr. Symchowitz, Köln: Jüdisch-deutsche Literatur. Marcell Salzer, Wien: Recitationen aus der Bibel. Dr. Blumenthal, Ratibor: Weltliche Klänge in der hebräischen Poesie.

Hannover.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Frank, Köln: Der Prophet Eliah in Geschichte und Sage. 2. Prediger Dr. Leimdörfer, Hamburg: Die Ethik der heiligen Sprache. 3. Dr. Gustav Karpeles, Berlin: Heinrich Heine in seinen Beziehungen zum Judenthum. 4. Privat-Docent Dr. Georg Huth, Charlottenburg: Die Juden in Sibirien, nach eigenen Reise-Erlebnissen und Studien.

Heilbronn a. N.

Vorträge: Rabbiner Kahn, hier, und Lehrer Spatz, Affaltrach, hielten einen Cyklus von Vorträgen über die ganze Geschichte der Juden.
Bibliothek mit 25 Bänden. Bibliothekar: Josef Maier.

Hildesheim.

Vorträge: 1. Dr. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Josef II. und ihre Beziehungen zu den Juden. 2. Dr. Leimdörfer, Hamburg: Der Weiseste bei den Hellenen und Hebräern. 3. Dr. Huth, Charlottenburg: Die Juden in Sibirien. Nach eigenen Reisebeobachtungen und Studien. 4. Dr. Lewinsky: Wie urtheilten Griechen und Römer über Juden und Judenthum?

Hirschberg i. Schl.

Vorträge: Prof. Dr. Philippson: Die Juden im alten Rom. Dr. Biram: Flavius Josefus und die Bibel. Rechtsanwalt Joël, Breslau: Ueber die Stellung der Juden in der Weltliteratur. Fürstlich-Pleß'scher Archivar Dr. Zivier: Humor in der Bibel.

Hörde.

Vorträge: Dr. Frank: Das jüdische Familienleben im Mittelalter. Dr. Jaulus: Die Entwickelung des Judenthums zu Anfang des Jahrhunderts. F. Heimann: Das Schulwesen im alten jüdischen Staate. Albert Katz, Berlin: Der Talmud.
Bibliothek mit ca. 30 Bänden. Bibliothekar: F. Heimann.

Höxter.

Vorträge: 1899. 1. 29. Oktober, Lehrer Plaut, Detmold: Die Werthschätzung der Arbeit nach dem jüdischen Schriftthum. 2. 4. Dezember, Lehrer Eichengrün, Wolfenbüttel: Vergleichende Ethik bei den alten Griechen und den Juden. 1900. 3. 4. Januar, Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Drei Räthselbücher der Menschheit. 4. 12. Februar, Rabbiner Dr. Lewinsky, Hildesheim: Das Urtheil der Römer und Griechen über die Juden. 5. 6. März, Dr. Simchowitz, Cöln: Ghetto-Bilder von Zangwill.
Den Vorträgen folgten Anfragen und Besprechungen.
Mit der Gründung einer Bibliothek ist ein kleiner Anfang gemacht.

Inowrazlaw.

Vorträge. 1. Dr. Warschauer: Abarbanell oder die letzten Tage der Juden in Spanien. 2. Prof. Dr. Horowitz, Thorn: Referat über die Ethik des Judenthums von Prof. Lazarus. 3. Dr. Tietz: Vorgeschichte u. Inhaltsresumé der Schrift Moses Mendelssohns „Jerusalem" oder über religiöse Macht und Judenthum. 4. Dr. A. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. 5. Rabbiner S. Bamberger: Humanität im Judenthum.

Bibliothek mit 145 Bänden. Bibliothekar: Rabb. S. Bamberger.

Kaiserslautern.

Vorträge: 1899. 1. Prof. Lefmann, Heidelberg: Sprache und Weltanschauung des Judenthums. 2. Dr. med. Moses, Mannheim: Psychologie der Bibel. 3. Bezirks-Rabbiner Dr. Landsberg: Entstehung der biblischen Bücher. 4. Dr. Dreyfuß: Arbeit bei den Juden der verschiedensten Länder.

Karlsruhe (Baden).

Vorträge: 1. Museumsdirektor H. Frauberger, Düsseldorf: Die jüdische Kunst im Mittelalter. 2. Dr. J. Unna, Mannheim: Die sociale Frage im jüdischen Alterthum. 3. Prof. Dr. Martin Philippson, Berlin: Das Judenthum und die anderen Kulturreligionen. 4. Dr. Caesar Seligmann, Hamburg: Das Problem der jüdischen Kultur. 5. Dr. S. Posner, Karlsruhe: Manoëllo Zifroni, der Freund Dante's.

Außerdem erhielten die Mitglieder das Jahrbuch des Centralverbandes.

Kempen i. Pos.

Vorträge: 1899. 8. Oktober, Rabbiner Dr. Königsberger, Pleschen: Toleranzideen in Bibel und Talmud. 19. April, Prof. Dr. Philippson, Berlin: Ein judenfreundlicher Papst des Mittelalters (Martin V.). 1900. 15. Januar, Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Hagadah und Geschichtsschreibung. 12. Februar, Dr. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Josef II. 10. März, Rabbiner Dr. Bäck, Oppeln: Shakespears Kaufmann von Venedig.

Bibliothek mit ca. 150 Bänden. Bibliothekar: M. Wolff.

Sämmtliche Vorträge waren sehr stark besucht; die Bibliothek wird stark benutzt.

Kiel.

Vorträge: 1. Rektor Feiner, Hamburg: Die Erziehung bei den Juden in Vergangenheit und Gegenwart. 2. Dr. Jakob, Kiel: Blütenlese aus der hebräischen Poesie. 3. Lehrer Katz, Kiel: Die Makkabäer.

Bibliothek mit 30 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Katz.

Kitzingen.

Vorträge: 1. Dr. Adolf Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. 2. Dr. P. Münz, Nürnberg: Die sociale Stellung des Hohenstaufenfürsten Friedrich II. zu den Juden. 3. Dr. Saalfeld, Mainz: Ein Denkmal aus jüdischer Leidenszeit. 4. Lehrer Mannheimer, Dettelbach: Die jüdischen Colonien Palästinas. 5. Dr. Grünfeld, Bingen: Die sociale Frage im alten Israel.

Köln a. Rh.

Vorträge: 1. Dr. Simchowitz, Köln: Zangwill's Ghetto-Novellen. 2. Cantor Hermann Zivi, Elberfeld: Ursprung und Entwickelung des Synagogengesanges. 3. Rabbiner Dr. Cohn, Schenhausen: Alexandrien und Spanien. 4. Rabbiner Dr. Frank, Köln: Frankfurter Purim-Vius. 5. Prof. Dr. Leffmann, Heidelberg: Judenthum und Buddathum.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Frank, Köln: Rückblick auf die jüngste Vergangenheit des Judenthums. Rabbinats-Kandidat Marcus, Köln: Hillel und Schammai. Lehrer S. Löb, Köln: Akabia ben Mahalallel und der Bann. Rabbiner Dr. Nobel, Köln: Salomon ben Gabirol als Dichter und Philosoph. Lehrer L. Frank, Köln: Unser Gebetbuch (Tefilloh). Moritz Levy, Köln: Der Jargon-Dichter Morris Rosenfeld. Lehrer S. Löb, Köln: Jüdisches Recht und jüdische Moral. Sal. Kaufmann, Köln: Philos Leben, Wirken und Einfluß. Redakteur Karl Brisch, Mülheim (Rhein): Ein Gang durch das Kölner Judenviertel. Oberlehrer Goldberg, Köln: Jüdische Gemeindeverbände und Vereine, deren Ziele und Bestrebungen. Rabbinats-Kandidat Marcus, Köln: Jehuda Halevi als Dichter und Philosoph. Rechtsanwalt Dr. Ludwig Cohen, Köln: Herders Bedeutung für die Juden. Dr. Simchowitz, Köln: Jüdische Maler-Schriften. Lehrer M. Goldschmidt, Köln: Die Entwicklung des Unterrichtswesens bei den Juden.

Die Bibliothek enthält 400 Bände und viele Zeitungen. I. Bibliothekar: Oberlehrer A. Herrmanns. II. Bibliothekar: Lehrer S. Löb.

Am 27. November 1899: Große Chanukafeier. Konzert und Ball. Festrede: Rabbiner Dr. Frank. General-Versammlungen: 8. und 15. Januar 1900. — Sämmtliche Vortrags-Abende waren auch von Damen besucht.

Königsberg i. Pr.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Perles: Das wiedergefundene hebräische Original des Ben Sira. 2. Sekretär Klein: Ueber Moriz Lazarus: Wozu und zu welchem Ende studiren wir jüdische Geschichte und Literatur. 3. Dr. Ad. Kohut, Berlin: Friedrich II. und Joseph II. in ihren Beziechungen zu Juden und Judenthum. 4. Rabbiner Dr. Perles: Das Judenthum, eine Religion der Schulen. 5. Prof. Dr. Saalschütz: Zur Jahrhundertwende. 6. Oberkantor Birnbaum: Spiel und Tanz bei den Juden des Mittelalters. 7. Cand. phil. Elinowitz: Ueber talmudische und griechische Sagen und deren Tendenz. 8. Rabb. Dr. H. Vogelstein: Drei Religionsdisputationen im Mittelalter. 9. Rabbiner Dr. Perles: Die Begründer der modernen Wissenschaft des Judenthums, Leopold Zunz und Heinrich Grätz. 10. Kaufmann Max Feinstein: Hervorragende Frauen aus der alt-jüdischen Zeit.

An zwei Abenden, sowie am Chanuka und Purim fanden gesellige Abende mit Damen statt.

Konstanz.

Vorträge: Dr. L. Hannes: Bibelklänge in Göthes Faust. Lehrer Sigmund Bloch: Napoleon I. und die Juden. Prof. Dr. Philippson, Berlin: Die Juden im alten Rom.

Krotoschin.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Berger, Krotoschin: Das jüdische Weib in Bibel und Talmud. 2. Prof. Dr. Philippson, Berlin: Ein jüdischer Staatsmann Elisabeths von England und Shakespeares Shylock. 3. Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Psalmen und Weltliteratur. 4. Rabbiner Dr. Freund, Ostrowo: Biblische Perlen in moderner Fassung. 5. Cand. dent. Hugo Schachtel, Krotoschin: Moderne Strömungen im Judenthum. 6. Rabbiner Dr. Koenigsberger, Pleschen: Aphorismen aus dem Ideenkreise des Judenthums.

Bibliothek mit ca. 200 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Margolius.

Lage.

Vorträge: Dr. Coblenz, Bielefeld: Der Einfluß der französischen Revolution auf die sociale Stellung der Juden. Lehrer Goldschmidt, früher Brakel, jetzt in Dortmund: Die Chazaren. Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Das Geistesleben der jüdischen Gemeinde in Alexandria. Dr. Lewinsky, Hildesheim: Urtheile der Griechen und Römer über Juden und Judenthum. Dr. med. Simchowitz, Köln: Zangwills Ghetto-Novellen. Lehrer Plaut, Detmold: Die Bedeutung des Religionsunterrichts für den Bestand und die Hebung des Judenthums.

Leipzig.

Vorträge: 1900. 1. 13. Februar, Dr. Simchowitz, Köln a. Rh.: Leopold Zunz und die Wissenschaft des Judenthums. 2. 8. März, Dr. G. Karpeles, Berlin: Das Theater bei den Juden. 3. 20. März, Dr. Ernst Tuch, Berlin: Die Landwirthschaft bei den Juden. 4. 23. Oktober, Dr. J. Ruff, Karlsbad: Freud und Leid im jüdischen Hause. 5. 26. November, Rabbiner Dr. Seligmann, Hamburg: Das Problem der jüdischen Kultur.

Der Verein besitzt Bibliothek und Lesezimmer. Bibliothekar: Isr. Kahan. Die Bibliothek enthält 297 Bände, ca. 80 Broschüren und Jahrgänge verschiedener Zeitschriften.

Lippstadt.

Vorträge: Rabbiner Dr. Coblenz, Bielefeld: Der Einfluß der französischen Revolution auf die Stellung der Juden. E. Goldschmidt, Brakel (jetzt Dortmund): Rabbi Jochanan ben Sakkai. Rabb. Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Drei Räthselbücher der Menschheit, Kohelet, Hamlet, Faust. M. Lilienfeld, Steele: Der Kaufmann von Venedig. Rabb. Dr. Lewinsky, Hildesheim: Urtheile der Griechen und Römer über Juden und Judenthum. Vorsanger, Neuenkirchen: Salomo ibn Gabirol.

Lissa i. P.

Vorträge: 1. Prof. Dr. Philippson, Berlin: Der Große Kurfürst. 2. Dr. Bäck, Oppeln: Napoleon I. und seine jüdischen Unterthanen. 3. Dr. Kohut: Joseph II. und Friedrich II. in ihrem Verhalten zu den Juden. 4. Dr. Brann, Breslau: Das jüdische Unterrichtswesen im Alterthum. 5. Dr. Guttmann, Breslau: Ein Talmudprozeß im Mittelalter.

Diskussionsabende: 1. u. 2. Rechtsanwalt Nürnberg und Lehrer Behle: Vorlesung einiger Kapitel aus Bäck's „Geschichte der Juden."

Bibliothek mit 310 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Behle.

Am 15. März feierte der Verein das Purimfest mit Festrede, Theater und Tanz.

Loebau (Westpr.)

Vorträge: 1. B. Loewenthal, Berlin: Rezitationsabend. 2. Lehrer Tobias: Das goldene Zeitalter der Juden in Deutschland. 3. San.-Rath Dr. Wolff: Ueber das Buch Esther. 4. San.-Rath Dr. Wolff: Jahresübersicht.

Bibliothek mit 300 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Tobias.

Lublinitz.

Vorträge: 1. Prof. Löbel, Wien: Verschiedene klassische und humoristische Vorträge. 2. Rabbiner Dr. Friedmann: Unsere Dichterheroen in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. 3. Dr. med. Wongtschowski: Die Medizin des Talmud.

Der Verein besitzt eine kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Friedmann.

Lübeck.

Bibliothek mit ca. 100 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Goldschmidt.

Magdeburg.

Vorträge: Im Oktober, Redakteur M. Klausner: Jüdische Zeitfragen. Im November, Max Weinberg: Eigene Dichtungen. Im Dezember, Rabbiner Dr. Rahmer: Chanuka-Vortrag. Im Januar, Oberstabsarzt Dr. Rosenthal: Luther und die Juden. Im Februar, Rabbiner Dr. Rahmer: Kaiser und Rabbi. Im März: Purim-Feier (Instrumental- und Vokal-Konzert, und humoristische Vorträge.)

Bibliothek mit 400 Bänden. Bibliothekar: A. Hirsch. Wöchentlich (Sonntag Vormittag 11—1 Uhr) findet Bücherwechsel statt.

Zur Chanukafeier fanden nach dem Vortrage des Rabbiners deklamatorische und musikalische Vorträge von Vereinsmitgliedern statt.

Mainz.

Vorträge: 1899. Im November, Dr. J. Heinemann, Frankfurt: Die Juden in Spanien. Im Dezember, Dr. Grünfeld, Bingen: Die soziale Frage im alten Israel. 1900. Im Januar, Dr. Seligmann, Hamburg: Der dramatische Höhepunkt in der Geschichte der Juden. Im März, Dr. Salfeld, Mainz: Ein Gang durch das altjüdische Mainz. Im Oktober, Dr. Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien.

Diskussionsabende: Es fanden im verfl. Winter 10 Diskussionsabende statt, an welchen meist aktuelle Themata diskutirt wurden.

Mannheim.

Vorträge: Prof. Dr. Leffmann, Heidelberg: Das Judenthum unter den Völkern. 1. Die Urgemeinschaft der Völker und Sprachen- und Völkertrennung; 2. Süntfluth, Sprachen- und Völkertrennung; 3. Kulturentwickelung; 4. Israeliten und Judenthum; 5. Judenthum und Hellenismus; 6. Die Entstehung des Islam; 7. Die Juden Europas in den vorletzten Jahrhunderten; 8. Die Juden in Spanien; 9 Deutschthum und Judenthum. Rabbiner Dr. Rosenthal, Cöln: Die Hauptbewegungen des Judenthums im neunzehnten Jahrhundert. Rabbiner Dr. Oppenheim Mannheim: Salomon ibn Aderet und der Kampf um die Philosophie.

Marburg (Hessen).

Vorträge: Bez.-Rabbiner Dr. Loewenstein, Mosbach: Messiasschwärmereien. Prov.-Rabbiner Dr. Munk: Die Bne Israel in Indien. Rabbiner Dr. Bondy, Mainz: Der erste jüdische Buchdruck. Rabbiner Dr. Schlesinger, Bingen: Ein Gang durch die hebräischen Gemeinden des Mittelalters. Prov.-Rabbiner Dr. Munk: Die die Juden betreffenden Ereignisse des verflossenen Jahres.

Memel.

Vorträge: 1899. 29. November, Schriftsteller Dr. Ad. Kohut, Berlin: Alexander v. Humboldt und das Judenthum. 14. Dezember, Rabbiner Dr. Max Beermann, Insterburg: Israels Erlösungshoffnung, ein religionsgeschichtliches Problem. 21. Dezember, Kaufmann Leon Scheinhaus: Die alte Geschichte der russischen und polnischen Juden. 1900. 24. Januar, Rabbiner Dr. Em. Carlebach: Rabbi Akiba Eger. 7. März, Rabbiner Dr. Em. Carlebach: Die Sklaverei im jüdischen Alterthum. 4. April, Rabbiner Dr. Ludwig A. Rosenthal, Pr. Stargard: Die 3 Räthselbücher der Menschheit (Kohelet, Hamlet und Faust).

Diskussionsabend: 13. Oktober 1899. Kaufm. Leon Scheinhaus: Aus der Kulturgeschichte der russischen Juden nach Dr. Harkavy.

Bibliothek mit 85 Bänden, 55 Broschüren. Bibliothekar: Lehrer Dobrowolsky. Größere Zuwendungen und Anschaffungen sind in Aussicht genommen.

Der Vorstand des Vereins ehrte im abgel. Vereinsjahr den Senior hebräischer Gelehrten, Ch. S. Slonimski, Warschau zum 90. Geburtstage, durch eine Adresse.

Metz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Jaulus, Aachen: Die jüdisch-alexandrinische Epoche. Dr. Heinemann, Frankfurt a. M.: Die Juden in Spanien. Halff, Nancy, in französischer Sprache: Ueber Kompert. Rabb. Dr. Weil, Buchsweiler: Die Culturfortschritte und die Bibel. Privatdozent Dr. Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien.

Leseabende in deutscher und französischer Sprache: 22. Novbr., Referendar Leiser und Apotheker S. Levy. 19. Dezbr., Frau J. Rosenmeyer und Dr. Meyer. 19. Febr., Benj. Lazaw. 27. März, J. Hirsch und G. Vilinsky. — 4. Dezember, Chanukafeier mit Vocal- und Instrumental-Vorträgen, Eröffnungsrede durch Oberlehrer Zeligzon.

Bibliothek mit ca. 150 Bänden. Bibliothekar: Dr. Levy.

Militsch (Bez. Breslau).

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Königsberger, Pleschen: Proselyten im Judenthum. 2. Kultusbeamter Rochotz, Militsch: Shylok und Nathan der Weise. 3. Ortsschulinspektor und Hauptlehrer Rieß in Krotoschin: Akiba Eger. 4. Rabbiner Dr. Freund, Ostrowo: Risse in den Mauern des Ghetto.

München.

Vorträge: 1. Rabb. Dr. Werner, München: Salomo Gabirol und Jehuda Halevi. 2. Schauspieler Auerbach, Frankfurt a. M.: Rezitation. 3. Dr. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Joseph II. in ihrem Verhältnisse zu Juden und Judenthum. 4. Siegm. Fränkel, München: Ueber Zangwill. 5. Prof. Dr. Hommel, München: Ueber Sternanbetung vor Abraham.

Diskussionsabende: Heinrich Frei, München: Geschichte der Juden in Bayern. Dr. L. Holländer, München: Ueber Zionismus. Heinrich Friedmann, München: Pädagogik im Judenthum.

Bibliothekar: Dr. Finkelscherer.

Myslowitz.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Norden: Kurzer Ueberblick über die Geschichte unserer Gebete. 2. Dr. med. Blumenfeld: Ideengang des Buches Hiob. 3. Emil Hübsch: Das jüdische Weib.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: J. Bach.

Zu Chanuka wurden 7 arme Kinder vom Verein bekleidet, wobei eine kleine Feierlichkeit stattfand mit Anzünden der Chanukalichter, Gesängen und Ansprache.

Nakel.

Vorträge: 1. Dr. Perlitz, Nakel: Heinrich Heine und das Judenthum. 2. Rabbiner Dr. Walter, Bromberg; Modernes Schulwesen in einem alten Ritualkodex. 3. Dr. Kraus, Schönlanke: Die Thierfabeldichtung bei den Hebräern. 4. Prof. Dr. Horowitz, Thorn: Ein moderner französischer Schriftsteller über Juden und Judenthum. 5. Am Purimabend, Louis Lewin: Israels Fortbestand.

Neisse i. Schles.

Vorträge: 1. Rabbiner Dr. Biram, Hirschberg: Erziehung und Unterricht bei den alten Völkern. 2. Zahnarzt Berger: Geschichte der Juden im preußischen Staate (II. Theil). 3. Rabb. Max Ellguther: Die wichtigsten Ereignisse im deutschen Judenthum während der letzten beiden Jahre. 4. Rabbiner Dr. Silberstein, Elbing: Shylok und sein Urbild. 5. Cand. theol. Dr. Brettholz, Breslau: Don Josef Nassi. 6. Frau Regina Neisser, Breslau: Die Berliner Salons am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Die Bibliothek zählt gegenwärtig 766 Bände, die eifrig gelesen werden. Bibliothekar ist Rabbiner Max Ellguther.

Im kommenden Winter gedenkt der Verein eine Lesehalle einzurichten, in welcher besonders die Jugend Gelegenheit haben soll, mit dem jüdischen Schriftthum bekannt zu werden. Die Werke der historischen Abtheilung sind außerordentlich zahlreich und fast vollständig zu nennen.

Nürnberg.

Vorträge: 1899. 24. Oktober, Rabbiner Dr. B. Ziemlich: Aus der Chronik der israelitischen Cultusgemeinde Nürnberg. 7. Novbr., Oberlehrer Dr. phil. Strauß: Spinoza, ein Vorläufer heutiger Wissenschaft. 21. Novbr., Dr. phil. K. Wertheim: Sociale Gesetzgebung der Bibel. 19. Dezbr., Dr. med. P. Münz: Der Hohenstaufe Friedrich II. und sein Verhältniß zu den Juden. — 1900. 16. Januar, Religionslehrer M. Rülf: Ein Blick in das jüdische Familien- und Gemeindeleben im Mittelalter. 13. Februar, Dr. med. R. Landau: Der Antheil der Juden an der Heilkunde. 13. März, Oberkantor M. Rosenhaupt: Musik und Poesie im jüdischen Alterthum.

Obornik.

Vorträge: Dr. L. A. Rosenthal, Pr. Stargard: Zwei jüdische Minister. Lehrer Gutmann: Die Vertreibung der Juden aus Spanien. Dr. Auerbach, Rogasen (jetzt Leipzig): Rabbi Jochanan ben Sakkai.

Offenbach a. M.

Vorträge: 1. Dr. Plaut, Frankfurt a. M.: Uebertritte zum Judenthum im alten Rom. 2. Dr. Grünfeld, Bingen: Die soziale Frage im alten Israel. 3. Dr. G. Karpeles, Berlin: Die Juden in der Kultur der Menschheit. 4. Dr. Salfeld, Mainz: Die Welt und das Haus des deutschen Juden im Mittelalter. 5. Dr. Goldschmidt, Offenbach a. M.: Der Talmud. 6. Humoristischer Dialektabend.

Oppeln.

Vorträge: 1. Dr. Bäck: Napoleon I. und seine jüdischen Unterthanen. 2. Prof. Cornill: Die Salomonische Weisheit. 3. Rechtsanwalt Jungmann: Sociale Fragen in der Bibel. 4. Dr. Silberstein: Gabirol. 5. S. Proskauer: Die Juden unter dem Halbmond. 6. Dr. Bäck: Jüdische Namen.

Es fanden außerdem drei Diskussions- und Deklamations-Abende statt. (Poesien jüdischer Dichter des Mittelalters.)

Der Verein besitzt auch eine Bibliothek.

Osterode (Ostpr.).

Vorträge: 1899. 1. 5. November, J. Sturmann: Die jüdisch-französischen Notabeln unter Napoleon I. und das große Sanhedrin. 2. 19. November, Dr. Olitzki, Allenstein: Die jüdische Literatur des 19. Jahrhunderts. 3. 10. Dezember, Dr. Pick, Strasburg Westpr.: Nathan der Weise und der Talmud. — 1900. 4. 21. Jan., J. Sturmann: Reformbewegungen im Judenthum im neunzehnten Jahrhundert. 5. 13. April, Professor Cornill, Breslau: Das Buch Hiob.

Diskussionsabende: 26. Novbr. 1899. Diskussion über das apokryphische Buch „Judith" und dessen Zusammenhang mit dem Chanukafest. Referent: J. Sturmann. 15. März 1900. Purimfeier, Ansprache des Vorsitzenden und gemüthliches Zusammensein.

Bibliothek mit 110 Bänden. Bibliothekar Dr. Ritterband.

Ostrowo.

Vorträge: 1. Rabb. Dr. Freund: Aus der Welt der altjüdischen Sage. 2. Rabb. Dr. Koenigsberger, Pleschen: Aus dem Erziehungsleben unserer Vorfahren. 3. Prof. Dr. M. Philippson, Berlin: Die Juden im alten Rom. 4. Rabb. Dr. Freund: Geschichte des jüdischen Volkes von der Zerstörung des ersten bis zur Zerstörung des zweiten Tempels (in zwei Vorträgen). 5. Rabb. Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Herder und die Bibel. 6. Rabb. Dr. Berger, Krotoschin: Ein jüdischer Dante. 7. Rabb. Dr. Lewin, Wreschen: Briefwechsel zwischen Moses Mendelssohn und Lavater.

1. April 1900. Geselliger Vereinsabend mit dramatischen und Gesangs-Aufführungen.

Bibliothek mit 130 Bänden. Bibliothekar: Kfm. Jacob Fabisch.

Pankow.

Vorträge: 1. Albert Katz: Der Talmud. 2. Schriftsteller W. Bambus: Meine Reise nach Palästina.

Pinne.

Vorträge: Rabb. Dr. Lewin: Eine Judenverfolgung im Lande Posen. Dr. med. Gostjuski: Experimental-Vortrag.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekare: Martin Marcus, Hugo Borchardt.

Pleß O.-Schl.

Vorträge: 1899. 29. Oktober, Archivar Dr. Zivier, Breslau: Der Jude im Sprüchwort. 22. November, Stiftsrabbiner Dr. Deutsch, Lissa: Lippmann Heller, eine Leuchte seines Berufes, ein Märtyrer seiner Gesinnung. — 1900. 17. Januar, Dr. Ad. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Josef II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. 20. März, Rabbiner Dr. B. Königsberger, Pleschen: Proselyten im Judenthum. 1. Novbr., Rabbiner Dr. Rau, Pleß: Die Juden Chinas.

Potsdam.

Vorträge: 1. Dr. Karpeles: Kultur und Judenthum. 2. Dr. Rieger: Der Talmud. 3. Dr. Philippson: Das Judenthum und die Kulturreligionen. 4. Dr. Rieger: Psalmen in modernem Gewande. 5. Felix Falk: Der Aufstand des Bar-Kochba und sein Dichter Urschlicky. Vorher: Dr. Rieger: Die Geschichte des Aufstandes. 6. Dr. Karpeles: Humor und Liebe in der jüdischen Poesie.

Prenzlau.

Vorträge: 1. Albert Katz, Berlin: Die Ethik des Talmud. 2. Dr. Vogelstein, Stettin: Ein jüdischer Staatsmann in drei europäischen Ländern. 3. Dr. Karpeles: Was haben die Juden für die Cultur der Menschheit geleistet? 4. Dr. Kalischer, Stolp: Ein dänischer Ghettodichter. 5. Dr. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Josef II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum.

Bibliothek mit 37 Bänden. Bibliothekar: Albert Lindenheim.

Ratibor.

Vorträge: 1899. 25. Oktober, Schriftsteller Erichsen, Breslau: Der Orient (Konstantinopel, Palästina, Aegypten). 3. Dezbr., Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Psalmen und Weltlitteratur. — 1900. 21. Januar, Universitäts-Professor Dr. Ludwig Geiger, Berlin: Goethe und die Juden. 7. April, Rabbiner Dr. Blumenthal, Ratibor: Aus dem inneren Leben der deutschen Juden im Mittelalter. 27. Novbr., Recitator Marcell Salzer, Wien: I. Altdeutsche Poesien; II. Moderne Dichtungen.

Diskussionsabende: 1899. 21. Oktober, Rabbiner Dr. Blumenthal: Der Blut-Aberglaube bei den Völkern der Erde. 28. Dezember, Dr. Ludwig Breslauer: Uriel Akosta in Wahrheit und Dichtung. Rabbiner Dr. Blumenthal: Juden und Judenthum im 19. Jahrhundert. 24. Februar, Apothekenbesitzer Eckstein: Pharmazie bei den alten Israeliten. 13. März, Prediger Abraham, Leobschütz: Die Ethik des Judenthums von Professor Lazarus.

Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Biberfeld.

Rawitsch.

Vorträge: 1. Dr. Adolph Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. 2. Dr. Königsberger, Pleschen: Aus dem Ideenkreise des Judenthums. 3. Dr. Blumenthal, Ratibor: Weltliche Klänge aus der hebräischen Poesie. 4. Rabbiner Dr. Cohn, Rawitsch: Die Sage vom ewigen Juden. 5. Generalagent Laqueur, Breslau: Cremieux.

Diskussionsabende: 1. Rabbiner Dr. Cohn: Ueber die Lüge der Blutbeschuldigung. 2. Lehrer Hamel: Die Juden im selbstständigen Polen. 3. Rabbiner Dr. Cohn: Das große Synhedrion. 4. Derselbe: Die Exilsfürsten in Babylon. 5. Zahnarzt Cohn: Die Modekrankheit der Juden. 6. Rabbiner Dr. Cohn: Die hebräische Schrift 7. Derselbe: Althebräische Münzen.

Der Verein besitzt eine nicht große, aber eifrig benutzte Bibliothek. Bibliothekar: S. Wittenberg.

Das Purimvergnügen, bestehend in Prolog, dramatischen Aufführungen, musikalischen Vorträgen und zum Schlusse lebenden Bildern, erfreute sich des lebhaftesten Beifalls.

Rogasen.

Vorträge: 1. Rabbiner Rosenthal, Pr. Stargard: Psalmen und Weltliteratur. 2. Rabbiner Dr. Auerbach, Rogasen: Biblische Frauengestalten. 3. Hauptlehrer H. Cohn, Rogasen: Drei Heroen des Alterthums (Hercules, Siegfried, Schimschon). 4. Rabbiner Dr. Lewin, Wreschen: Rabbi Jehuda Halewi. 5. Lehrer Brock, Rogasen: Der falsche Messias Sabbathai Zwi und seine Sekte. 6. Oberlehrer Dr. Balke-Rogasen: Uriel Acosta.

Bibliothek mit 75 Bänden. Bibliothekar: Lehrer J. Brock.

Samter.

Vorträge: 1899. 15. Oktober, Dr. Wreschner: Stellung des Judenthums zu Bildung und Wissenschaft. 5. Novbr., Dr. A. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Joseph II. 25. Dezember, Rabbiner Dr. Kaatz, Zabrze: Jakob Frank, ein falscher Messias. 1900. 15. Jan., Rabbiner Dr. Elsaß, Landsberg: Emanzipation der Juden in Deutschland. 11. Februar, Rabbiner Dr. Lewin, Wreschen: Jehuda Halevi als Denker und Dichter. 26. März, Rabbiner Dr. Lewin, Pinne: Judenverfolgungen in Posen.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Borchardt.

Schildberg.

Vorträge: Dr. Bamberger: 1. Sekten im Judenthum. 2. Geschichte des Posener Rabbinats. 3. Die Responsen-Literatur. Lehrer Singermann: 4. Pädagogisches aus dem Talmud. Dr. med. Schlesinger: 5. Maimonides als Arzt. Ref. Kaber: 6. Jüdisches Strafrecht.

Bibliothek mit 50 Bänden. Bibliothekar: Dr. Bamberger.

Schivelbein i. Pomm.

Vorträge: November 1899, Rabbiner Dr. Nordheimer, Schwetz: Kaddisch-Gebet. März 1900, Rabbiner Dr. Worms, Neustettin: Salomo Gabirol.
Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: H. Elias.

Schneidemühl.

Vorträge: 1. Rabb. Brann: Das Buch Hiob. 2. Dr. Mislowitzer: Aus der Geschichte der jüdischen Aerzte. 3. Rabb. Dr. Richter, Filehne: Spanien und Nordfrankreich. 4. Oberlehrer Dr. Balke, Rogasen: Heinrich Heine. 5 Dr. Kohut, Berlin: Der Berliner jüdische Salon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 6. Rabb. Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Geistesleben der Juden in Alexandrien. 7. Lehrer Lewin: Gabriel Riesser. 8. Dr. Herzfeld: Die Makkabäer, v. Ludwig.
Bibliothek mit 360 Bänden.

Schönlanke.

Vorträge: Rabb. Dr. Perlitz, Nakel: Heinrich Heine und das Judenthum. Lehrer Cohn, Czarnikau: Was hat das 19. Jahrhundert dem Judenthum gebracht? Rabb. Dr. Pick, Berlin: Die Juden der neueren Zeit. Rabb. Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Socialpolitik in Bibel und Talmud. Kaufmann M. Fabian, Schönlanke: Das Buch Esther — Judenthum und Deutschthum.
Vier Diskussionsabende wurden abgehalten. Referenten: H. Bochner, S. Badt, Lehrer Wolff, M. Fabian, Alle von hier.
Bibliothek mit 125 Bänden.

Schwedt a. O.

Vorträge: Dr. G. Karpeles, Berlin: Einfluß der Juden auf die Cultur der Menschheit. Dr. Kalischer, z. Z. Pasewalk: Ein schwedischer Ghettodichter.

Schwetz (Weichsel).

Der Verein ist am 16. December gegründet worden.
Eine noch ganz kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Dahl.

Speyer.

Vorträge: Dr. Grünfeld, Bingen: Ueber den Werth der Kenntniß der jüdischen Geschichte und Literatur. Die sociale Frage im alten Israel.

Stadtlengsfeld.

Vorträge: Rabbiner Dr. Salzer: 1. Salomo ibn Gabirol. 2. Namen der Juden. 3. Heinrich Heine. 4. Die Marannen in Holland. 5. Jesaias. Lehrer Baumgart: Samuel.
Einige Leseabende.
Bibliothek von wenigen Bänden jüd. Geschichte und Belletristik.

Steinheim (Westfalen).

Vorträge: 1. Lehrer E. Goldschmidt, Brakel: Ueber die Nothwendigkeit der Errichtung von Literaturvereinen. 2. Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Geistesleben der Gemeinde in Alexandria. 3. Lehrer Katzenstein: Das Purimfest, seine Entstehung und Bedeutung.

Diskussionsabend: Lehrer Katzenstein: Warum und zu welchem Ende studirt man jüdische Geschichte und Literatur? (Prof. Dr. Lazarus.)

Stettin.

Vorträge: Rabb. Dr. Kalischer, z. Z. Pasewalk: Ein dänischer Ghettodichter. Rabb. Dr. Mannheimer, Oldenburg: Zeitmessungen im Alterthum. Dr. Adolf Kohut, Berlin: Josel von Rosheim, der Anwalt der Juden. Albert Katz, Berlin: Der Chassidismus.

Stolp (Pommern).

Vorträge: 1. Dr. Pick, Berlin: Das Verhältniß zwischen Mendelssohn und Kant. 2. Dr. Kohut, Berlin: Alexander v. Humboldt in seinem Verhältniß zum Judenthum. 3. Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Herder und die Bibel. 4. Rabbiner Dr. Silberstein, Elbing: Gabirol, ein Dichter und Philosoph. 5. Rabb. Dr. Kalischer, Stolp: Ein dänischer Ghettodichter.

Der Verein unterhält eine Bibliothek. Bibliothekar: S. A. Jacobsohn.

Stuttgart.

Vorträge: Carl Emil Franzos, Berlin: Die deutsche Ghetto-Novelle. Max Hausmeister: Die Neuorganisation der israelitischen Gemeinden Württembergs. Rechtsanwalt Eduard Goldschmidt: Die Alliance Israelitique und ihre Bedeutung für uns Deutsche. Dr. Carl Ries: Die Pflege der Haut und ihr Einfluß auf die Gesundheit.

Bibliothek mit 400 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Adler.

Tarnowitz.

Vorträge: Rabb. Dr. Loewenthal: Blutbeschuldigungen in alter und neuer Zeit. Amtsgerichtsrath Gloganer: Ueber einige Bestimmungen des neuen Bürgerlichen Gesetzbuchs. Ingenieur Kößler, Transvaal: Juden in England und Südafrika. Rabbiner Dr. Cohn, Kattowitz: Thierschutz, eine Forderung der Moral, ein Mittel zur Erziehung. Was ist der Talmud?

Bibliothek mit 170 Bänden. Bibliothekar: Beuthner.

Thorn.

Vorträge: 1. Dr. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. 2. S. Rawitzki, Thorn: Die Agrargesetzgebung im Mosaismus. 3. Rabbiner Dr. Rosenberg, Thorn: Die Freiheitskämpfe der Juden unter der Herrschaft der Seleneiden. 4. Rabbiner Dr. Blumenthal, Danzig: Rückblick auf die geschichtliche Entwickelung des Judenthums im 19. Jahrhundert. 5. Rabb. Dr. Rosenberg, Thorn: Die Juden unter selbstständigen Herrschern zur Zeit des zweiten Tempels. 6. Rabbiner Dr. Eppenstein, Briesen: Saadjah Gaon über seine Zeit. 7. Prof. Dr. Cornill, Breslau: Das Buch Hiob. 8. R.-A. Radt, Thorn: Die staatsbürgerliche Stellung der Juden in Deutschland.

Diskussionsabende: 1. Im Anschluß an Lazarus Abhandlung: Was heißt und zu welchem Ende studirt man jüdische Geschichte und Literatur. Referent: Prof. Dr. Horowitz, hier. 2. Im Anschluß an Lazarus Ethik: Ist die Ethik des Judenthums national oder universal? Referent: Prof. Dr. Horowitz, hier.

Bibliothek mit 385 Bänden. Bibliothekar: G. Chaim.

Tilsit.

Vorträge: 1. Rabb. Dr. Ehrlich: Schicksale und Geistesleben der Juden im römischen Reiche (mit nachfolgender Diskussion). 2. Schriftsteller Dr. Adolf Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. 3. Rabbiner Dr. Ehrlich: Schicksale und Geistesleben der Juden in den Euphratländern und in Arabien (mit nachfolgender Diskussion). 4. Rabbiner Dr. Beermann, Insterburg: Die Messias-Idee und ihre Geschichte. 5. Rabb. Dr. Emanuel Carlebach, Memel: Die Sklaverei im Lichte von Bibel und Talmud. 6. Rabbiner Dr. L. Rosenthal, Pr. Stargard: Die sociale Reform nach Bibel und Talmud.

Tremessen.

Vorträge: Lehrer Arndt: 1. Zwecke und Ziele der Literaturvereine. 2. Die Hebräer in Egypten zur Zeit der Pharaonen. Dr. Tuch, Berlin: 3. Die Landwirthschaft bei den Juden.

Bibliothek mit vorläufig 24 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Arndt.

Trier-Mosel.

Vorträge: Rabb. Dr. Grünfeld, Bingen: Die soziale Frage im alten Israel. Referendar Dr. Herm. Isay: Altjüdisches Familienrecht. Rabb. Dr. Coblenz, Bielefeld: Der Einfluß der französischen Revolution auf die staatsbürgerliche und soziale Stellung der Juden. Alb. Loeb: Zionismus. Rabb. Dr. Salfeld, Mainz: Häusliches und gesellschaftliches Leben der Juden im Mittelalter.

Ulm a. D.

Vortrag: Professor Dr. Philippson: Das Judenthum und die anderen Cultur-Religionen.

Bibliothek mit 1300 Bänden. Bibliothekar: R.-A. S. Moos I.

Warburg i. W.

Vorträge: 1. Rabb. Dr. Jacob, Göttingen: Der Thontafelfund in Tel el Amarna. 2. Lehrer Goldschmidt, Dortmund: Die Chazaren. 3. Rabbiner Dr. Samuel, Essen: Aus der Geisteswerkstatt des Moses Maimonides. 4. Dr. Simchowitz, Köln: Israel Zangwill. 5. Gesellschaftsabende: Lehrer Alexander hielt zwei Vorträge über Salomo Gabirol; Henriette Herz in ihren Beziehungen zum Judenthum. — Culturgeschichtliches aus der Makkabäerzeit.

Bibliothekar: E. Alexander.

In den unter 5 genannten Gesellschaftsabenden wird neben der Belehrung durch Vorträge aus jüdischer Geschichte und Literatur auch der Geselligkeit ein Recht eingeräumt.

Wesel a. Rh.

Vorträge hielten abwechselnd die Herren Dr. Neustadt (bisheriger Vorsitzender, nach Berlin verzogen), Zandy und Lehrer Spier; dieselben waren theils der biblischen Geschichte und Literatur, theils dem wissenschaftlichen und gewerblichen Leben entnommen.

Wongrowitz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Die zwei jüdischen Minister. Rabbiner Dr. Elsaß, Landsberg: Die jüdische Literatur des 19. Jahrhunderts. Cantor Nischkowski, Wongrowitz: Hillel der Erste und seine Tendenzen. Rabb. Dr. Auerbach, Rogasen: Brauch und Sitte der deutschen Juden im Mittelalter. Rabbiner Dr. Koenigsberger, Pleschen: Proselyten im Judenthum. Professor Dr. Horowitz, Thorn: Ein moderner französischer Schriftsteller über Juden und Judenthum.

Wreschen.

Vorträge: 1. Prof. Dr. Philippson, Berlin: Das Judenthum und die anderen Cultur-Religionen. 2. Rabb. Dr. M. Lewin: Jehuda Halevi als Dichter und Denker. 3. Lehrer Cohn: Ueber Liederdichtung im jüdischen Volke und einem jüdischen Minnesänger. 4. Schriftsteller Dr. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Joseph II. in ihren Beziehungen zu den Juden. 5. Rabb. Dr. Lewin: Briefwechsel zwischen Mendelssohn und Lavater.

Bibliothek mit 190 Bänden.

Wronke.

Vorträge über verschiedene Themata hielten: Rabb. Dr. B. Elsaß, Landsberg a. W.; Rabb. Dr. M. Lewin, Wreschen; Rabb. Dr. Ludwig A. Rosenthal, Pr. Stargard; J. Rosenthal, Wronke.

Bibliothek mit 64 Bänden. Bibliothekar: L. Rothholz.

Würzburg.

Vorträge: 1899. 1. 9. Oktober, Dr. J. Heinemann, Frankfurt a. M.: Unser Jahrhundert, vom geschichtlichen Standpunkte aus betrachtet. 2. 23. Oktober, Alfred Auerbach, Mitglied des vereinigten Theaters in Frankfurt a. M.: Recitation: Meisterstück aus der spanisch-arabischen Poesie und aus Heine's Romanzero. 3. 6. Novbr., Rabb. Dr. P. Kohn, Ansbach: Die Stellung der Zeugen im jüdischen Rechte. 4. 30. November, Distriktsrabbiner Nath. Bamberger, Würzburg: Das jüdische Vereinswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung. 5. 20. Dezember, Dr. Adolf Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. — 1900. 6. 2. Januar, Prof. Dr. Sulzbach, Frankfurt a. M.: Rom im Lichte des Talmud. 7. 17. Januar, Bezirksrabbiner Dr. Loewenstein, Mosbach a. N.: Messianische Schwärmerei. 8. 21. Januar, Distriktsrabb. Dr. A. Cohn, Ichenhausen: Die zweite wissenschaftliche Glanzperiode der jüdischen Geschichte. 9. 14. Febr., Dr. Herz Bamberger, Frankfurt a. M.: Kammerherr und Schutzjude, ein Culturbild des 18. Jahrhunderts. 10. 21. März, Dr. med. P. Münz, Nürnberg: Die soziale Stellung der Juden unter dem Hohenstaufen Kaiser Friederich II.

Bezirksverbände.

1. Posen-Nord:

Schneidemühl, Filehne, Schönlanke, Rogasen. Sitz des Verbandes Schneidemühl. Vorsitzender: Bankier Herz Berliner.

2. Regierungsbezirk Posen:

Kempen, Krotoschin, Lissa, Ostrowo, Pleschen, Wreschen. Sitz des Verbandes: Ostrowo. Vorsitzender: Oekonomierath Goldstein.

3. Westfalen-Rheinland:

Hörde, Dortmund, Witten, Bochum, Gelsenkirchen-Wattenscheid, Essen a. R., Elberfeld, Duisburg-Ruhrort. Sitz des Verbandes: Bochum. Vorsitzender: M. Hähnlein.

4. Westfalen-Lippe:

Brakel, Warburg, Lippstadt, Höxter, Steinheim, Lage. Sitz des Verbandes: Brakel. Vorsitzender: J. Flechtheim.

5. Thüringen:

Erfurt, Gotha, Eisenach. Sitz des Verbandes: Erfurt. Vorsitzender: Rabbiner Dr. Salzberger.

Rednerliste der Literaturvereine.

Dr. A. Ackermann,
Rabbiner,
Brandenburg a. H.

Alfred Auerbach,
Mitglied d. Frankfurter
Stadttheaters,
Frankfurt a. M.

Dr. J. Auerbach,
Rabbiner,
Elberfeld.

Leo Baer,
Redakteur,
Berlin.

W. Bambus,
Berlin.

Dr. Heinrich Berger,
Rabbiner,
Krotoschin.

Dr. A. Berliner,
Dozent,
Berlin.

Dr. Philipp Bloch,
Rabbiner,
Posen.

Dr. A. Blumenthal,
Rabbiner,
Ratibor.

Dr. M. Bodenheimer,
Rechtsanwalt,
Köln a. Rh.

Dr. M. Braun,
Dozent,
Breslau.

Dr. Adolf Brüll,
Frankfurt a. M.

Dr. F. Coblenz,
Rabbiner,
Bielefeld.

Geh. Regierungsrath
Prof. Dr.
Hermann Cohen,
Marburg i. H.

Dr. Cohn,
Kreisrabbiner,
Eschwege.

Prof. Dr. C. H. Cornill,
Breslau.

Dr. E. David,
Rabbiner,
Düsseldorf.

Dr. A. Eckstein,
Rabbiner,
Bamberg.

Dr. Einstein,
Bezirksrabbiner,
Landau (Pfalz).

Leo Erichsen,
Schriftsteller,
Breslau.

Dr. B. Elsaß,
Rabbiner,
Landsberg a. W.

R. Faelberg,
Recitator,
Wien.

Dr. A. Feilchenfeld,
Realschul-Director,
Fürth.

Dr. Feist,
Direktor,
Mainz.

Dr. S. Feßler,
Rabbiner,
Halle a. S.

Dr. D. Fink,
Rabbiner,
Wien.

Dr. E. Finkel,
Rabbiner,
Pasewalk.

Dr. S. Friedmann,
Rabbiner,
Lublinitz.

Dr. A. Frank,
Rabbiner,
Köln.

Karl Emil Franzos,
Schriftsteller,
Berlin.

H. Frauberger,
Museums-Direktor
Düsseldorf.

Dr. Freudenthal,
Rabbiner,
Danzig.

Dr. S. Freund,
Rabbiner,
Ostrowo.

Prof. Dr.
Ludwig Geiger,
Berlin.

Em. Goldschmidt,
Lehrer,
Dortmund.

Dr. **J. Goldschmidt,**
Rabbiner,
Offenbach a. M.

Dr. **H. Groß,**
Rabbiner,
Augsburg.

Dr. **Grünfeld,**
Rabbiner,
Bingen.

Dr. **M. Grunwald,**
Rabbiner,
Hamburg.

Dr. **J. Hamburger,**
Oberlandesrabbiner,
Strelitz (Mecklenb.)

Dr. **Hirsch Hildesheimer,**
Dozent,
Berlin.

Dr. **Georg Huth,**
Privatdozent,
Charlottenburg.

Prof. Dr. **J. Horowitz,**
Gymnasiallehrer,
Thorn.

Dr. **M. Horowitz,**
Rabbiner,
Frankfurt a. M.

L. Horwitz,
Seminar-Lehrer,
Kassel.

Prof. Dr.
Fritz Hommel,
München.

Dr. **Georg Huth,**
Charlottenburg
bei Berlin.

Dr. **B. Jacob,**
Rabbiner,
Göttingen.

Dr. **H. Jaulus,**
Rabbiner,
Aachen.

Dr. **E. Kalischer,**
Rabbiner,
Stolp.

Dr. **A. Kaminka,**
Rabbiner,
Wien.

Albert Katz,
Pankow b. Berlin.

S. Katz,
Lehrer,
Gelsenkirchen.

Dr. **A. Kisch,**
Rabbiner,
Prag.

M. A. Klausner.
Redakteur,
Berlin.

Dr. **Knoller,**
Seminardirektor,
Hannover.

Dr. **B. Königsberger,**
Rabbiner,
Pleschen.

Kirchenrath
Dr. **Th. Kroner,**
Rabbiner,
Stuttgart.

Dr. **P. Kohn,**
Distriktsrabbiner,
Ansbach.

Dr. **Adolph Kohut,**
Berlin-Steglitz.

Geh. Regierungsrath
Prof. Dr. **M. Lazarus,**
Meran.

Frau **Nahida Ruth Lazarus,**
Meran.

Prof. Dr.
D. Leßmann,
Heidelberg.

Dr. **Lange,**
Rabbiner,
Warburg.

A. Levy,
Lehrer u. Anstalts-Rabb.
Berlin.

Dr. **D. Leimdörfer.**
Prediger,
Hamburg.

Dr. **Adolph Lewin,**
Conferenz-Rabbiner,
Freiburg i. B.

Dr. **A. Lewinsky,**
Landrabbiner,
Hildesheim.

Dr. **Levit,**
Rabbiner,
Berlin.

Dr. Loevy,
Großh. Landrabbiner,
Birkenfeld.

Dr. Heinrich Löwe,
Berlin.

Direktor Dr.
J. Loewenberg,
Hamburg.

Dr. Loewenstein,
Bezirksrabbiner,
Mosbach.

Dr. A. Loewenthal,
Rabbiner,
Tarnowitz.

Dr. med. Mislowitzer,
Schneidemühl.

Dr. Eugen Mittwoch,
Berlin.

Dr. Moses,
Arzt,
Mannheim.

Dr. med. J. Moses,
Liegnitz.

Dr. L. Munk,
Provinzrabbiner,
Marburg i. H.

Dr. Nordheimer,
Rabbiner,
Schwetz.

Dr. Ludwig Pick,
Rabbiner,
Berlin-Schöneberg.

Dr. Carl Pinn,
Schriftsteller,
Berlin.

Prof. Dr.
Martin Philippson,
Berlin.

A. Plaut,
Prediger,
Detmold.

Dr. E. Plaut,
Rabbiner,
Frankfurt a. M.

Dr. Prager,
Landrabbiner,
Cassel.

Dr. A. Rosenberg,
Rabbiner,
Thorn.

Dr. M. Rahmer,
Rabbiner,
Magdeburg.

Dr. P. Rieger,
Rabbiner,
Potsdam.

Dr. Ludw. Rosenthal,
Rabbiner,
Köln.

Dr. L. A. Rosenthal,
Rabbiner,
Pr. Stargard.

Dr. F. Rosenthal,
Rabbiner,
Breslau.

E. Rothschild,
Stadtschullehrer,
Worms.

Dr. med. Josef Ruff,
Karlsbad i. B.

Dr. Adolf Rosenzweig,
Rabbiner,
Berlin.

Dr. Rülf,
Landrabbiner,
Braunschweig.

Dr. S. Salfeld,
Rabbiner,
Mainz.

Marcel Salzer,
Recitator.
Wien.

Dr. N. Samter,
Berlin.

Dr. S. Samuel,
Rabbiner,
Essen (Ruhr).

Dr. M. Schäfer,
Oberlehrer,
Berlin.

Dr. B. Seligkowitz,
Rabbiner,
Coethen.

Dr. C. Seligmann,
Prediger,
Hamburg.

Dr. med. Simchowitz,
Köln.

Dr. M. Silberstein,
Stadt- u. Bezirksrabb.,
Wiesbaden.

Dr. N. Spanier,
Lehrer,
Magdeburg.

M. Steinhard,
Lehrer,
Magdeburg.

Direktor
Dr. **M. Stern,**
Berlin.

Prof. Dr. **A. Sulzbach,**
Frankfurt a. M.

Dr. **Joseph Stier,**
Rabbiner,
Berlin.

Direktor
Prof. Dr. **Tachau,**
Wolfenbüttel.

Dr. **Tachauer,**
Oberlehrer,
Würzburg.

Dr. **L. Treitel,**
Rabbiner,
Laupheim,
(Württemberg).

Dr. **H. Vogelstein,**
Rabbiner,
Stettin.

Max Weinberg,
Magdeburg.

Dr. **Worms,**
Rabbiner,
Neustettin.

Dr. **K. Werner,**
Rabbiner,
München.

Prof. Dr.
August Wünsche,
Dresden.

Dr. **Max Wittenberg,**
Dozent für Staats-
wissenschaften an der
Humboldt-Akademie,
Berlin.

Dr. **J. Ziegler,**
Rabbiner,
Karlsbad.

Hermann Zivi,
Lehrer,
Elberfeld.

Korrespondenzen.

Bitte des Ausschußes.

An die Herren Vorstände, bezw. Schriftführer der Vereine richten wir wiederholt die ergebene Bitte, alle an sie seitens des Sekretariats gerichteten Anfragen sofort beantworten zu wollen. Die Vereine, welche die Angaben über Mitgliederzahl und einen Bericht über die literarische Leistungen vermissen, dürfen dem geschäftsführenden Ausschuß keinen Vorwurf darüber machen; es war von ihnen das Material trotz mehrmaliger Aufforderung nicht zu erlangen.

Diejenigen Vereine, die durch das Sekretariat leihweise Bücher oder Broschüren bezogen haben, werden hierdurch dringend ersucht, dieselben baldthunlichst an das Sekretariat zurückzusenden.

Rückständige Beiträge.

Diejenigen Vereine, welche mit ihren Beiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, werden ergebenst ersucht, dieselben an den Schatzmeister des Verbandes, Herrn Oskar Berlin, Berlin NW., Dorotheenstr. 52 baldigst einsenden zu wollen.

Der Vorstand des Verbandes
der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Dr. Gustav Karpeles-Berlin, 1. Vorsitzender. Rabbiner Dr. Frank-Köln, 2. Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer-Berlin, Schriftführer. Oscar Berlin, Schatzmeister. Dr. med. Fink-Hamburg, Kaufmann Siegfried Freund-Dortmund, Bankier Emil L. Meyer-Hannover, Dozent Dr. M. Braun-Breslau, Professor Dr. J. Horowitz-Thorn, Beisitzer.

Geschäftsführender Ausschuß:

Dr. Gustav Karpeles, Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer, Schriftführer. Oscar Berlin, Schatzmeister.

Sekretär:

Schriftsteller Albert Katz, Pankow b. Berlin, Florastraße 58, oder Berlin C., Rosenstraße 17, Buchhandlung.

Gedruckt bei
Rosenthal & Co., Berlin N.,
Johannis-Straße 20.